3 1761 03935 0327

KÖNIGS SCHLOSS-BUCHEREI

BONGS SCHÖN BÜCHEREI

Bruno Wille

Lebensweisheit

Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister

von

Bruno Wille

Berlin ++ Leipzig ++ Wien ++ Stuttgart

Deutsches Verlagshaus

Bong & Co.

PN
6091
W5

640222
14. 8. 56

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Die Ausstattung dieses Buches besorgte Willy Velling. Der Druck erfolgte bei Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig) in Leipzig. Den Einband lieferte nach Angaben der Verlagsbuchhandlung die Firma H. Sperling in Leipzig. Copyright 1913 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin.

Einleitung / Eine Sinndeutung des Weltalls.

1. Die beiden Bäume im Garten Eden.

Um die Grundansicht dieses Buches von der Lebensweisheit gleich anfangs mit einiger Deutlichkeit hervortreten zu lassen, sei gesagt, was ich nicht als echte Lebensweisheit betrachte: nicht Lebensklugheit, die eine Fülle von Erfahrungen zu einer Anweisung verarbeitet hat, wie man ein möglichst genußreiches Dasein führt. Allerdings findet auch solch eine Glückslehre Berücksichtigung, doch nur deshalb, weil es angebracht erscheint, Proben davon zur Anregung zu bieten, um den forschenden Leser über die egoistische Stufe der Selbsterkenntnis zu unterrichten und durch Anschauungen in verschiedener Richtung vor Einseitigkeit möglichst zu bewahren. Der „Baum des Lebens" trägt als Frucht etwas anderes als die Kunst, das liebe Ich zu hätscheln. Wer darin Meister werden möchte, muß sich an den andern Baum halten, von dem die alte Mythe gleichfalls erzählt. Auch er wuchs im Garten Eden, wo ja alle Typen der Schöpfung versammelt waren und sogar die Schlange der Verführung zischeln durfte. Ihn schaute die Urmutter der Menschenkinder lüstern an und gestand sich, daß er „lieblich anzusehen", daß von ihm „gut zu essen wäre", und daß es „ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte". So übersetzt Luther und nennt ihn „Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses". Tiefsinniger und auch sprachlich richtiger wäre die Übersetzung: Baum der Unterscheidung des Vorteils und Nachteils. Die Ichsucht bedeutet er, die Klugheit des Egoismus. Hingegen treibt der „Baum des Lebens mitten im Garten" gleichsam aus Gottes Herzen hervor und bedeutet das Heil, das die erbliche Krankheit der Geschöpfe, ihre Entfremdung vom Ewig-Einen, heilen kann. Zwar hat der Herr, damit der Mensch „nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich", seinen Cherub davor gelagert „mit einem bloßen, hauenden Schwert, zu bewahren den Baum des Lebens". Doch die Heimat des ewigen Lebens bleibt nicht versagt dem verlorenen Sohne; den Lebensbaum zu finden nach all der schmerzlichen Enttäuschung, von ihm zu genießen und dann erst eigentlich „wie Gott" zu werden, ist der letzte Sinn der Austreibung aus dem Paradiese. Der Baum

der Unterscheidung von Vorteil und Nachteil spielt nicht allein in der Schöpfungsgeschichte eine Hauptrolle, sondern auch sonst im Alten Testament; so in den mosaischen Gesetzen, insofern sie sich mit Lohn und Strafe an die Ichsucht wenden. Vom Baume des Lebens aber handelt das Neue Testament, handelt eine Lehre, die sich „den Weg, die Wahrheit und das Leben" nennt und die alte Welt des Egoismus auf ein neues Reich, auf eine andere Form des Erlebens und der Gestaltung des Daseins hinweist. Es geschieht z. B. durch ein Wort, das von allen revolutionären Losungen die radikalste ist: „Wer sein Leben" — nämlich sein Ich — „erhalten will", also sich ganz dem Egoismus in die Arme wirft, „der wird es verlieren; wer aber sein Leben", d. h. dessen starre Ichform, „verliert um meinetwillen, der wird es bewahren", nämlich in der höheren Form des All-Selbst. Nichts andres hat Goethe im Auge, wenn er sagt:

„Und solang du das nicht hast,
Dieses: ‚Stirb und Werde!'
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde." —

Wenn ich die „Heilige Schrift" anführe, so geschieht es, weil sie gewisse Fundamentalwahrheiten enthält, die höchst volkstümlich geworden sind und mir nicht jüdisch oder christlich, vielmehr menschentümlich erscheinen; Erlebnisse aller Zeiten und Völker, genauer gesagt: ihrer Weisen. Es gibt eben nur eine Wahrheit, nur eine einzige echte Religiosität in den besseren Bekenntnissen.

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an!" Goethe.

Das alte Wahre berührt uns freilich oft fremd, weil es sich nicht in modernen Begriffen ausdrückt, sondern in einer Sprache, die Sinnbild und Mythe ist. Der geläuterte Mensch mußte, um seine Heilserlebnisse den Menschengeschwistern mitzuteilen, auf die sinnliche Welt Bezug nehmen. Weil diese uns allen gemeinsam und vertraut ist, liefert sie uns den elementarsten Stoff zur Verständigung, ja das einzige Mittel zur Veranschaulichung geheimer Seelenereignisse. Auch

für das „Höchste Wesen", ja für dieses erst recht, gibt es nur einen sinnbildlichen Ausdruck.

„So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug." Goethe.

So verstanden, können Gestalten einer sonst fabelhaften Mythik zu bedeutungsvollen Tatsachen der Innerlichkeit werden. Und unter diesem Gesichtspunkte entdecken wir in den großen Linien der Bibel, die doch ein ganz einziges Dokument religiöser Erlebnisse darstellt, eine sinnbildliche Beschreibung vom Herumirren, vom Sehnen und Suchen der Seele nach ihrem heimatlichen Urgrunde. Als sie das Paradies der Einheit verloren hat, stürzt sie in den Kampf ums Dasein, in ein hartes Ringen mit der wilden Natur, mit all den konkurrierenden Geschöpfen; es ist bezeichnend, daß die Weltgeschichte mit Brudermord anhebt, und daß der Versuch, die zerrüttete Zusammengehörigkeit der Menschenkinder gewaltsam herzustellen und den babylonischen Turm des Despotismus zu errichten, daran scheitern muß, daß die Völker einander nicht verstehen — was die Art des Egoismus, sein Entzweien und Entfremden, in einer Variante beschreibt, zugleich andeutend, erst das gegenseitige Verständnis der Menschen untereinander könne die Einheit bringen, auf die es ankommt. Ein Sinnbild der Heimkehr zum Ewigen ist der Zug des „auserwählten Volkes" aus der Knechtschaft durch die Wüste der Not und Versuchung nach jenem „Lande, wo Milch und Honig fließt", das einem tieferen Verstehen nicht etwa das spröde Palästina, sondern den Garten Eden bedeutet. Die Führung der Suchenden hat Moses, insofern er die Gesetze gibt und das Bündnis Israels mit Jahve erneuert. Eine Spur jenes tieferen Sinnes, der die Mosesmythe gestaltet hat, ist die Stelle im 5. Buch Mose 8, 3, nach der das himmlische „Man", mittels dessen die darbende Menge gespeist wurde, das Brot des ewigen Lebens, d. h. das erleuchtende Gotteswort, bedeutet. Hier liegt also ein Hinweis auf die sinnbildliche Bedeutung der Geschichte vor. Voll inniger Empfindung für die Wahrheit, daß das Gesetz nicht hinreicht, die Seele von der Ichform zu erlösen, daß also

Moses durch einen größern Messias abgelöst werden muß, hat die suchende Religiosität die Gestalt Christi hervorgebracht. Sein Leben ist ein Mysterium, eine mystische Darstellung der Menschenseele, die ihre Göttlichkeit entdeckt und sich durch Versuchung, schmähliche Mißhandlung und aufopfernde Kreuzigung hindurchringt zur Gewißheit des ewigen Lebens. In den Ausdrücken „des Menschen Sohn", „Gottessohn", „eins mit dem Vater" kennzeichnet sich eine Erkenntnis, die bereits im Brahmanismus, für das Urchristentum aber in der Platonischen Philosophie Geltung gewonnen hat; hiernach ist das „Wort" der innewohnende Sinn und die ewige Vollendung alles Geschaffenen und bedeutet als „Menschensohn" den Idealmenschen, die Menschheit als einheitliches und höheres Wesen. Wer sich vertrauend ihm hingibt, speist vom Baume des Lebens und lebt ewiglich. Die paradiesische Speise, deren Genuß von allem Hungern und Dürsten, ja vom Sterben heilt, wird deutlich genug gekennzeichnet in den sinnbildlichen Geschichten von der Speisung der Fünftausend mit einem Brote, das bei der Austeilung nicht weniger wird, sondern mehr, und vom Abendmahl, in dem der „Logos" (der ewige Sinn der Schöpfung) seinen Leib und sein Blut zur Nahrung darreicht, auf daß seine Jünger zu einer Körperschaft verschmelzen. Auch aus dem Legendenkreise, der Buddhas Gestalt bestrahlt, ließen sich sinnbildliche Einkleidungen der Weisheit beibringen, die unser Buch entwickeln möchte, daß nämlich der Sinn des Daseins darin besteht, aus dem unrastigen, stets enttäuschenden, schuld- und peinvollen Ichleben zur Hingabe an eine höhere Sphäre zu bekehren, um schließlich, von allen Banden der Endlichkeit frei, einzugehen ins Ewig-Eine, zu „Nirwanas" Reinheit, Klarheit und Frieden.

2. Wahre Bereicherung.

Wie grundverschieden von diesem Ideal ist doch das Ziel jener Vielzuvielen, die Schopenhauer „Fabrikware der Natur" nennt! Verbissen in den Wahn, sie könnten nichts andres sein als ein enges Ich, finden sie die Bedeutung ihres Daseins nur darin, eifer- und streitsüchtig nach „Glück" zu haschen. Verfehlen sie es, so soll die Blindheit des Zufalls und die Tücke des Objekts, Dummheit und Bosheit der Mitwelt daran schuld sein. Was sie dabei nicht berücksichtigen oder

nicht einmal ahnen, ist die im Weltzusammenhange begründete Verknüpfung des Leidens mit dem egoistischen Genuß. Ein Entbehren ist seine Vorbedingung, nur mit diesem mehr oder minder empfundenen Schmerz kann er erkauft werden. Sorge und Mühsal, Kampf und Gefahr fallen überdies schwer ins Gewicht, als Mittel zu seiner Gewinnung. Nie geht es dabei ohne eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegenüber den Nebenbuhlern ab, ja selten ohne sittliche Verschuldung, die das spätere Leben durch Gewissenspein beunruhigt. Gewöhnlich werden die erstrebten Ziele nicht ganz erreicht, oft völlig verfehlt; und dann wird wohl der Glaube an die reizende Fortuna durch Groll abgelöst. Wo aber die Mittel zu einem Genuß ausreichen, hält er selten, was er versprochen hat. Mancher Genuß offenbart sich dann auf einmal als eine schillernde Illusion, die unter der zupackenden Hand wie eine bunte Seifenblase zerplatzt. Im günstigen Falle ist die Befriedigung beim Schlürfen des Genusses eine ziemlich kurze; denn eben an dieser Befriedigung stirbt er. Wenn auch später neues Begehren nach ihm erwacht, so bringt doch die häufige Wiederholung des gleichen Genusses eine gewisse Abstumpfung mit sich; nach Abwechslung verlangt man nun und gesteht mit Faust:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Wehe aber der Ichsucht, die zuwenig neue Reizungen findet! Stöhnen muß sie unter der Geißel der Langenweile; die schmerzt nicht minder als die Not.

Tiefere Lebenskenntnis stimmt daher dem Ausspruche Schopenhauers zu: „Versucht man, die Gesamtheit der Menschenwelt in einem Blick zusammenzufassen, so erblickt man überall einen rastlosen Kampf, ein gewaltiges Ringen, mit Anstrengung aller Körper- und Geisteskräfte, um Leben und Dasein, drohenden und jeden Augenblick treffenden Gefahren und Übeln aller Art gegenüber. Und betrachtet man dann den Preis, dem alles dieses gilt, das Dasein und Leben selbst, so findet man einige Zwischenräume schmerzloser Existenz, auf welche sogleich die Langeweile Angriff macht und welche neue Not schnell beendigt. Daß hinter der Not sogleich die Langeweile liegt, welche sogar die klügeren Tiere befällt, ist eine Folge davon,

daß das Leben keinen wahren, echten Gehalt hat, sondern bloß durch Bedürfnis und Illusion in Bewegung erhalten wird; sobald aber diese stockt, tritt die gänzliche Kahlheit und Leere des Daseins zutage."

Einen bedeutsamen Hinweis tut hier der Philosoph; während das Dasein des gewöhnlichen Sterblichen, der hauptsächlich Genuß sucht, einer tauben oder wurmstichigen Nuß gleicht, gibt es auch kerngesunde Früchte, dort nämlich, wo der Homo sapiens seinem Leben „wahren, echten Gehalt" verleiht. Gerade um diesen Lebensgehalt handelt es sich uns, nicht um ein Glück, das flüchtig ist, nie hält, was es versprochen hatte, und, dem Rausche verwandt, dem schmerzliche Ernüchterung folgt, „die gänzliche Kahlheit und Leere des Daseins" enthüllt.

Nach den erwähnten Worten des tiefsinnigen Schopenhauer muß es befremden, wenn er seine „Aphorismen zur Lebensweisheit" mit der Bemerkung einleitet: „Ich nehme den Begriff der Lebensweisheit hier gänzlich im immanenten Sinne, nämlich in dem der Kunst, das Leben möglichst angenehm und glücklich durchzuführen, die Anleitung, zu welcher auch Eudämonologie (Glückslehre) genannt werden könnte; sie wäre demnach die Anweisung zu einem glücklichen Dasein." Daß unser Leben solch einem Dasein entsprechen könne, hat Schopenhauer rundweg verneint. „Keiner ist glücklich, sondern strebt sein Leben lang nach einem vermeintlichen Glücke, welches er selten erreicht, und auch dann nur, um enttäuscht zu werden. In der Regel aber läuft zuletzt jeder schiffbrüchig und entmastet in den Hafen ein. Dann aber ist es auch einerlei, ob er glücklich oder unglücklich gewesen, in einem Leben, welches bloß aus dauerloser Gegenwart bestanden hat und jetzt zu Ende ist." Wie ist mit dieser pessimistischen Lebensauffassung der Versuch vereinbar, Lebensweisheit im Sinne einer Glückslehre auszuarbeiten, die doch, wie ihr Ziel, das Glück, für unmöglich gehalten wird? Ein Widerspruch liegt hier vor, und nicht zu entschuldigen vermag ihn Schopenhauers Versicherung, seine Glückslehre habe nur einen bedingten Wert und beruhe auf einer Anpassung, insofern sie nämlich auf dem gewöhnlichen Standpunkte bleibe und dessen Irrtum festhalte. Wohl nur deshalb hat Schopenhauer hier mit dem landläufigen Irrtum einen Kompromiß geschlossen, weil sein Charakter, obschon mit einem tiefschauenden Geiste verbunden,

das Streben nach eigenem Glück und die Sorge vor Unglück nie los geworden ist. Mögen wir solches Zurückbleiben des Erdensohnes hinter der Einsicht des Weisen für menschlich, allzu menschlich halten, so geziemt es sich doch nicht, daß wir auf der Suche nach echter Lebensweisheit den gleichen Irrpfad betreten, im Glückswahn der Menge befangen, so daß wir nicht zum Baume des Lebens gelangen, sondern jenen andern Baum mit ihm verwechseln, der egoistischen Vorteil und Nachteil unterscheiden lehrt.

Mein abfälliges Urteil über das lebenskluge Suchen des Ichmenschen nach Genuß setzt mich dem Mißverständnis aus, als ob ich einer büßerisch entsagenden Weltanschauung huldige. Im Gegenteil! Nicht arm macht die Frucht vom Baume des Lebens, sie erlöst von Armseligkeit und beschert einen Reichtum, der ins Unermeßliche wächst. Nur freilich bedeutet die Bereicherung, die ich meine, keineswegs, daß der Ichmensch etwas in der Art erhält, wie man ihm einen Haufen Geld, ein Quantum Lust beibringen kann; diese Bereicherung ist äußerlich; dabei bleibt man, was man war.

„Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist!"

Unsere wahre Bereicherung ist die Steigerung unseres Selbst zu einer Qualität, die großartiger und inniger am All-Leben teilnimmt. Dabei gewinnt man eine höhere Lebensform. Ich nenne sie das höhere Ich, das bessere Selbst, das All-Selbst oder unsere Harmonie mit dem Sinn des Lebens. Dies ist der Schatz, den die Weisen im Innern entdeckt haben. Ob eine Seele Befriedigung darin findet, das hängt von ihrer Entwickelungsstufe ab. Vielleicht haftet sie an ihrer niedrigeren Ichform, ähnlich wie die Schnecke mit ihrem Hause verwachsen ist, und dann wird sie der Zumutung, aus sich herauszugehen, widerstreben. Mit dem absoluten Individualisten Stirner spricht sie vielleicht: „Mir geht nichts über mich." Eine Erkenntnis indessen, die den illusionären Charakter der Ichform durchschaut, führt über den egoistischen Standpunkt hinaus zum harmonistischen, und da heißt es: Mir geht meine höhere Lebensform über mein altes Ich, und sie bedeutet Hingabe an die Harmonie der Menschheit. Über diese enge

Ichform hinaus geht mir eine Form meines Lebens, in der ich mich eins fühle mit der Allharmonie. Was zur höhern Form, zum All-Selbst, bekehrt, ist kein frommer Eifer, kein „Spuk und Sparren", wie Stirner den Fanatismus jeder Art zutreffend getauft hat, ist vielmehr das wohlempfundene Interesse des Edelkeims in uns, der wachsen möchte, ist die Sehnsucht nach echtem Lebensgehalt, nach der beseligenden Vollkommenheit des Unendlichen. Hier erfüllt sich die faustische Sehnsucht, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, im innern Selbst zu erleben und so das eigene Ich zu ihrem Ich zu weiten, ja der Sonne gleich, mit ausstrahlender Teilnahme und wirkender Güte die Räume der Schöpfung zu durchdringen. Das Wesen solcher Bereicherung wird durch eine Unterscheidung beleuchtet, die zu den echten Weisheiten Schopenhauers gehört; er unterscheidet nämlich zwischen dem, „was einer hat", und dem, „was einer ist". Das beste und meiste muß jeder sich selber sein und leisten, und je mehr einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen, und desto erhabener steht er über den Wechselfällen des Schicksals. Während alle Habe einen zweifelhaften Reichtum, und jede Form der Habsucht, zu der ja auch die Genußsucht gehört, eine Selbsttäuschung des Ichmenschen bedeutet, stellt die Fülle unseres Innenlebens, unserer liebreich tätigen Anteilnahme am Leben, das uns umgibt, die einzige unmittelbar empfundene, wahrhaft eigene Habe dar, oder richtiger, jenes gesteigerte und veredelte Selbstgefühl, das an Wert jedweden Besitz übertrifft. Seine Schätzung drückt sich in der Titanensehnsucht Fausts insofern aus, als es ihm nicht darauf ankommt, etwas zu wissen und zu haben — da er selbst geistige Habe geringschätzt —, sondern etwas zu sein, das im Unendlichen aufgeht. Am weisesten Gedicht, das deutsches Gemüt hervorgebracht, haben wir ein Evangelium von der idealen Harmonie des Kosmos. Ihr liebevoll hingegeben, findet Lynkeus der Türmer, d. h. der von hoher Geisteswarte schauende Mensch, im Schauen der Ewigkeit sein höheres Bewußtsein, sein All-Selbst:

„So seh' ich in allen
Die ewige Zier;
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn —
Es sei, wie es wolle —
Es war doch so schön."

Auf dieser Entwickelungshöhe des allgemeinen Lebens sind alle Gegensätze nur Ergänzungen und Erfrischungen, nicht mehr Feindschaften. Hier gibt es keine Selbstzerfleischung, keine wüste Unordnung, keine Schuld und Qual, nicht einmal einen eigentlichen Mißton. Die Schönheit des Moments bedeutet zugleich eine Schönheit des Ganzen. Der herrisch-gierige Charakter der Seele, wie er im niedrigen Ich sorgenvoll und habsüchtig dem All entgegentritt, ist aufgelöst. Und dies große Erlösungswerk ergibt sich aus der Bekehrung zum harmonistischen Standpunkt. Die neue Anschauungsweise sieht nicht mehr in dem engen, nichtigen Stückchen Welt, das wir unser Ich nennen, unser Wichtigstes, sondern in unserer Anteilnahme am idealen Berufe, am unvergänglichen Sinn des Weltalls.

3. Die Hingabe des Helden.

Dem Preislied auf den Sinn des Lebens gegenüber erscheint es mir ratsam, vor dem zu warnen, was Lessings Nathan „andächtig schwärmen" nennt. Drum will ich gleich betonen, daß man in den Sinn des Lebens nicht wie in eine gnädig erschlossene Himmelstür eingeht. Für ein Geschöpf, das in den Trieben eines abgesonderten Körpers wurzelt, ist das Ichleben die ursprüngliche Naturform, und sich von ihr zu lösen bringt neben der Befriedigung des bessern Selbst manche Anstrengung, Entäußerung, ja Marterqual mit sich. So erscheint es wohl verständlich, daß die Seele, noch an ihrer Ichform hängend, weil sie davon noch nicht genügend enttäuscht worden ist, zurückbebt vor der Zumutung, den egoistischen Standpunkt aufzugeben. Erst eine heroische Gesinnung entschließt sich zur Hingabe an das überegoistische Leben.

Auch diese Erkenntnis hat sinnbildliche Gestalt in alter Mythe: Herkules, der antike Arbeitsheros, stand am Scheidewege, schwankend, ob er rechts oder links gehen solle; von dem einen Pfade versprach ihm ein weichlich holdes Weib alle Genüsse der Welt; doch eine streng erhabene Gestalt lud ihn ein, den andern Pfad zu wählen, der rauh

und voller Mühsal sei, aber zum Heldentum, zur Unsterblichkeit führe. Dafür nun entschied sich der hochsinnige Herkules, ein würdiger Abkömmling des Himmelsherrn; er unterzog sich demütig den schier übermenschlichen Aufgaben, die ihm gestellt wurden, bestand die zwölf Proben unter viel Mühsal, starb auch noch einen qualvollen Tod, wurde aber dann in den Götterhimmel aufgenommen ... Kein Märchen, keine bloße Einbildung ist der Griechenheros, sondern eine Wahrheit, eine tatsächliche Macht, nämlich das bessere Selbst als Lebensrichtung und Entwickelungsmöglichkeit in jeder Seele. Paulus hat denselben Erlöser den „inneren Christus" genannt. Der Seele heldenhaftes Ringen gegen den „Fürsten dieser Welt", d. h. den Egoismus in jeder Form, wird in tiefsinniger, leider wenig verstandener Sinnbildlichkeit dargestellt durch das Evangelien-Mysterium vom „Menschensohne", der sich aus Gott geboren fühlt, „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" verachtet, hingegen das „Königreich der Himmel" aufsucht; arm und gering, doch überall hilfreich, erleuchtend, erweckend, schreitet er durch die erlösungsbedürftige Menschheit, von Finsterlingen verraten, verkauft, mißhandelt; am Kreuze stirbt er, — das aber ist ein uraltes Licht-, Heil- und Opferzeichen, die Hingabe an das Göttliche bedeutend.

Wie man sich praktisch stellt zur Mahnung dieser Symbole, ob man am Scheidewege des Herkules — oder (was sinnbildlich die gleiche Bedeutung hat) bei der Versuchung des Menschensohnes — egoistischen Genuß wählt, oder ob man, letzteren geringschätzend, Sehnsucht nach einer höhern Stufe seines Lebens und Wirkens empfindet, das ist Sache unserer Selbstbestimmung, und diese hängt ab von der Persönlichkeitsreife. Der Baum des Lebens hat im Menschengemüte seine Entfaltungsstufen. Mit dem Keime hebt er an, der aber treibt in jedem Menschenkinde. Daß sich der Keim zur Fruchtkrone entwickele, ist der Beruf unseres Lebens. Erst wo der Trieb zu solcher Reife waltet, wird das Leben zu einer Selbstschöpfung, zur Gestaltung des Höhern. Was ich für die Quintessenz der Weisheit halte, bedarf nicht irgendeines Glaubens, der ja stets Zweifel erlaubt; er gründet sich auf keine Erwartung jenseitiger Vergeltung, auch nicht auf ein Dogma der Ethik oder auf philosophische Beweise; er ist durchaus Eigentat der Persönlichkeit. Wer jemals in der glühenden Pein

der hadernden Egoismuswelt geschmachtet hat und dann durch einen Tautropfen vom Lebensbaume erquickt wurde, der hegt im Herzen, ob auch heimlich und schüchtern, Dankbarkeit, Liebe, Sehnsucht gegenüber dem vollkommeneren Leben. Vielleicht wird ihm nun das niedere Dasein immer mehr zur minderwertigen Schale, ja zum Überdruß, und erstarkt hebt sich sein besseres Selbst zu einem heldischen Schaffensdrange, der den Sinn des Weltalls im eigenen Leben zu gestalten sucht, auf daß jenes ideale Reich Boden gewinne, „wie im Himmel, also auch auf Erden". Nicht abschrecken läßt er sich von der Tragik, die zum heroischen Leben gehört; er ist Herkules und ist der mißhandelte Lichtbringer Prometheus; er gibt wie der Königssohn Buddha die Güter der Ichsucht auf; er nimmt in tätiger Menschenliebe Christi Kreuz auf sich; er trinkt den Giftbecher des Sokrates, der lieber unrecht leiden als unrecht tun wollte; und er läßt sich, wie Giordano Bruno, lieber zu Asche brennen bei lebendigem Leibe, als daß er untreu würde seinem besseren Selbst. Mag nach dem Tode kommen, was da wolle, wo das höhere Selbst oder „Daimonion" auftritt, da fürchtet es nicht Not noch Tod. Angst und Vernichtung kann dieser ja nur über die endliche Form des Ichs verhängen; nicht aber reicht er an das All-Selbst heran, das mit seinen Interessen den Helden ganz erfüllt und zu einer überegoistischen Lebensform umgebildet hat. Engel tragen „Fausts Unsterbliches" empor zu höheren Rängen des Daseins; und wie aus der Raupenhülle ein neugeformtes, flugbegabtes Wesen in leuchtende Lüfte sich erhebt, so waltet der faustische Tatenleib in den „höheren Sphären" kosmischer Harmonie, von den Engeln „seliger Allverein" genannt. Bezeichnend für den unendlichen Sinn des Menschenlebens und Weltalls, als dessen Hoheslied die Faustdichtung bezeichnet werden darf, ist auch die Versinnlichung der Allharmonie oder „ewigen Zier" in der „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin", die als des Gottmenschen Mutter zur „Himmelskönigin" erhöht ward. Der Tiefsinn urchristlicher Gnosis meinte damit die göttliche Weisheit (Sophia), die den Logos (das Wort und erleuchtende Heil) zur Welt bringt. Goethes Verständnis für solche mystische Symbolik leuchtet aus den Worten des Schlußchors hervor:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis."

Fausts Erdenwallen wird zum Gleichnis für die Menschenseele, die sich aus den Schranken der Endlichkeit zum Unendlichen sehnt, bis ihr die Umformung zum bessern Selbst gelingt. Gleich einem Schmetterling aus der Puppe geschlüpft, darf es sich dem Leuchten der Ewigkeit ergeben, dem „Ewig-Weiblichen", das den „Doktor Marianus" hinanzieht; er bedeutet den zu höherer Lebensform gesteigerten Faust, der „jeden bessern Sinn" ermahnt, sich „umzuarten" zur Hingabe an das Ewige.

4. Die Bedeutung des Vertrauens in der Weltanschauung.

Doch angenommen, ein Idealistenherz glaube, in seiner Hingabe an die Allharmonie den Sinn des Daseins gefunden zu haben, auf einmal aber erwacht der Zweifel: Bin ich auch nicht ein irrender Schwärmer, ein Phantast des Glaubens? Gibt es denn einen ewigen Sinn des Weltalls? Gibt es überhaupt ein Ewiges? Muß nicht alles Gewordene auch wieder vergehen? Und lehren nicht Vertreter der Wissenschaft, unsere Kultur, die Menschheit und alles geistige Leben gehöre zum Gewordenen und Vergänglichen? Soll nicht unser Planet einmal erkalten, so daß kein Mensch, kein Tier, kein organisches Gebilde mehr leben kann? Wenn alsdann die Lebensfunktion der letzten Eiweißzelle aufhört, erlischt das letzte Fünkchen Empfindung und Erinnerung. Und vorbei ist es mit allem geistigen Leben, mit unserer gepriesenen Kultur, der Arbeitsfrucht ungezählter Geschlechter, vorbei mit den Lichtgedanken der Menschheit, mit dem Wahren, Schönen und Guten. Umsonst, letzten Endes sinnlos, war die ganze Entwickelung der Erde, und triumphieren darf Mephistopheles am Grabe der Menschheit wie an Fausts Leiche:

„Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ewige Schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen!"

Dieser Nihilismus eines „Geistes, der stets verneint", ist ein so furchtbar niederdrückendes Bewußtsein, daß es für einen Charakter, der den Sinn des Lebens ersehnt, eine Art Hölle darstellt. So hat bereits

altgriechische Weisheit empfunden, indem sie zu den schlimmsten Strafen der Unterwelt die Qualen des Sisyphus und der Danaiden rechnet — jenes Mannes, der einen Marmorblock bergan wälzen muß, wobei der Stein, sobald er ihn beinahe oben hat, seinen Händen wieder entrollt — und jener Töchter des Danaus, die ein Sieb mit Wasser zu füllen haben, was sie natürlich nie fertig bringen. Und wenn nun auch das All ein Sisyphus wäre? Wenn es mit all seinem mühseligen Streben und Ringen nicht den mindesten Dauerwert zustande brächte? Diese Aussicht kann manchen Idealisten entmutigen, indem sie ihm den Verdacht zuraunt, es sei töricht, für ein Ideal Opfer zu bringen, das früher oder später vom öden Nichts verschlungen werde. Solche Zweifel sind bisher noch von keiner Philosophie mit voller Endgültigkeit widerlegt worden, und es gilt vielen Denkern für ausgemacht, daß eine Lösung der letzten Lebensrätsel dem Menschengeist überhaupt unmöglich ist. Gleichwohl wird alles Fragen, das aus der Tiefe unserer Seele kommt, begleitet vom rastlosen Nachsinnen und ständigen Versuche, einleuchtende Antworten zu finden. Und mag der strenge Verstand geltend machen, daß Beweise von mathematischer Sicherheit fehlen, so wird dieser Mangel doch von einer Art Logik ersetzt, die dem religiösen Gemüte eigentümlich ist. Herzenslogik kann man sie nennen, wenn auch dieser Ausdruck insofern bedenklich erscheint, als Logik Sache des verständigen Denkens ist, während das Gefühl bekanntlich unser Urteilsvermögen verwirren kann. Indessen entspricht eine gesunde Herzenslogik unserer vernünftigen Natur. Ich verstehe darunter logische Schlüsse, gestützt auf solche Gründe, die zwar bei mißtrauischer Verstandeskritik unzureichend erscheinen, für ein vertrauendes Gemüt aber zu Wahrscheinlichkeiten, fast zu Gewißheiten werden. Vertrauen hat in unserem praktischen Leben viel Bedeutung und vernünftige Geltung; es greift sogar in das theoretische Forschen weit mehr ein, als strenge Vertreter der Wissenschaften bemerken oder einzugestehen wagen. An unserer „Menschenkenntnis“ hat Herzenslogik einen wesentlichen Anteil. Wie manche Persönlichkeit haben wir nur flüchtig kennen gelernt, und recht günstig ist das Bild ausgefallen, das wir uns von ihr entworfen haben, obwohl der Verstand für wichtige Züge keine sicheren Beweise hat und andere Leute vielleicht gar Warnungen laut werden ließen.

Was in unserer Anschauung den Ausschlag gab, ist unser Gefühl, ein Verhältnis der neuen Bekanntschaft zu unserem Gemüte; reagiert dieses vorwiegend mit Billigung und Zuneigung, und wird es vielleicht an ähnliche Erlebnisse günstiger Art erinnert, so bringt es ein Zutrauen entgegen, das aus einem objektiv ungenügenden Anschauungsmaterial ein subjektiv sicheres und ansprechendes Bild zu formen weiß. Welchen Anteil solche Herzenslogik an wissenschaftlichen Werken hat, wird uns beispielsweise auf dem Gebiet der Geschichte deutlich, wenn wir etwa über die Reformation grundverschiedene Urteile hören, je nachdem der Historiker protestantisch oder katholisch gesinnt ist —, oder wenn wir an jene naturphilosophischen Probleme herantreten, die teils im Sinne eines Darwin und Haeckel, teils wieder im Anschluß an den Bibelglauben, teils auch mit dem Achselzucken des Agnostikers beantwortet werden.

Wer die Frage untersucht, ob das Weltall einen unverlierbaren Sinn habe, wird seine Entscheidung nicht lediglich nach dem Kalkul des Verstandes richten können, sondern, wofern er überhaupt ein Weltbild zu gestalten wagt, auch nach dem Grade und der Art des Vertrauens, das er dem schöpferischen Urgrunde, aus dem unser Leben wie die gesamte Schöpfung quillt, vermöge seiner Gemütsrichtung und Lebenserfahrung entgegenbringt, oder aber vielleicht verweigert. Wie bei solchen Anschauungen unser Denken durch Stimmungen beeinflußt wird, zeigt der Begriff „Natur", der doch in verschiedenen Köpfen einen recht verschiedenen Gehalt hat. So sieht z. B. ein Mönch in der Natur den Wurzelboden sündiger Triebe, ein Nationalökonom einen Gegenstand der Nutzung, ein weichlicher Städter hauptsächlich rohe Kulturlosigkeit, ein Pessimist den Tummelplatz wüster Elemente, das künstlerische Auge aber leuchtet in heller Freude über alles Natürliche, und ein Naturfreund vom Schlage des amerikanischen Dichterphilosophen Thoreau findet in der Natur, in der Hütte am einsamen Urwaldsee, den Frieden und die Weisheit seines Lebens.

5. Die Innerlichkeit des Weltalls.

Die Frage, ob das Weltall einen unverlierbaren Sinn haben kann, wird bejaht von einem Gemüte, in dem Religiosität (nicht mit Konfession zu verwechseln) lebendig ist, nämlich Vertrauen zum Wesen oder

Urgrunde des Alls. Wie ein Erdbeben eine ganze Landschaft erzittern läßt, vielleicht Städte zerstört und Inseln verschlingt, so ist das religiöse Vertrauen erschüttert worden durch eine Weltanschauung, die sich zwar um die Ehrlichkeit und Unabhängigkeit der Forschung sehr verdient gemacht, aber dem Mißtrauen huldigt, das All sei wesentlich etwas Totes und Brutales, nämlich Materie, mechanische Bewegung. Während die philosophischen Griechen keinen brutalen Mechanismus kannten, sondern unter „Mechaneisthai" ein sinnvolles Bewegen verstanden, stellt der materialistische Mechanismus die allgemeine Geistigkeit des Alls in Abrede, indem er gefühls- und empfindungslose Bewegung oder Materie für das Grundwesen hält. Was wir Seele und Geist nennen, bedeutet ihm nur einen Ausnahmefall; gelegentlich und vorübergehend tritt er auf, wo nämlich der Hauptstoff des organischen Lebens, das Eiweiß, entsteht.

Diese Voraussetzung beruht auf einer Willkür. Wenn auch das Innenleben des Menschen wie der Tierwelt in einem Verhältnis der Abhängigkeit zu gewissen Eiweißfunktionen steht, so ist damit noch nicht gesagt, daß das Seelen- und Geistesleben überhaupt an eine vereinzelte materielle Organisation gebunden sein muß. Vielmehr besteht die Möglichkeit, daß jene Naturphilosophen recht haben, die nicht bloß die sogenannten Organismen für psychische Geschöpfe halten, sondern Seele und Geist allenthalben sehen, auch in der „unorganischen" Natur. Eine absolute Grenze zwischen dem „Organischen" und dem „Unorganischen" läßt sich überhaupt nicht ziehen, und vor allem darf hier nicht übersehen werden, daß die Annahme, seelisches Leben sei auf die Eiweißorganismen beschränkt, keineswegs auf strenger Logik beruht, sondern auf einer subjektiven Deutung, die nicht zuverlässiger ist als die Herzenslogik. Bei den Vertretern des Glaubens an brutale Materie liegt ein willkürliches Versagen jener Phantasietätigkeit vor, die ein Innenleben in die Naturgebilde hineindeutet. Gegen solches Hineindeuten hat der Materialist nichts einzuwenden, wo es sich um höhere Organismen handelt, und nur den niederen Gebilden spricht er Innenleben ab. Mit welchem Rechte denn aber? Wie gelangen wir denn überhaupt zur Annahme eines seelisch-geistigen Innenlebens? Verhehlen wir uns doch nicht, daß seelisches Leben in unmittelbarer Weise jedem von uns nur an einer

einzigen Stelle des Weltalls vorliegt, nämlich in seiner eigenen Innerlichkeit. Absolut sicher ist in der Tat nur der Satz des Cartesius: „Ich denke, also bin ich!“ Ob noch ein zweites unter den Körpergeschöpfen, die uns entgegentreten, seelische Innerlichkeit hat, wissen wir nicht mit strenger Gewißheit; und wenn auch bedeutende Wahrscheinlichkeitsgründe dafür sprechen, so gibt doch bei ihrer Geltung Herzenslogik den Ausschlag. Mag mir ein Mitmensch noch so nahe stehen, noch so traut und verständlich erscheinen, — von dem, was in seiner Seele vorgeht, weiß ich in unmittelbarer Weise nichts, erfahre davon vielmehr nur durch Anzeichen etliches, und die Anwendung ist Sache meiner Subjektivität, desgleichen auch der Grad von Gültigkeit, den ich den Anzeichen von Innerlichkeit zuschreibe. Was von dem Mitmenschen zu mir dringt, ist zunächst bloß als äußerliche Erscheinung gegeben: ich sehe seine Körpergestalt, beobachte seine Mienen, seine Gebärden und habe bestimmte Gehörsempfindungen, die seine Sprachwerkzeuge veranlassen. Was ich die innerliche Bedeutung dieser Mienen, Gebärden und Worte nenne, ist von meiner Phantasie in sie hineingelegt worden. Ich deute den Mitmenschen nach meinem eigenen Muster, schaffe ihn geistig nach meinem Ebenbilde. Weil ich an meinem „Ich“ ein gesetzmäßiges Beisammensein gewisser Körperäußerungen mit gewissen Seelen- und Geistesvorgängen beobachte, z. B. Heiterkeit beim Lachen, Schmerz beim Weinen, und weil ich beim Vernehmen der Worte bestimmte Wahrnehmungen gemacht habe, ist aus solcher Verknüpfung von Erfahrungen eine Sprache geworden, ein Mittel, Innerlichkeit auszudrücken; den sinnlichen Erscheinungen, besonders den Äußerungen eines Mitwesens schreibe ich gewisse seelisch-geistige Eigenschaften oder Vorgänge zu, deren Entsprechung ich an mir beobachtet habe.

Diese Art Wörterbuch hat, wie jedes Lexikon, zwei Reihen von Erscheinungen: eine Reihe fremder Äußerungen, und mit ihr in gesetzlichem Zusammenhange eine andere Reihe, die unmittelbar verständlich ist. Dieser „Sinn“ ist das Seelisch-Geistige oder Innerliche, jene zunächst befremdende Erscheinungsreihe aber das im Mitwesen auftretende Körperliche oder Äußerliche. Was mir ein Freund anvertraut, was der Blick der Liebe oder die Drohung lauernden Hasses verrät, alles ist meine Deutung, eine Vorstellung von Innerlichkeit,

nach dem Muster meines Selbst gestaltet. Natürlich will ich nicht sagen, es sei nur meine Deutung; ich habe ja gute Gründe zu der Annahme, daß die fremden Innerlichkeiten keine bloßen Einbildungen meiner Phantasie sind, sondern unabhängig davon bestehen. Doch zu meiner Kenntnis gelangen sie durch meine Phantasie, indem ich mein eignes Innenleben in sie hineindeute; ich könnte auch sagen: indem ich es in ihnen wiederfinde.

Wie weit nun solche Deutung von mir erstreckt wird, ob ich lediglich Menschen und höheren Tieren, oder auch „niedrigeren" Organismen, z. B. Pflanzen und einzelligen Wesen, Empfindung, Gedächtnis, Gefühl und Trieb zuschreibe, das hängt von der besondern Betätigung meiner Einbildungskraft ab. Wer etwas aus seiner eigenen Innerlichkeit hineinzubilden vermag in ein gestaltloses Eiweißkörperchen oder in die sogenannten fließenden Kristalle, selbst in die Verbindungen und Trennungen chemischer Atome — den wird dieselbe Deutung folgerichtig zur Beseelung des ganzen Weltalls führen. Wenn ich solches Deuten eine Phantasietätigkeit nenne, so halte ich es doch nicht für phantastisch, sondern für eine Form des Erkennens. Es ist ein Schließen „per analogiam", das aus der Ähnlichkeit im Äußern eine entsprechende Ähnlichkeit im Innern folgert.

Bis zu welcher Grenze das Anerkennen äußerer Ähnlichkeit geht, ist Sache der einzelnen Persönlichkeit, ihrer Phantasie, ihres Gemütes, ihrer Herzenslogik. Während einige moderne Zoologen davor warnen, den Tieren, selbst dem Affen, Elefanten, Hunde und Pferde, ein Innenleben nach menschlichem Muster zuzuschreiben, und während Cartesius, wie die scholastische Philosophie, alle Tiere für maschinenähnliche Organismen ohne geistiges Leben hielt, weist Gustav Theodor Fechner nach, daß die Pflanzen in Bau und Benehmen den Menschen sehr ähnlich sind, also seelisch gedeutet werden sollten, und spricht auch ein Haeckel vom „Lieben und Hassen" der Atome, wie ja sein Lehrmeister Goethe in den „Wahlverwandtschaften" die chemischen Atome als soziale Wesen betrachtet, die aus Neigung einander suchen und wählen, aus seelischen Motiven einander meiden und fliehen.

Weit hinaus über die Tierwelt greift der Analogieschluß, der aus menschenähnlichem Bau und Benehmen ein seelisch-geistiges Leben folgert. Die Pflanze, der man gewöhnlich die Fähigkeit, zu emp-

finden, zu fühlen, zu wollen abſpricht, zeigt bei näherer Betrachtung ſo erhebliche Ähnlichkeiten mit dem Körperbau und Verhalten des Menſchen, daß man eine Innerlichkeit, der ſeinen ähnlich, in ſie hineindenken darf, ja mit einer gewiſſen Dringlichkeit dazu aufgefordert wird. Schon die Tatſache, daß die Pflanze ein Organismus iſt, daß ſie aus zartem Keime durch Ernährung und Vermehrung ihrer Zellen erwächſt, daß ſie ißt, trinkt und atmet, geſund oder krank ſein kann, daß ſie ſchöne Blüten entwickelt, die zur Befruchtung anlocken, oder auch Früchte, die in geſchickter Weiſe der Fortpflanzung dienen, und daß ſie nach den Perioden der erſten Jugend, der Liebeszeit und der Reife altert und ſchließlich ſtirbt — ſchon dieſer allgemeine Entwickelungsgang iſt dem Menſchenleben ſo ähnlich, daß er uns auffordert, zu ihm eine ſeeliſche Parallele, eine entſprechende Innerlichkeit hinzuzudenken. Zu der allgemeinen Ähnlichkeit treten in Fülle noch andere Berührungen der Pflanze mit dem Menſchen, die man in Spezialwerken findet, z. B. in Fechners Buche „Nanna“. Freilich iſt die Pflanze dem Menſchen und höheren Tiere in mancher Hinſicht wiederum unähnlich; haben wir doch Augen und Ohren, Schmeck-, Riech- und Taſtorgane, dazu Glieder, mit denen wir ſogenannte willkürliche Bewegungen ausführen und unſeren Aufenthaltsort verändern; und werden doch die eigentümlichen Verrichtungen unſeres ſeeliſch-geiſtigen Lebens durch Nerven, Rückenmark und Gehirn bedingt, während das Seelenleben der Pflanze ſich nicht durch derart ausgebildete Werkzeuge vollzieht. Aber dieſer Unterſchied tritt eigentlich nur zwiſchen den höheren Pflanzen und den höheren Tieren zutage, verſchwindet jedoch, wenn wir auf der Entwickelungsleiter der Organismen weit genug hinunterſteigen. Es gibt Organismen, die keine beſonderen Organe zur Empfindung, keine Nerven, kein Gehirn oder Rückenmark entwickelt haben, nicht einmal die Fähigkeit, ſich willkürlich fortzubewegen. Sind es Pflanzen? Sind es Tiere? Jedenfalls ſind es Lebeweſen, denen man Empfindung, Gefühl, Trieb nicht abſprechen kann; denn aus ihrem Benehmen läßt ſich auf ein Innenleben ſchließen.

Wenn der einſeitige Materialiſt geltend macht, die Empfindungen ſeien Reizungen der Nerven und des Gehirns, ſo ſollte er zunächſt bedenken, daß der Nerven- und Hirnſtoff ſelber erfahrungs-

gemäß eine Gruppe von Gesichts- und Tastempfindungen ist, also nicht als Ursprungsgrund für das Empfinden hingestellt werden darf. Sonst macht man sich eines Zirkelschlusses schuldig, indem man auf die Frage: „Was ist das Hirn?“ erwidern müßte: „Eine durch das Hirn bedingte Empfindungsgruppe.“ Bevor der Mensch etwas von den Funktionen des Gehirns und von der eiweißartigen Kohlenstoffverbindung „Plasma“ weiß — als Kind, als Ungelehrter —, deutet er in den Mitmenschen ein Bewußtsein hinein, nach dem Muster seines eigenen Innenlebens. Was ihn dazu veranlaßt, ist die allgemeine Ähnlichkeit, die jener mit ihm in Bau und Benehmen hat; Nerven und Hirn des Mitmenschen spielen dabei nicht die entscheidende Rolle. Ist dieser Schluß, dem die Menschheit viele Jahrtausende hindurch huldigte, ehe es noch eine Physiologie gab, etwa unstatthaft? Doch wohl nicht!

Freilich hat unsere Physiologie nachgewiesen, daß die Geistäußerungen eines Tieres, eines Menschen abnehmen oder gar aufhören, sobald ihm Nerven und Gehirn beeinträchtigt oder zerstört werden. Aber hieraus geht lediglich hervor, daß zwischen diesen bestimmten Geistäußerungen einerseits, dem Hirn- und Nervenei weiß andrerseits ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, das sich durch folgendes Bild veranschaulichen läßt. Wenn ich die Saiten eines Klaviers verletze oder das ganze Klavier zerstöre, so leidet oder verschwindet dieses Klaviers Musik. Aber folgt hieraus etwa, Musik überhaupt sei ohne Klavier unmöglich? Keineswegs; es gibt ja Musikinstrumente mannigfaltiger Art; neben den Saiteninstrumenten hat man zum Beispiel Blasinstrumente, und schließlich ist nur eine gleichmäßige Erschütterung der Luft nötig, damit der musikalische Ton entsteht. Der Materialist, der bloß einem Nerven- und Hirnwesen Bewußtsein zutraut, verfährt ebenso einseitig wie ein Naturvolk, das ausschließlich Hauchmusik kennt (durch die Kehle, Flöte oder Trompete hervorgebracht) und nun nicht glauben will, daß sich auch auf andere Weise Musik machen läßt. Würde solch ein Volk zum ersten Male vernehmen, wie man mit schwingenden Saiten herrliche Töne hervorbringt, es würde zunächst meinen, die Saiten seien Röhren, durch die jemand Luft haucht. An seine engen Erfahrungen geklammert, würde es der neuen Tatsache zunächst wie einem Wunder

gegenüberstehen. Dieser Vergleich mag dem Materialisten dartun, wie verkehrt es ist, einen bestimmten Träger des Bewußtseins für den allein möglichen zu halten. Warum sollte denn gerade Eiweiß die privilegierte Bedingung seelisch-geistigen Lebens sein?

6. Alles Dasein ist Erlebnis.

Zur kritischen Überwindung des Materialismus und Mechanismus gelangt man auch, indem man mit strenger Folgerichtigkeit feststellt, was denn eigentlich mit den Worten „Materie" und „Bewegung" gemeint ist. Da stellt sich denn heraus, daß man darunter nur gewisse Empfindungen verstehen kann, deren Qualitäten durch die Natur des empfindenden Subjekts und seine Sinnesorgane bestimmt werden. Wie ein Ton nach Auffassung des Physiologen objektiv in Luftschwingungen besteht, die lautlos, also etwas ganz anderes als Ton sind, während dieser erst durch die Natur unserer Gehörsnerven und unseres Gehirns bedingt erscheint — so kommt auch die Wahrnehmung sogenannter „Materie", nämlich ausgedehnter, mit dem Auge empfundener oder ertasteter „Körper", erst auf der subjektiven Seite zustande. Räumliche Unterschiede, Ausdehnung und Bewegung sind, wie Härte oder Weichheit und die sogenannte Undurchdringlichkeit von Stoffen, ohne ein empfindendes Subjekt ebenso undenkbar wie Grün, Rot und Gelb ohne Auge und Nervensubstanz. Auf dieser Grundanschauung beruht der erste Satz im Hauptwerke Schopenhauers: „Die Welt ist meine Vorstellung." Er will damit nicht etwa sagen, daß die Erlebnisse, die uns unsere Sinne vermitteln, Täuschungen seien. Vielmehr ist ihnen das zuzuschreiben, was wir „Wirklichkeit" nennen, und in der Tat leuchtet die Sonne nicht bloß für mich, sondern auch für meine Mitmenschen. Aber diese sind keine höhere Instanz, sondern formell bloße Wiederholungen des Ich, ausgestattet mit denselben Sinnen. Mag also die Materie eine Gültigkeit über das einzelne Subjekt hinaus für alle gleich oder ähnlich empfindenden Wesen in gleicher Lage haben, so folgt hieraus doch nicht, daß sie unabhängig vom Empfinden überhaupt etwas bedeutet. Was die idealistische Philosophie leugnet, ist lediglich eine solche Materie, der die subjektive Seite abgesprochen wird. „Materie nie ohne Geist", hat der tiefschauende Goethe gesagt. Mit

anderen Worten: wo man Materie oder Bewegung annimmt, muß man folgerichtig auch ein seelisch-geistiges Wesen voraussetzen, in dem sie zur Empfindung gelangt. Ein Dasein, das nicht erlebt wird, bedeutet einen Widerspruch in sich selbst, bedeutet eine Bestimmung ohne Bestimmtheit, ein Ding ohne Eigenschaft, eine Wasserwoge ohne Bewegung und ohne Wasser, ein Messer ohne Heft und ohne Klinge. Oder bleibt von der Materie, wenn wir ihre sinnlich empfundenen Eigenschaften hinwegdenken, noch irgend etwas übrig? Etwas Körperliches, Physisches das keine seelisch-geistige Seite hat, das weder von sich selbst noch von einem andern Wesen erlebt wird, wäre völlig unbeschreiblich, und statt zu glauben, es sei „etwas", sollten wir es lieber ein Unding nennen. Alles, von dem wir sagen, es sei da, wird irgendwie erlebt. Die Richtigkeit dieses Satzes können wir in geistigem Anschauen erkennen, worauf ja alle Erkenntnis beruht, sei es nun eine unmittelbare Anschauung, sei es eine solche, die in Form des Beweises auftritt, das heißt: die mittels eingeschobener Logik auf schließliche Anschauung zurückführt.

Mag also der Leser versuchen, in unmittelbarer Anschauung einzusehen, daß Dasein Erlebnis bedeutet! Spreche ich von etwas, das vorhanden ist, so meine ich, daß im Gebiete des Bewußtseins (im allgemeinsten Sinne dieses Wortes), des innerlichen Lebens, irgendein Unterschied sich aus dem übrigen Bewußtseinsinhalt heraus sondert. Jedenfalls kann ich meine Erfahrung „da ist —" nicht ohne mein Bewußtsein denken. Will ich aber sagen, etwas sei unabhängig von meinem Bewußtsein vorhanden, so ordne ich es einer andern Bewußtseinsform ein, die den Träger dieses „etwas" bildet, d. h. es in sich erlebt. Angenommen aber, es gebe in den Eingeweiden der Erde eine Tropfsteinhöhle, ohne daß je ein Mensch, ein Tier sie wahrgenommen hat, so kann ich nicht umhin, dieser Höhle lauter Empfindungsqualitäten zuzuschreiben; ich denke zu den Steinzapfen, von denen Wasser träufelt, eine heimliche Hand hinzu, die den kühlnassen Stein betastet, sowie ein Ohr, das dem Tropfenklingen lauscht. Und wenn ich auch nicht grade Sinnesorgane hinzu zu denken brauche, so nehme ich doch jedenfalls ein Bewußtsein an, in dem das Höhlenerlebnis erfolgt.

Wer sich außerstande glaubt, in unmittelbarer Anschauung die allgemeine Geistigkeit des Daseins zu erkennen, mag Einzelerfahrungen zusammentragen und zum Gesetze verallgemeinern! Mag er die Frage beantworten, ob ihm oder einem andern Wesen jemals etwas Existierendes vorgekommen ist, das nicht Erlebnis gewesen wäre. Die Antwort muß lauten: Das allerdings nicht; das wäre ja auch unmöglich, weil nämlich alle Erfahrung ein Vorgang innerhalb des Bewußtseins ist. Kein Objekt ohne Subjekt!

Aber es bleibt noch der Einwand: „Außer dem Erlebnis, das in Wesen erfolgt, die es empfinden, ist ein Ding noch etwas anderes, ein an und für sich vorhandenes Objekt." Dies zugegeben, ist die Frage angebracht, was wir mit der Bezeichnung „an und für sich" eigentlich meinen. Nun wohlan: etwas, das an und für sich ist, habe ich nur an einem einzigen Beispiel erlebt, nämlich an mir selbst; ich bin nicht bloß für andere Wesen vorhanden, sondern auch etwas für mich, unabhängig vom Empfinden anderer; ich bin nicht bloß etwas Äußerliches, Körperliches, sondern auch ein Innenleben, ein Selbsterlebnis. Und nach diesem Muster stelle ich mir das eigene Dasein alles dessen vor, das ich außerhalb meines Bewußtseins annehme. „An und für sich sein" heißt also nichts anderes, als Selbsterlebnis sein, und die Bezeichnung „Ding an sich" ist entweder eine leere Worthülse, oder bedeutet das Weltall, insofern es nicht bloß in seinen Geschöpfen zum Erlebnis gelangt, sondern zugleich in der allumfassenden Einheit: in der Weltseele. Auf diese paßt das Wort des Psalmisten: „Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es ... Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich in die Unterwelt, siehe, so bist du auch da." Ja, nicht Flügel der Morgenröte, ebensowenig Flügel überspannter Phantasie und Verrenkungen der Logik bringen es fertig, dem Allgeist zu entgehen, Materie oder Bewegung ohne Geist vorzustellen. Erst diese Selbheit von Dasein und Erlebnis entrückt uns der Zweifelsucht, der Ungewißheit, ob man den Sinnen trauen darf, ob sie das „Ding an sich" nicht etwa in subjektiver Entstellung zeigen. Ich erkenne die Wirklichkeit, habe von ihr völlig angemessene Empfindungen, insofern ich vermöge der Einordnung meines Bewußtseins in das allumfassende Bewußtsein selber Wirklichkeit bin. Die Welt

ist, wie sie erlebt wird, weil ihr Erlebtwerden eben nichts anderes bedeutet, als was man unter dem Worte „Dasein" versteht. Daß diese einfache Wahrheit so oft übersehen wird, und zwar von denen, die sich dem Erforschen objektiver Natur ergeben, ist wohl aus ihrer einseitigen Betrachtungsweise erklärlich: in ihrer Hingabe an das Objekt vergessen sie, daß sie selber oder ähnliche Subjekte stets dabei sind, wo Objekte sich darstellen.

Wie diese Überlegungen nachgewiesen haben dürften, braucht sich das Vertrauen in einen unvergänglichen Sinn des Weltalls nicht erschüttern zu lassen durch den trübseligen Glauben, das Weltwesen sei etwas Brutales. Wen philosophische Besonnenheit vielmehr zu der Anschauung führt, das Dasein sei geistiger Natur, dem ergibt sich hieraus die Möglichkeit, daß der große Geist, in dem wir leben, weben und sind, die höchsten Werte, die in uns herangereift sind, treu in seiner Erinnerung bewahrt und in seinem schöpferischen Leben unermeßlich verwertet.

7. Aus einem brutalen Weltwesen könnte nichts höheres entstehen.

Zu den Verstandesgründen, die solches Vertrauen zum Allwesen stützen, gehört noch folgende Erwägung: Denken wir gering vom Wesen des Weltalls, so lassen sich die höchsten Leistungen des allgemeinen Daseins, die wir verehren und lieben, überhaupt nicht erklären. Wäre es nämlich etwas Brutales, so fänden wir keine Spur von einem zureichenden Grunde, aus dem das Auftreten geistigen Lebens, selbst wenn es nur gelegentlich und vorübergehend erfolgte, und besonders dessen edelste Blüte, das Wahre, Schöne und Gute, begreiflich wäre.

Wenn wir die Venus von Melos mit einem rohen Marmorblock vergleichen, so finden wir in dessen rein physischen Kräften keinen zureichenden Grund für die künstlerische Form, in der sich das Ideal weiblicher Schönheit ausdrückt, sondern wir fühlen uns logisch verbunden, den geistigen Gehalt dieses Marmors aus einer Geistquelle abzuleiten, aus dem Künstler, der hier seine ideale Innenschau ausprägte. Und betrachten wir ein Gemälde, so sind wir außerstande, es aus einem zufälligen Zusammenfließen der Farben zu erklären,

sondern die sinnvolle Farbenzusammenstellung läßt sich nur aus dem schöpferischen Künstlergeist verstehen. Überhaupt ist es unmöglich, Hohes aus Niedrigem herzuleiten; wenigstens das Elementare des Hohen muß im Niedrigen vorhanden sein.

Eine Tatsache erklären, heißt: sie zurückführen auf einen einfacheren, schon begriffenen Sachverhalt. Daß in einem Dreiecke die Summe der Winkel zwei Rechte ausmacht, verstehe ich, sobald ich mit dem geistigen Auge die Natur des Dreiecks durchschaue und daran bemerke, daß die Verlängerung einer Seite über die Spitze hinaus und die Durchschneidung dieser Spitze durch eine Parallele (zur gegenüberliegenden Seite) drei Winkel ergibt, die einen gestreckten Winkel, d. h. zwei Rechte ausmachen und identisch sind mit den drei Winkeln des Dreiecks. Der mathematische Beweis ist also nichts anderes, als die Darlegung der Identität des zu Beweisenden mit etwas bereits Anerkanntem.

Wo aber das Verhältnis des zureichenden Grundes zu dem, was verstanden werden soll, in der Form zeitlicher Kausalität auftritt, d. h. wo wir verstehen wollen, wie eine Wirkung sich aus ihrer Ursache ergeben konnte, da besteht die gesuchte Identität in dem Nachweise, daß wir in der Ursache bereits die Anlage zur Wirkung sehen. Wird solch eine Anlage nicht bemerkt oder gar geleugnet, so gilt uns die zu erklärende Wirkung für unverständlich. Wenn z. B. schwarze Finsternis auf einmal heller wird, so kann die Ursache nicht in der Finsternis liegen, weil es ja die Natur der letzteren ist, finster zu sein; vielmehr müssen wir das Hellerwerden aus einem Lichtquell erklären. Das gleiche nun gilt vom geistigen Lichte: Finstere Brutalität, eine geistlos gedachte Materie oder Bewegung, läßt nie und nimmer verstehen, wie sich daraus seelisches, geistiges, vernünftiges, schönes, sittliches Leben zu entwickeln vermochte. Das hat Du Bois-Reymond eingesehen, wenn er sagt, es werde für alle Zeiten dem Menschengeiste unerklärlich bleiben („Ignorabimus"), wie aus der mechanischen Bewegung unserer Nerven- und Hirnatome Empfindung, Vorstellung, Gedanke werden könne. Der Irrtum dieses Naturphilosophen besteht freilich in der Annahme, daß Empfindung, Vorstellung und Gedanke tatsächlich aus brutaler Bewegung hervorgehe. Die Psychophysik bestreitet dies und sieht die für Du Bois-Reymond unüber-

windliche Schwierigkeit schwinden, indem sie mit gutem Grunde annimmt, daß des Weltalls Wesen eben keine brutale Materie oder Bewegung ist, sondern Erlebnis, Bewußtsein.

Eine exakte Weltanschauung möchte der materialistische Mechanismus zustande bringen, doch beschränken sich seine Erfolge auf das physische Gebiet, wo Größen gemessen werden, also Mathematik Anwendung findet. Völlig versagt er gegenüber der seelisch-geistigen Seite des Weltalls und stellt in dieser Hinsicht geradezu das Gegenteil einer Welterklärung dar, indem er nämlich etwas Sinnloses als den Urgrund betrachtet. Eine gewisse Logik allerdings schreibt er ihm zu, die Folgerichtigkeit der Naturgesetze, doch sie bedeutet ihm ein blindes, bewußtloses Wirken.

Die heutigen Materialisten werden an Besonnenheit hoch überragt durch Philosophen, die vor mehr als drei Jahrtausenden in Indien lehrten. Verfasser der Upanishads sahen bereits, wie die ganze äußere Welt nur möglich ist, insofern sie von einem Subjekt getragen wird, wie die Dinge dieser Welt ihre Realität nur vom Allgeist (Atman) zu Lehen tragen und wie dieser in seinen Lehensleuten erkannt wird und zum höchsten Selbstbewußtsein gelangen kann. „Tat twam asi", „Das bist du", spricht ein Weiser zu seinem Sohne, indem er ihm ein Ding nach dem andern zeigt und dabei das Gefühl in ihm zu erwecken sucht, daß all dieser Dinge Wesen sein eigenes Selbst sei. „Wer da alle Wesen im Ich erblickt und in allen Wesen das eigene Selbst, der wendet sich nie wieder von ihm ab." „Fürwahr, wer das Selbst gesehen, gehört, verstanden und erkannt hat, von dem wird diese ganze Welt gewußt." „Brahman, welches als Seele allem innerlich ist . . ., es ist deine Seele, welche allem innerlich ist."

Von den alten Indern reicht diese Weltanschauung bis in die heutige Zeit. In Plato und in den Gnostikern fand sie großartige Vertreter, desgleichen in den Mystikern und monistischen Philosophen des Mittelalters, ferner in den idealistischen Philosophen der Neuzeit, in Berkeley, für den alles nur Bewußtsein ist, dann im Kritiker der reinen Vernunft, der den gewaltigen Ausspruch tat: „Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt wegfallen", desgleichen, wie bereits erwähnt, in Schopenhauer. Naturwissenschaftlichen Realismus suchten der pantheistischen Grundansicht zu ver-

mählen Giordano Bruno, Spinoza und Goethe, zuletzt der Psychophysiker Fechner, auch Lotze, Paulsen und Verworn, sowie die „panpsychistische" Richtung unter den „Monisten"[1]).

8. Das Unbewußte und die Schwelle des Bewußtseins.

Erst im idealistischen Monismus erfüllt sich mir das philosophische Suchen, sämtliche Hervorbringungen der Allnatur aus einem einheitlichen Grunde abzuleiten. Dem Pan-Psychismus nähert sich halbwegs der Monist Haeckel, indem er mit dem griechischen Naturphilosophen Empedokles vom „Lieben und Hassen der Elemente" spricht und auf die Zellenpsychologie hinweist, darauf die Überzeugung gründend, „schon dem Atome wohne die einfachste Form der Empfindung und des Willens inne, oder, besser gesagt, der Fühlung und der Strebung, also eine universale Seele primitivster Art", und dasselbe gelte auch von den Massenteilchen, die aus Atomen sich zusammensetzen. Eingeschränkt freilich hat Haeckel seine seelische Deutung der Gesamt-Physis durch die Bemerkung, das Empfinden und Fühlen der Atome sei auf den unteren Stufen der Naturbildungen nur „unbewußt". Ja, was soll denn das heißen: unbewußte Empfindung, unbewußtes Gefühl? — Rot und Grün, Blumenduft und Harfenklang sind Empfindungen; wenn diese aber nicht innerhalb eines Bewußtseins auftreten, so sind sie eben unempfundene Empfindungen, d. h. ein Widerspruch in sich selbst. Von „unbewußtem" Seelen- oder Geistesleben läßt sich lediglich im Sinne einer Psychophysik sprechen. die sich auf das Gesetz von der „Schwelle des Bewußtseins" bezieht. Denken wir uns den Menschen als ein Gebäude, das unten einen Keller, darüber ein Erdgeschoß und oben den Dachraum hat. Wird das Gebäude von einer Überschwemmung betroffen, so tritt das Wasser zunächst in den Keller. Ist es derart gestiegen, daß es den Keller bis zur Decke füllt, so kommt ein Moment, wo es über die Schwelle der Haustür ins Erdgeschoß tritt, und bei genügender Höhe erreicht es sogar den Dachraum. Mit dem Wasser läßt sich das Bewußtsein vergleichen. Zuweilen bleibt es

[1]) Ausführlicheres über meine Weltanschauung siehe in meinem Buche „Offenbarungen des Wacholderbaums". Auch mein Roman „Die Abendburg, Chronika eines Goldsuchers", geht auf Weltanschauung und Lebensdeutung im idealistischen Sinne aus.

sogenanntes Unterbewußtsein: während des tiefen Schlafes spielen sich in uns noch allerlei Vorstellungen ab, auch Empfindungen von Körpervorgängen, selbst von äußeren Geschehnissen, nur daß diese Erlebnisse sich nicht über die Schwelle des oberen Bewußtseins erheben, d. h. nicht deutlich in jene geistige Einheit hineinreichen, die unser waches Ichbewußtsein bildet. Sie sind dann unterbewußt; erst wenn wir lebhaft träumen, oder wenn die körperlichen Empfindungen stark auftreten, gelangen sie zum gewöhnlichen Ichbewußtsein; wir erwachen dann und haben vom Geträumten etwas in der Erinnerung, während die unterbewußt gebliebenen Träume sich kaum dem Gedächtnis einprägen.

Der psychophysische Schwellenbegriff will sagen: das menschliche Bewußtsein und überhaupt das Weltbewußtsein gliedert sich zu verschiedenen Einheiten, einander über-, untergeordnet, und zwischen ihnen ziehen sich Grenzen derart, daß Erlebnisse, die in der einen Bewußtseinseinheit auftreten, nicht ohne weiteres der angrenzenden Einheit bemerkbar werden, sondern erst dann, wenn sie sich zu einer gewissen Auffälligkeit erhoben haben oder droben einem besonderen Interesse begegnet sind.

Um das Gesetz von der Bewußtseinsschwelle zu veranschaulichen, habe ich das Bild von einem Hause gebraucht, das aus Keller, Erdgeschoß und Dachraum besteht. Doch ist hier die Anmerkung am Platze, daß sich das Weltall nicht bloß in drei Stockwerke oder seelische Einheiten gliedert, sondern in ungezählte, daß es also nicht einem Fischerhäuschen gleicht, sondern einem gotischen Dome, der ins Unendliche emporwächst, und zwar indem mehrere Säulen sich zur Einheit zusammenfinden, indem ferner die so gebildete Einheit eine Säule höherer Ordnung darstellt und mit ihresgleichen einen abermaligen Zusammenschluß zur Einheit zustande bringt, und indem diese Organisationsform immer weitere Fortsetzung findet, d. h. aus unteren Bewußtseinsstufen jedesmal eine Wölbung erwächst, eine übergeordnete Daseinsstufe oder „höhere Sphäre", wie es im „Faust" heißt.

Soweit unsere Sinne und Geistesaugen reichen, bemerken wir als untere Sphären folgende seelischen Einheiten der unorganischen Welt:

ganz unten das Atom — Haeckel schreibt ihm, wie gesagt, seelischen Charakter zu und nennt es die einfachste „Persönlichkeit"; Atome schließen sich zur Molekularsphäre zusammen — z. B. zwei Atome Wasserstoff mit einem Atom Sauerstoff zu einem Molekül Wasser; eine dritte Sphäre ist die Kristallisation, in der sich die Moleküle eines Stoffes zu einer Einheit organisieren, die etwas Höheres bedeutet, insofern sie Ähnlichkeit mit den einfachsten Formen des sogenannten organischen Naturreiches hat. Nach Haeckel „trennt keine unübersteigliche Kluft die organische Welt vollständig von der unorganischen". Eine Sphäre der organischen Welt ist die Zelle, doch bereits eine höhere; tiefer noch als selbst das Plasmakügelchen der primitiven Monere, an dem das Mikroskop keine Gliederung entdeckt, steht das Plasmamolekül, von Haeckel „Plastidul" genannt; doch muß es, wie er aus der komplizierten Natur der Zelle folgert, in der ja eine ganze Welt von Anlagen, z. B. Vererbungsmöglichkeiten, enthalten ist, bereits eine Organisation darstellen. In der Pflanze und in den höhern Tieren haben sich die Zellen mannigfaltig individualisiert und zur Arbeitsteilung für das Leben des Gesamtorganismus gegliedert, und zwar so, daß jedes besondere Glied, z. B. das Herz oder ein Nerv, als eigenartiger Zellenverband, als sphärische Überwölbung sich darstellt. Auch das Glied nennt Haeckel eine Person. Wie nun unsere Glieder zum menschlichen Körper verbündet sind, so entspricht diesem körperlichen Überwölbungssystem und einem jeden andern ein seelisch-geistiges. Auch die Weltseele gliedert sich ähnlich wie der gotische Riesendom.

Was eine höhere Sphäre gegen niedere abgrenzt, ist die Schwelle des Bewußtseins. Bei ihrer Aufnahme in die höhere Sphäre sinkt das Bewußtsein der untergeordneten Organe im allgemeinen unter die höhere Bewußtseinsschwelle und wird daher relativ unbewußt. Wie Fechner, der geniale Begründer der Psychophysik, mit gutem Grunde vermutet, sind alle mechanischen Naturvorgänge ursprünglich unter scharfem Aufmerken erlernt worden, um dann automatisch zu werden und als jener Mechanismus, den die Materialisten für seelenlos halten (unter die Schwelle des oberen Bewußtseins gesunken und also unterbewußt, nicht aber absolut unbewußt), als automatische Fertigkeit von Generation zu Generation vererbt zu werden;

wenigstens mehr oder minder wird das zur ersten Hervorbringung zweckmäßiger Einrichtungen nötige Spezialbewußtsein bei deren Wiederholung im Einzel- und Gattungsorganismus erspart.

Was diese Darlegungen hauptsächlich zeigen möchten, ist ein Gesetz der organischen Entwickelung, demgemäß jeder Zusammenschluß von Wesen zu einer Tätigkeit, die gemeinsamen Lebenszwecken dient, ein Oberbewußtsein zustande bringt, das sich durch eine Schwelle vom unteren Getriebe scheidet. Somit entspricht einer jeden Einheit, zu der sich das Leben auf der physischen Seite verbindet, zugleich eine seelische Einheit, und der Dom, den die kosmisch-organischen Gebilde, einander haltend und überwölbend, ins Unermeßliche bauen, ist zugleich eine Gliederung und Rangordnung von geistigen Sphären.

9. Die Menschheit als Organismus.

Eine Spanne des Weltendomes haben wir flüchtig betrachtet: die Entwickelung vom Atom zum Menschen. Wer aber meint, hier sei nun der Gipfel erreicht — wer noch protzen kann mit dem vermessenen Wort, der Mensch sei die Krone der Schöpfung, der kennt nicht die schauende Andacht einer ehrlich-demütigen Seele, wenn sie sich sehnt nach dem, was höher ist als der Ichmensch.

„Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben" —

so lautet ein Bekenntnis des großen Idealbildners, der in seinem „Faust" sowohl den Namen wie den echten Typus des Übermenschen geprägt hat und im Schlußakt seines Weltanschauungsgedichtes den Ausblick in höhere Sphären eröffnet. Wie Goethe überhaupt nur „Gottnatur" kennt, so bedeuten auch die „höheren" Wesen und Sphären für ihn nichts Übernatürliches, sondern obere Wertstufen, edlere Qualitäten, die aus der Naturentwickelung emporwachsen.

Wollen wir ihre Art, ihre Phyſis und Pſyche, wiſſenſchaftlich erfaſſen, ſo unterſcheiden ſie ſich von den Göttern des Übernatürlichkeitsglaubens bedeutſam dadurch, daß dieſe Götter den irdiſchen Geſchöpfen wie äußere Gegenſtände gegenüberſtehen, während die moniſtiſche Auffaſſung alles Höhere mit dem Niederen durch eine gewiſſe Identität verbindet.

Ähnlich wie gotiſche Säulen ſich oben zu einer Wölbung zuſammenſchließen, ſo gibt es auch etwas Höheres, das über den einzelnen Menſchen waltet. Und ähnlich wie die Zellen unſeres Körpers ſich zu Gliedern verbünden und dieſe wiederum zum Geſamtkörper, ſo organiſieren ſich die Menſchen zu Familien und Gemeinden, Wirtſchaftsgruppen, Ständen, Klaſſen und Staaten, zu Dörfern, Städten, Fabriken, Schulen und Verkehrsanſtalten, ſchließlich aber zum alles umfaſſenden Organismus Menſchheit.

Einen treffenden Ausdruck dafür fand die ſoziologiſche Klugheit der Römer in der Fabel des Menenius Agrippa. Dieſer Patrizier ſuchte die ſtändiſche Zerriſſenheit ſeines Volkes zu heilen durch die Geſchichte von den Gliedern des menſchlichen Körpers, die einmal haderten: Die Hände waren es müde, für das Ganze zu ſchaffen, der Mund mochte nicht mehr kauen, der Magen nicht mehr verdauen, und indem ſo jedes Glied die Arbeit einſtellte, befiel Schwäche den Geſamtkörper: die Hände zitterten, der Magen knurrte vor Hunger, und hätten ſich die neidiſchen Geſchwiſter nicht, durch Not belehrt, raſch wieder zum Gemeinſchaftsſinne bekehrt, der ganze Körper wäre zugrunde gegangen. Im Anſchluß an dieſe Einſicht pflegt man längſt den Staat, eine jede Nation, ja die Menſchheit einen Organismus zu nennen. Und nicht bloß eine dichteriſche Vergleichung liegt hier vor, ſondern im eigentlichen Sinne läßt ſich die Menſchheit als eine biologiſche Perſönlichkeit anſehen.

Man wende nicht ein, die Einzelmenſchen hätten eine zu große Selbſtändigkeit, als daß ſie als Glieder eines höheren Organismus gelten dürften. Einige Selbſtändigkeit kommt ja auch den Gliedern unſeres Körpers zu, und weit mehr den Gliedern gewiſſer niedriger Organismen. Zellen unſeres Körpers, z. B. weiße Blutkörperchen, können, von ihm abgetrennt, eine Zeitlang lebendig bleiben und ſogar gefüttert werden, und die Glieder jenes Quallenſtaates, den der

Zoologe Syphonophorenquallen nennt, sind zwar für gewöhnlich zu einem Organismus zusammengewachsen und haben sich in der Arbeitsteilung für die Lebenszwecke der Gesamtheit zu beruflicher Einseitigkeit spezialisiert, vermögen aber auch abgetrennt vom Ganzen ihr Leben zu fristen. Übrigens wird die Selbständigkeit des Einzelmenschen oft überschätzt. Sind wir denn nicht alle Sprossen am Baume der Menschheit? Gehörte nicht jeder einzelne einmal zum Körper seiner Mutter, seines Vaters und eines jeden seiner Vorfahren? Daß Zwischenraum die Menschen voneinander trennt, ist kein durchschlagendes Bedenken gegen ihren Zusammenschluß zu einer Einheit. Auch die Blutkörperchen, die sich als rote und weiße Kügelchen durch unsere Adern schieben, haben Zwischenraum: in einer Flüssigkeit schwimmen sie, mit der sie dahinfließen. So bewegen auch wir Menschen uns in einem gemeinsamen Medium: in Luft und Licht. Nur weil man das durchsichtige Luft- und Lichtmeer nicht zu bemerken pflegt, ist man auf die Meinung verfallen, sie seien eine Art Nichts, das eine völlige Trennung zwischen den Menschen zustande bringt. Aber sehet doch: was hier zu trennen scheint, das eben verbindet uns miteinander. Wallte nicht die Luft zwischen uns, wir vermöchten nicht zueinander zu reden; erfolgt doch die Verständigung dadurch, daß unsere Sprachwerkzeuge die Luft erschüttern und die Luftwellen das Ohr und den Geist anregen, Worte zu vernehmen. Und flutete kein Licht zwischen den Körpern, wir ständen den Mitwesen blind gegenüber, während wir gerade durch das Licht, das von einem Menschen zum Auge des andern dringt, innig verbunden werden. Luft und Licht können also, weit entfernt, die Menschen voneinander abzuhalten, ihr Umleib genannt werden, der alle verbindet. Zum gemeinsamen Umleib gehören auch noch die künstlichen Werkzeuge, deren wir uns zu Verkehrszwecken bedienen, z. B. die Eisenbahnen und elektrischen Drähte, die Straßen und Häuser, das Postwesen und die Presse, die Fabriken und Schulen, Büchereien und Museen, alles, was Kultur heißt.

Der Begriff „Kultur" hat uns vom physischen Gebiete auf das geistige übergeleitet, und hier zeigt sich besonders deutlich, wie sehr die Menschen bei all ihrer Selbständigkeit aufeinander angewiesen sind. Was wäre der einzelne ohne die Sprache, die er von seines-

gleichen lernt, und die doch ein Erzeugnis der Gemeinschaft ist? Ohne sie käme er in seiner geistigen Entwickelung nicht über den Idioten hinaus. Wird doch fast alles menschliche Verstehen, vor allem das höhere Geistesleben, der Schatz des Gemütes und der sittlichen Weisheit, der Wissenschaft und Kunst, dem einzelnen durch die Sprache übermittelt. Wie zutreffend es demnach ist, den inneren Reichtum einer Persönlichkeit nicht lediglich als ihr Verdienst aufzufassen, vielmehr als eine Kollektivleistung ihres Volkes und der Menschheit, das hat ein Goethe erkannt, dessen Genialität ihn nicht zum eitlen Egoisten machte, sondern den eigenen Lorbeer dem Genius der Menschheit zu Füßen legen ließ. „Was habe ich getan?" spricht er bescheiden zu Eckermann, „ich habe alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von Tausenden verschiedener Personen zugeführt worden: der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Tor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Größtenteils, ohne es zu ahnen, brachten sie mir ihre Gedanken, ihre Fähigkeiten, ihre Erfahrungen. Oft haben sie das Korn gesät, und ich habe geerntet. Mein Werk ist die gemeinsame Leistung aller Menschen."

Die edelste Form, in der sich die Glieder der Menschheit zu einem Gesamtorganismus zusammenschließen, liegt auf sittlichem Gebiete und wird Gemeinschaftsgeist genannt. Er entwickelt sich in einer Reihe von Stufen, so als Familiensinn, der die Liebe der Gatten, der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, der Geschwister und Verwandten zueinander umfaßt, ferner als Rassengefühl, oder als Parteigeist und als Vaterlandsliebe, um schließlich in jener allgemeinen Menschenliebe aufzugehen, zu der schon die antiken Meister der Weisheit gemahnt haben. So in großartiger Symbolik die Geistesführer des Urchristentums: Christus ist die Personifikation einer geeinten Menschheit, ist der Hirt, der die Herde treulich zusammenhält, ist der Weinstock, um den sich die Reben ranken, und ist das Reich Gottes, dessen einende Kraft im Abendmahl die Jünger zusammenschließt, wie sich unsere Zellen zum Gesamtkörper organisieren. Dies alte Ideal ist durch das Sinnen der folgenden zwei Jahrtausende nicht überholt worden. Unter den neuzeitlichen Verherrlichungen der

Menſchheitsidee hebe ich ein paar Proben heraus. Zunächſt Verſe des myſtiſchen Dichters Angelus Sileſius:

„Die Menſchheit iſt's, die man im Menſchen lieben ſoll ...
Der Menſch hat eher nicht vollkommene Seligkeit,
Als bis die Einheit hat verſchluckt die Anderheit ....
Ach, daß wir Menſchen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein jeder ſeinen Ton, mit Luſt zuſammenſchrein."

Der Künſtlerphiloſoph Richard Wagner lehrt im Anſchluß an Jung-Hegelſche Gedanken eine All-Einheit des Menſchengeſchlechts, deren Umriſſe folgendermaßen laufen: „Gleichwie der Menſch viele und mannigfaltige Glieder hat, von denen jedes ſein Geſchäft und Nutzen und beſondere Art hat, die alle zuſammen aber doch nur den einen Leib ausmachen, ſo ſind alle Menſchen die Glieder des einen Gottes ... Gottes teilhaftig in der Unſterblichkeit ſind alle, die ihn erkennen: Gott erkennen aber heißt ihm dienen: das iſt, ſeinen Nächſten lieben wie ſich ſelbſt." Gott iſt alſo für Richard Wagner die geheimnisvolle Einheit des Menſchengeſchlechts, die in der Liebe zutage tritt, und die „erkennen" Liebe üben heißt; er iſt mit der Menſchheit von Anfang an eins.

„Aber die ſo geeinte Menſchheit bedeutet doch zunächſt nicht mehr als ein Ideal, in leuchtenden Farben auf die ſonſt graue Wand der Zukunft gemalt." Dieſer Einwand iſt berechtigt. Es liegt ja auf der Hand, daß der Zuſammenſchluß der egoiſtiſchen Einzelmenſchen, der hadernden Parteien und mordenden Völker zu einem höheren Organismus gegenwärtig noch ſehr mangelhaft verwirklicht iſt. Eine ähnliche Mangelhaftigkeit freilich müſſen wir auch dem Körper des Einzelmenſchen zuſchreiben, der doch oft von Krankheiten heimgeſucht wird und durch ſein Sterben beweiſt, daß an der Maſchinerie noch lange nicht alles in Ordnung. Überhaupt ſind die zweckmäßigen Gebilde, die wir im Naturreiche vorfinden, nur Etappen auf der Suche nach Organismen, die in ſich ſelbſt, ſowie im Verhältnis zur Umwelt, vollkommene Harmonie haben. Wenn alſo die Weltgeſchichte ein Suchen nach Vollkommenheit darſtellt, ſo macht die ſittliche Mangelhaftigkeit der Menſchheit keine Ausnahme von der Regel. Noch lange nicht haben wir Sterblichen die höhere Sphäre,

den Übermenschen, verwirklicht. Immerhin ringen wir in unseren edelsten Vertretern nach dieser Richtung, und wenn der Sinn des Lebens keine Täuschung bedeutet, so sind die Ideale des Wahren, Schönen und Guten eine sich ausbildende Naturgesetzlichkeit; und gegenseitiges Verständnis, Mitgefühl und Liebe oder wenigstens Rücksichtnahme und Duldsamkeit, gegenseitige Achtung und Menschlichkeit werden einmal das sittliche Leben derart harmonisiert haben, wie die naturalistische Seite des Kosmos in Form der Naturgesetze bereits geordnet vorliegt.

10. Das geniale Bewußtsein.

Gegen die Annahme, daß wir Menschen zu einem höheren Wesen zusammenwachsen, ließe sich die Frage vorbringen, wie es denn kommt, daß der Einzelmensch vom Bewußtsein des übergeordneten Organismus nichts unmittelbar erlebt und erst durch eine Schlußfolgerung zu ihm geführt wird. Zur Antwort verweise ich auf das Schwellengesetz, nach dem die untere Sphäre nur spärlichen Anteil am Oberbewußtsein hat — nämlich nur da, wo untere Erlebnisse zu einer Bedeutung wachsen, die in der höheren Interessensphäre Geltung findet. So bleiben im allgemeinen die seelischen Inhalte unserer Zellen unterhalb der Schwelle unseres gewöhnlichen Bewußtseins und treten daselbst als Empfindung und Gefühl nur so weit auf, als sich aus der Masse des Gewöhnlichen etwas Bedeutsames hervorhebt — etwa das schmerzliche Anzeichen einer Krankheit, oder Hunger und Durst. Gleichfalls nur zum Teil macht sich das Oberbewußtsein nach unten für die Psyche eingeordneter Organe bemerkbar. Während z. B. die Zellen des Herzmuskels oder des Nervus sympathicus gewöhnlich keinen Anteil nehmen an dem, was unser Oberbewußtsein beschäftigt, wirken einzelne Erlebnisse daselbst — Schreck, Zorn, Scham, Sehnsucht — erregend oder lähmend auf den Schlag des Herzens, auf die Funktionen der Blutgefäße und andere sonst „unbewußte" Zellentätigkeiten ein.

Ein ähnliches Verhältnis nun zeigt der Organismus Menschheit in Form des sogenannten genialen Bewußtseins. In der Tat stammt es von einem Genius her, aus der höheren Sphäre des Menschheitsgeistes. In der Genialität überwindet der einzelne seine

gewöhnliche Ichform und lebt fühlend in der „Überseele", wie Emerson sagt.

Genial ist ein Forscher, insofern er sich dem Genius der Erkenntnis ergibt, d. h. sein Ich, frei von Vorteilsucht, frei von Ehrgeiz und Rechthaberei, ebenso demütig wie tapfer in den Dienst der Wahrheit stellt. Solcher Edelsinn macht ihm das Geistesauge klar und sicher, so daß es tief und großartig die Zusammenhänge erschaut und die Materialien, die treuer Fleiß gesammelt, derart ordnet und deutet, daß sie dem Erkenntnistrieb Klarheit und Reichtum geben. Indem wir bedenken, daß es sich hier um ein System von Begriffen, Gesetzen und Erklärungen, also um das Erfassen von Identitäten handelt, bemerken wir, worin die allerhöchste, die kosmische Bedeutung der Wissenschaft besteht: Indem sie in die sonst verwirrende, fremd und feindlich zerrissene Welt Ordnung, Einheit bringt, trägt sie dazu bei, daß der Ichmensch die Einheit der Dinge und seine Identität mit den anderen Wesen durchschaut und sich wenigstens theoretisch vom egoistischen Standpunkte zum harmonischen bekehrt.

In gleicher Weise genial, in die höhere Sphäre erhebend, wirkt das Schauen und Schaffen des Künstlers oder, allgemeiner gesagt, des künstlerisch erlebenden Gemütes. Wie besonders Schopenhauer nachgewiesen hat, beruht alles ästhetische Empfinden auf einer Überwindung oder doch Beruhigung des Egoismus. Wer die Idee des Schönen schaut, wird „aus sich selbst entrückt" wie Faust; d. h. er hat sein niederes Ich vergessen. Erst wo der „Wille zum Leben", wie Schopenhauer sagt, oder, mit anderen Worten, der engherzige Sinn für Vorteil und Nachteil, gleich einem drückenden Sklavenjoche überwunden ist, erst da kann das bessere Selbst erwachen: unsere innige Teilnahme an der Mitwelt, jene Liebe, von der ein Kunstwerk, um echt zu sein, beseelt sein muß. Im Zusammenstimmen der Gefühle, im poetischen, einzig neuen, daher magisch verklärten Schauen, sowie in einem Reichtum von Beziehungen, den nur die Unendlichkeit haben kann, geht uns die Weisheit des Brahmanenwortes auf: „Das bist du!" Ja, die Welt mit ihren zahllosen Geschöpfen, das Himmelszelt in seiner Erhabenheit, das wilde Meer wie der heilige Wald und die keusche Blume, das Raubtier wie der Schmetterling, der Mitmensch, die unerschöpfliche Fülle von Gefühlen und An-

schauungen, die das Menschentum enthält, allerlei leidende und fröhliche Kreatur, Geburt und Tod — all das, o Mensch, bist du selbst! Aus dem Spiegel der Umwelt blickt dich dein tiefstes Wesen an, und so verklärst du dich zum besseren Selbst. Mindestens in der holden Träumerei fühlst du dich erlöst aus dem Kerker der Ichsucht. Wohlan denn, umfasse mit deiner Teilnahme, was da lebt und webt. Einen Mittler, der diesen Seelenzustand fördert, hast du am Künstler. Er, dem das Herz aufgeht beim Anblick eines schlichten Baches, eines Gebüsches, einer Blume, eines Menschenkindes, dieser Entdecker feinster Zusammenhänge und Erlauscher zusammenstimmender Gefühle, dieser Deuter des Herzens, der den Bösen wie den Edeln, den Eigenartigen wie den Alltagsmenschen mit Sympathie durchleuchtet, dies „klare Weltenauge" kann uns zu der Seelenruhe leiten, die Spinoza „geistige Liebe zu Gott" nennt.

Dem Menschenkenner bleibt freilich unverhohlen, daß der Künstler und der Forscher durch ihre Genialität nicht immer vor Einseitigkeit, dieser Schlacke des Endlichen, bewahrt werden. Ein Schopenhauer war nur als Theoretiker groß und nicht imstande, als Charakter, in der Lebenspraxis, seine höchste Erkenntnis zu betätigen. Wie häufig künstlerische Begabung blasses Asthetentum ohne sittliche Weihe bedeutet, das zeigen die Atelierlöwen von heute; und Tolstoi hat, von Übertreibungen im einzelnen abgesehen, ganz recht, wenn er den üblichen Kotau vor allem, was Kunst und Wissenschaft heißt, verweigert. Erst Güte gibt dem Wahren und Schönen seinen vollen Wert und vervollständigt die Leistungen wissenschaftlicher und künstlerischer Genies. In der Hingabe an das Dreigestirn des Idealismus, das aus der höheren Sphäre des Menschentums strahlt, verwirklichen seine eingeordneten Glieder den Sinn des Lebens.

Auf welchem Wege auch immer ein Mensch dazu gelangt, in einem Mitwesen sein eigenes Selbst wiederzuerkennen, er wird — wofern dies Erlebnis die Tiefe seines Charakters ergreift — zu einer höheren Lebenspraxis bekehrt. Schon das Kind, das unbedachtsam einem Tiere wehe getan, fühlt sich zu einem edleren Benehmen verpflichtet, sobald ihm klar wird: es fühlt wie du den Schmerz! Und so beruht auf mitfühlendem Verständnis für die Umwelt alle Moral, die mehr ist als Familien-, Standes- und Klassenegoismus,

mehr als Knechtseligkeit und Werkgerechtigkeit. „Liebe deinen Nächsten als dein Selbst — widerstrebe nicht dem Übel mit Gewalt — liebet eure Feinde!“ mit dieser Mahnung spricht Christus die echt humanistische Erkenntnis aus, daß das Böse nur in unpersönlicher Weise überwunden werden kann, so daß nicht sein zufälliger Träger, ein Beet, auf dem das Unkraut gerade wächst, zernichtet, sondern das Unkraut ausgerodet wird, nämlich jener Wahn der Ichsucht, der den einzelnen rücksichtslos macht. Obwohl solcher Verfinsterung unterworfen, gehört jeder Einzelmensch doch auch zur Herde des heiligen Hirten; und eben aus diesem Grunde, weil er Beruf und Anlage zum höheren Leben hat, soll er nicht noch niedriger gedrückt, nicht mißhandelt, nicht getötet, vielmehr zum Besseren erhoben werden; das aber kann nur eine Menschlichkeit, die nicht verdammt und umbringt, sondern noch im bösartigen Verbrecher den Keim des besseren Selbst anerkennt.

11. Die Bedeutung des Bösen.

Bosheit und Güte, diese Gegensätze vor Augen, stehen wir einer rätselhaften Tatsache des kosmischen Lebens gegenüber: seiner Zwiespältigkeit, die doch ebenso zweifellos vorliegt wie seine Einheit. Ein „Monismus“, der an ein absolutes Monon, an pure Einheit ohne Widerspruch glaubt, ist ebenso verfehlt wie ein Dualismus, der die Gegensätze im Dasein für unvermittelt und unüberwindlich hält. Philosophisch haltbar ist nur eine Weltanschauung, die Monismus und Dualismus in der Weise verschmilzt, daß sie beide relativ gelten und einander ergänzen läßt. Um die Bedeutung des Dualismus zu erleben, muß man die naturalistische Einseitigkeit, die fast nur auf die äußere, physische Seite des Daseins hinblickt, verlassen und sich im geistig-sittlichen Bereiche umsehen. Eine Weltanschauung soll eben nicht bloß auf sinnlicher Erfahrung und verständiger Zurechtlegung fußen, sondern zugleich Gemüt und Charakter, die gesamte geistige Persönlichkeit befriedigen. Indem wir nun als fühlende und wollende Wesen im Weltall stehen, erleben wir dessen Werte, in einer unendlichen Skala abgestuft. Aus dem finsteren Abgrunde der Nichtigkeit ragt eine Stufenleiter zu den lichten Höhen des Vollkommenen empor, und wir, wie alle Wesen, klimmen auf dieser Himmelsleiter. Höher

möchten wir empor, dorthin wo es uns beſſer deucht. Den Aufwärtsſtrebenden aber umflattern neben Boten des Lichts auch Dämonen des Wahns. Gierig haſchen wir nach Luſt und Gütern, verlieren dabei oft den Halt und ſtürzen zur Tiefe. Entſetzt umhergreifend, klammern wir uns dann wieder an einer Sproſſe feſt, und — aufs neue geht's empor. Maſſenhaft tobt Kampf unter den Weſen, die einander die beſſeren Plätze ſtreitig machen. Heil dem, der während ſeiner Lebensſpanne auch nur ein wenig höher kam! Sein Leben entſpricht dem Sinn des Ganzen.

Wohin denn aber gilt es zu gelangen? Und was bedeutet die Tiefe, aus der wir uns emporringen? Den Beſcheid verſuchen bildliche Ausdrücke. Die Tiefe iſt das Minderwertige, iſt geiſtige und ſittliche Finſternis, lähmende Kälte, Niflheim, Hölle, das Nichtige und Trügende, Vergängliche und Zerſtörende, der Irrtum und die Lüge, das Häßliche, die Gemeinheit und rohe Selbſtſucht. Hingegen bezeichnet die andere Richtung das „Höchſte Weſen", das „Licht der Welt", den „Logos", das „Königreich der Himmel", das „ewige Leben", das Vollkommene, Schöpferiſche und Erhaltende, den Inbegriff aller Ideale, den Sinn des Daſeins.

Im „Fauſt" werden die beiden polaren Gegenſätze ſo außergewöhnlich tief erfaßt, daß auch in dieſer Hinſicht Goethes weiſe Dichtung eine Offenbarung iſt. Dem „Herrn" ſtellt der Prolog im Himmel Mephiſtopheles gegenüber. Als „Geiſt, der ſtets verneint", als ungefüger „Sohn des Chaos" bedeutet dieſer die Macht der Unordnung, die des Lebens Harmonieformen zu vernichten, die Emportriebe ins Niedere zu lenken ſucht. Mephiſtopheles iſt nichts Geringeres als die eine Seite des Daſeins. Tagtäglich haben wir mit ihr zu tun, und darin eben wurzelt unſere Sehnſucht nach einem höheren Sinn des Lebens, daß wir unter einem Wuſt von Nichtigkeiten ſchmachten und ſeufzen. In ſeinem Selbſtporträt erinnert Mephiſt an Siſyphus, ahnend, daß all ſein Mühen ſchließlich unfruchtbar bleibt. Im Schickſal Fauſts betätigt ſich Mephiſtopheles als das minderwertige Ich, als genußſüchtiger und herriſcher Egoismus. Auch als die Zerſetzung, die das Vertrauen zur idealen Welt, den Glauben an den Logos zerſtört. Wenn Mephiſt eine Macht über Fauſt erlangt, ſo iſt der Grund dafür in deſſen Deſperation zu ſuchen. Es iſt bezeichnend, daß der Dämon

der Nichtigkeit in dem Momente sich Faust nähert, wo dieser am Sinne seines Lebens derart verzweifelt, daß er zum Selbstmorde greift und Hoffnung, Glauben und Geduld verflucht. Andererseits bedeutet das Erwachen höherer Gefühle in Faust jedesmal ein Verdrängen des finsteren Geistes. Alle Reden und Betätigungen Mephistos kann man als eine dialektische Darstellung des niedrigen Lebenspols und als Vorgänge menschlichen Innenlebens betrachten.

Somit bestärkt der philosophische Gehalt der Faustdichtung durchaus nicht jenen Dualismus, der etwas Übernatürliches der Natur gegenüberstellt. Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Sinn und Unsinn sind vielmehr immanente Verhältnisse der Allnatur; und in ihrer mittelalterlich scholastischen Gewandung verkündet die Faustdichtung entschieden den Monismus als eine Untrennbarkeit von Gott und Welt, wie sie Giordano Bruno meinte, der den Zusammenbruch des scholastischen Dualismus vollendete. An diesen philosophischen Lehrmeister schließt sich Goethe an, zugleich an die Zwei-Einheits-Idee der persischen Religion. Zwei Gottheiten läßt diese gelten, Licht und Finsternis, Wahrhe t und Lüge Sinn und Unsinn; aber Ormuzd und Ahriman sind Zwillingsbrüder, und mag ihr Streit um den Besitz der Welt und Menschheit schier unversöhnlich toben, am Jüngsten Tage wird Frieden geschlossen. Dann bekehrt sich der finstere Geist zum Lichte, auch die Hölle findet Erlösung, und es wird offenbar, daß auch das Böse dem Guten dient und die Finsternis nur dazu da war, des Lichtes Fülle in seiner prangenden Schönheit, Wahrheit, Güte triumphieren zu lassen.

Wir haben es hier mit einer bedeutsamen Wahrheit in der Entwickelungsgeschichte des Lebens zu tun. Der Schmerz gehört nicht minder wie die Freude zu den Impulsen lebendiger Betätigung; nicht zu entbehren vermag ihn die Menschheit. Schmerz macht vorsichtig und klug; die Not ist die Mutter aller Erfindungen. Kälte und Finsternis mußten die Horden der Eiszeit erleiden, um das Feuer bereiten zu lernen; und wenn wir bedenken, daß auf der Anwendung des Feuers so ziemlich die gesamte Technik beruht, müssen wir jenes physische Mißgeschick preisen, das den Prometheusfunken bescherte. Das Drohen des Hungers war es ohne Zweifel, was den vorgeschichtlichen Menschen zur Viehzucht und zum Ackerbau brachte. Wassers-

nöte mußten erlitten werden, bevor man darauf verfiel, einen schwimmenden Baumstamm zum Kahn auszuhöhlen und als Transportmittel mit Ruder oder Segel durch die Flut zu bewegen. Aber nicht bloß materielle Not bildet einen Antrieb zur Vervollkommnung, sondern auch die geistig-sittliche. Ein Dürsten nach Klarheit treibt den Forscher, seine Probleme zu lösen, der Zweifel spornt den ringenden Geist an, den quälenden Zustand der Ungewißheit zu beseitigen. Jene sittliche Not, die wir Schuldbewußtsein, Gewissensqual nennen, ist für viele aufwärtsstrebende Charaktere ein unentbehrlicher Antrieb. Auch hängt die Vervollkommnung des sozialen Körpers ebensosehr von sozialen Schmerzen wie von Befriedigungen und Verheißungen ab. Unzufriedenheit hat sich in der Geschichte der Völker als Kulturhebel erwiesen, während soziale Gemeinschaften, die sich einer bornierten Zufriedenheit ergaben, der Versumpfung anheimfielen. Durch Leiden wird das Mitgefühl ausgebildet, die Liebe verfeinert, der Heroismus gestählt. Findet sich denn nicht gerade unter Armen und Kranken besonders viel Mitleid mit ihresgleichen? Und was den Heroismus betrifft, so wird Giordano Brunos Entschluß, seine Überzeugung nicht zu widerrufen, vielmehr als Märtyrer zu ihrem Triumphe den Scheiterhaufen zu besteigen, psychologisch verständlicher, wenn man bedenkt, daß ihn jahrelanger Kerker nebst Folter nicht mürbe, sondern stahlhart gemacht hatte, und daß er seine Leiden nicht umsonst erlitten haben wollte, sondern zugunsten seines höhern Selbst, das ihm desto lebendiger wurde, je mehr er als arme Kreatur zu leiden hatte. So dient manches, das man zunächst schmerzlich als Übel empfindet, zur Vertiefung und Veredlung des Gemütes. Sogar das Verbrechen erweist sich, obwohl verabscheuenswert, in gewisser Hinsicht als Fortschrittsmoment; denn wie die Schmerzen des Patienten, ihr Sitz und ihre Art, dem Arzte Aufklärung über die Natur der Krankheit verschaffen, daß er sie zu heilen imstande ist, so zeigt jedes Verbrechen dem sozialen Arzte, wo etwas morsch und faul am Gesellschaftskörper ist, und gibt wenigstens einen Fingerzeig über den Weg zur Heilung.

Solche Betrachtungen enthüllen uns die bedeutsame Wahrheit, daß das Übel im Weltall, weit entfernt, den Sinn des Daseins vereiteln zu können, ihn vielmehr befördern muß,

wie Mephistopheles, von dem „der Herr" sagt, er müsse „als Teufel — schaffen". Welch ein erhebender Trost für unser Gemüt! Verscheucht ist ihm auf einmal jene abergläubische Furcht vor dem Teuflischen, die das Mittelalter so unheimlich macht. Harmlos, humorvoll, mit einem stillseligen Aufblicke lernen wir die niedrige Seite des Lebens betrachten. Alles Leid und Übel bedeutet ja keimende Freude und Erhebung: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten." Das Böse ist das unreife Gute, aus Irrtum und Wahn sprießt heimlich die Wahrheit empor, das Häßliche ist ein bloßer Mangel an Schönheit, und alles Minderwertige trägt insofern Heilkraft in sich, als gerade der Mangel zur Vervollkommnung treibt. Was wir den Unsinn des Lebens nennen, hat zwar innerhalb des Zeitlichen, in der geschichtlichen Entwickelung Wirklichkeit, aber keine absolute Gültigkeit; es bildet eine Vorstufe des Höheren, und in der Schau des Ewigen, das ja die unendliche Reihe der Entwickelungsstufen umfaßt, bildet die Geschichte des Weltalls eine Symphonie, das Böse darin die aufgelöste Dissonanz.

12. Tod und Unsterblichkeit.

Das gilt auch vom Tode, der gewöhnlich von den Menschen als ein Übel betrachtet wird, wie sie denn die Hinrichtung für die schwerste Strafe halten. „Und eh' man noch den halben Weg erreicht, muß schon ein armer Teufel sterben" — dieser trübselige Gedanke, dem nicht allein der Philister, sondern selbst ein Titanengeist Gefolgschaft leistet, kann sich erweitern zur Verzweiflung am Sinn des Daseins. Zumal in unserem materialistischen Zeitalter stehen Millionen von Menschen an den Gräbern, in die sie ihre Lieben hinuntersenken, in einer Stimmung, die an Mephistos Meditation bei Fausts Leichnam erinnert:

„Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei ...
Da ist's vorbei — was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen."

Aber ist das wirklich wahr? Ist es mit einem toten Menschen gänzlich vorbei? Dürftig lautet der Trost des Materialisten, daß der Leichnam nach dem Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft im Haus-

halte der Natur zu neuen Gebilden verwendet werde und sich in Gras und Blumen, Tiere und neue Menschen verwandle; was uns den Verstorbenen teuer macht, ist ja nicht sein Erdenstaub, sondern seine Individualität, wie sie sich in Charakter, Innenleben und Betätigung ausprägt. Wer also das Wort Unsterblichkeit nicht als gehaltlose Redensart anwenden will, muß darunter das Fortleben der geistigen Individualität verstehen.

Die psychophysische Anschauung betrachtet alle menschliche Wirksamkeit als eine Zweiheit von Reihen: der körperlichen Reihe entspricht auf allen ihren Punkten eine seelisch-geistige, und wenn es eine physische Unsterblichkeit gibt, so muß ihr eine psychische entsprechen. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie gilt also nicht bloß in der äußeren Natur, sondern auch im Bereiche der Innerlichkeit. Suchen wir aber nach einer Beschreibung dieses Reiches, soweit es über den einzelnen Menschen hinausgeht, so finden wir als nächstes Gebiet den Menschheitsgeist, in dem die einzelnen Individualitäten gleich Wellen im Strom enthalten sind. Da nun der Menschheitsgeist wiederum einem Höhern eingeordnet ist — dem Geiste aller Geister, jenem Meer, „das flutend strömt gesteigerte Gestalten" —, so bedeutet jede Individualität nichts Geringeres als eine bestimmte Tendenz des Allgeistes und hat folglich ein unendliches Feld zu ihrer Existenz und Betätigung.

Die Art ihres Fortlebens über das Grab hinaus läßt sich an einem physischen Bilde veranschaulichen: Ist ein Stein ins Wasser gefallen, so können wir noch des weitern, mag er auch schon auf dem Grunde liegen, seine Wirksamkeit ringsum beobachten. Die von ihm angeregte Lufterschütterung vernehmen wir vielleicht noch als Echo, und der Spiegel des Wassers zeigt Wellen, die den Ort des Einfalls umzingeln, und zwar in der Weite immer unmerklicher werden, niemals jedoch ihre Energie in Nichts verschwinden lassen. Ähnlich nun die geistigen Wellen, die ein Mensch um sich her verbreitet. Es sind die eigentümlichen Wirkungen seines Lebens, in denen sich seine Eigenart ausprägt. Aufgenommen werden sie von Mitmenschen, die sie verarbeiten und der Nachwelt vermachen. Wenn sich bei diesem Weiterwirken neue Formen bilden, so haben wir hier nur ein Seitenstück zum physischen Gesetz von der Erhaltung der Energie

und des Stoffes. Wo auch immer eine Arbeit verrichtet, ein Gefühl, ein Gedanke angeregt, ein Beispiel gegeben wird, fällt ein Samenkorn in den Schoß der Menschheit, um sich heimlich zu entwickeln, osterlich aufzuerstehen und fortzuwirken ohne Ende. Und kein Moment unseres Lebens bleibt bedeutungslos, jede Winzigkeit wird unverlierbar im All aufbewahrt. Die großen Menschen machen sich unsterblich in ruhmreichen Werken, die ihrer Individualität eine neue Körperlichkeit verleihen, sogar einen getreueren Ausdruck dafür, als es Fleisch und Bein zu sein vermag. Hat nicht der Kunstfreund recht, in einem Bilde von Dürer, einem Musikstücke von Beethoven den Schöpfer selbst zu sehen, so daß man die bezeichnende Redensart gebraucht: „Da haben wir einen Dürer, einen Beethoven"? — Und bedeutet nicht in gleicher Weise jegliche Tat, durch die ein Mensch Werte schafft und der Menschheit spendet, eine edle Selbstverkörperung? Auch die Namenlosen leben fort. In einem Dorf ein armes Mütterchen, das Jahrzehnte hindurch Haus- und Feldarbeit getan, dem geliebten Manne Kinder geschenkt und sie rechtschaffen erzogen, den Nachbarn stets Güte und Beistand erwiesen hat, — in solcher schlichten Weise macht es sich unsterblich; und wer weiß, ob das gute Beispiel, das es den Kindern vorlebte, die edeln Anregungen, die sein Charakter ausstreute, nicht später einmal sich verdichten zu einem sittlichen Wohltäter der Menschheit. Wohl oder übel leben überhaupt die Eltern in ihren Kindern fort; im allgemeineren Sinne aber hat jeder Mensch Kinder — seine Werke sind es.

Was mit ihrer rein kausalen Unsterblichkeit eine endlos moralische Bedeutung verknüpft, ist der Umstand, daß sich aus aller Tüchtigkeit neue Tüchtigkeit entwickelt, während Wahn und Laster ebenfalls ihresgleichen erzeugen:

„Das aber ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Mit diesem Bewußtsein wächst unser Verantwortlichkeitsgefühl, und nicht etwa bloß Menschen sind wir verantwortlich für unser Wirken, auch einem ewigen Richter: dem Sinn des Daseins. Seine Bestrafungen sind keine künstlichen Qualen, von einer Autorität

verhängt, sondern die natürlichen Folgen einer Tat, die in ähnlicher Weise auf den Täter fallen, wie im Volksmärchen auf das fleißige Mädchen Gold, auf das faule Pech regnete. Das Böse bestraft und mordet sich selbst, wie Judas sich erdrosselte. Denn weil Leben und Freude nur in harmonischen Verhältnissen bestehen kann, das Böse aber stets Disharmonie bedeutet, so ist Zerfall seine Tendenz. Eine sittlich verfallene Nation zerrüttet sich selbst und wird von tüchtigeren Völkern verdrängt. Und in Kunst, Wissenschaft, Ethik behaupten sich lediglich Werke, die zur Harmonie der Menschheit beitragen. Während die Wahngebilde eines Irrsinnigen der Vergessenheit anheimfallen, lebt unsterblich die mathematische Entdeckung eines Pythagoras oder etwa die Verherrlichung der Liebe im Korintherbriefe.

Das unendliche Fortleben der geistigen Persönlichkeit in ihrem Tatenleibe ist etwas ganz anderes als der Unsterblichkeitsglaube von Egoisten, die sich an himmlischer Freudentafel gütlich tun und den Frevler mit der höllischen Folterkammer einschüchtern möchten. Doch das Vornehme wird nicht leicht populär. Der gewöhnliche Mensch macht sich nicht viel aus seinem Tatenleibe, weil er darin etwas ziemlich Fremdes und jedenfalls erst Zukünftiges sieht. Weist man ihn darauf hin, daß seine Handlungsweise Folgen über sein Grab hinaus hat, so entgegnet er wohl, oder denkt es heimlich: „Nach uns die Sündflut! Vom System meiner Wirkungen, das nach meinem Tode ein schattenhaftes Dasein führt, habe ich keinen Vorteil, keinen Nachteil; denn sobald ich einmal ins Gras gebissen, weiß ich von nichts mehr.“ Selbst wenn der letzte Satz Widerlegung fände, wenn philosophische Spekulation, etwa im Sinne Fechners, den Nachweis brächte, daß der Tatenleib mit individuellem Bewußtsein lebt, so bleibt der gewöhnliche Mensch noch geneigt, das, was ihm später einmal geschieht, geringzuschätzen; blaß und winzig erscheint ihm die Zukunft im Verhältnis zur Gegenwart, ähnlich wie ein fernes Gebirge am Horizonte nur ein Dunststreifchen ist, während uns die nahen Gegenstände groß und grell umringen. Ist man der Ichsucht ergeben, so wird man von ihrem Grundwahne eben verblendet, und jede Erkenntnis, die das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen betrifft, erleidet eine gewisse Verzerrung.

Zu den schief geratenen Ansichten gehört auch der Glaube, daß zeitliche Trennung absolute Gültigkeit habe, und daß die Zukunft ein Nichts sei, ebenso wie die Vergangenheit keine Existenz mehr habe. Hiergegen wendet nicht bloß der Theoretiker von Königsberg ein, die Zeit sei eine Anschauungsform des Subjekts; auch die Weisheit des Herzens fühlt es tief, daß, von einer höheren Sphäre aus betrachtet, Zukunft und Vergangenheit volle Realität besitzen, nämlich dem unvergänglichen Jetzt der Ewigkeit angehören. Nicht mehr vom Ichwahn befangen, erwacht man zur Einsicht, daß die Individualität identisch ist mit ihren Wirkungen, mögen diese auch in fernsten Zeiten und entlegensten Himmelsräumen erfolgen. Dem so Erwachten braucht nicht bewiesen zu werden, daß sein Tatenleib bewußt leben wird, schon im Jetzt hat er das Bewußtsein der Verewigung. So ist denn sein Wachsen in die höhere Sphäre keine zeitliche Entwickelung, sondern ein unmittelbares Erfassen des Höheren ohne zeitliche und räumliche Umstände. Auf einmal wird das Ganze erlebt, wie es Goethe in dem großartigen Worte meint: „Der Augenblick ist Ewigkeit."

13. Das bessere Selbst oder All-Ich.

Die echte Weisheit hebt also mit einem neuen Fühlen an, sie ist ein Entschluß, eine Charaktertat. Weil es dabei das alte Leben zu verlieren und eine ungewohnte Welt zu erobern gilt, so ist die antike Mahnung zutreffend: Sapere aude — wag' es, ein Weiser zu sein! Diesem Wagnis hingegeben, erhebt sich das Selbst zur wahren Freiheit. Solange wir nur in der Ichform leben, fühlen wir uns innerlich wie äußerlich von Verhältnissen der räumlich-zeitlichen Welt bestimmt. Unabhängig und ursprünglich verhalten wir uns erst, wo die höhere Sphäre uns ergreift. Bedeutet sie doch in ihrer wesentlichen Richtung den Allgeist selber, und der allein ist frei, weil es neben ihm nichts gibt, das ihn bestimmen könnte. In dem also, was wir als unser besseres Selbst erleben, tritt erst eigentlich der Schöpfer auf, während die naturgesetzliche Ordnung bloß den Erhalter offenbart. Wie der Blitz ist diese schöpferische Kraft aus der Höhe; in einem Nu beleuchtet sie den bedeutsamsten aller Zusammenhänge, der zuvor

im Dunkeln lag: eins fühlt sich das Geschöpf mit seinem Urgrunde und zu einem neuen Leben erweckt. Solche Umwandlung des Sinnes und überhaupt das Erleben der höheren Sphäre können wir ziemlich deutlich an den großen Mystikern beobachten, beispielsweise an Plotin, Franziskus von Assisi, Meister Eckehart, Suso, Sebastian Franck und dem Verfasser der Deutschen Theologie, ferner an Jakob Böhme und Angelus Silesius.

Doch nicht bloß in großartigen Bekehrungen zeigt sich die Sinneswandlung, sondern innerhalb des täglichen Lebens als eine Fülle von Ausweitungen des Ich in der Richtung zum All. Der unreife Mensch, zunächst also das Kind, ist ein naiver Egoist, dessen Lebensinteressen vorwiegend auf Wachstum und Erhaltung seines Körpers, auf Genuß und Schmerzvermeidung gerichtet sind. Was nun diesen gewöhnlichen Menschen der höheren Sphäre näher bringt, sind Freundlichkeit und Liebe zur Umwelt. Indem das Kind Mutter und Vater, Geschwister und Gespielen gern hat, versetzt es sich immer inniger in sie hinein und erweitert so die Form seines Erlebens. Und wenn das Gemüt in einer Landschaft aufgeht, vom Frieden einsamer Felder, von der Erhabenheit des Sternenhimmels geweiht, oder wenn es sich in Stimmungen eines dichterischen, malerischen, musikalischen Kunstwerkes verloren hat, so fühlt sich der Mensch von seiner gewöhnlichen Lebensform wie aus einem Kerker erlöst. Wie Sympathie zu den Sternen erheben kann, zeigt beispielsweise Schillers Lied an die Freude: der gemütliche Jubel beim Klange des Bechers wird dem genialen Dichterphilosophen zu einer Symphonie, die das Gewimmel der Sonnenbälle und Planeten im unermeßlichen Raume anstimmt nebst den prangenden Blumen und Geschöpfen der Erde, besonders auch den vom Ideal erfüllten Sterblichen.

Die überwältigende Macht und geheimnisvolle Schönheit der höheren Sphäre kommt sogar Menschen, die nicht zur Begeisterung neigen, während einer Periode ihres Lebens zum Bewußtsein, wenn sie nämlich die Liebe zum andern Geschlecht hinreißt. Obwohl diese oft nur in der minderwertigen Form der Genußsucht auftritt, waltet doch etwas Großes darin, und eben dies Große bedingt ihre überwältigende Macht: es ist der „Genius der Gattung", das Interesse, das der Menschheitsorganismus an dem Wiedererlatz seiner sterblichen

Glieder nimmt. Die Zeugung ist das unentbehrliche Korrelat des Todes. Was der emporringende Geist der Menschheit in den bisherigen Einzelgestaltungen noch nicht erreicht hat, sucht er durch neue zu ermöglichen, und von dieser Vervollkommnungspolitik erfüllt, leiht er der Fortpflanzung mehr oder minder eine himmlische Verklärung. Mit besonderer Genialität tritt solche Erotik in gefeierten Liebespaaren auf, wie sie in Geschichte, Sage und Dichtung aller Völker heroengleich leben; ich nenne Hero und Leander, sowie Romeo und Julia, die ihr zeitliches Leben ohne Bedenken opferten, um den tiefen Sinn ihrer Liebe zu erfüllen. Genial ist auch Gretchens Hingabe an Faust, und treffend gelangt die Ewigkeitsbedeutung ihrer Glut in den Worten zum Ausdruck: „Ewig, ewig! ihr Ende würde Verzweiflung sein." Schon die Tierwelt zeigt dem Beobachter, daß sie ihrer Gattungsliebe die höchste Wichtigkeit beimißt, indem manche Tiere daran sterben, und indem die Erzeuger oft einen Heldensinn walten lassen, der bis zur Aufopferung für die Nachkommenschaft geht.

Reiner oft, als in der Gattenliebe, nicht mit sinnlicher Lust verschmolzen, tritt die Liebe in der Elternschaft auf; nichts Ungewöhnliches sind ja jene Mütter und Väter, die ohne Eigennützigkeit, unter Einsetzen ihrer Hauptkraft und Arbeit, das Wohl der Kinder zu fördern suchen.

Haben solche idealen Triebe innerhalb des Familienlebens den Menschen mit Interessen erfüllt, die bereits über die gewöhnliche Ichform hinaus, in die höhere Sphäre greifen, so bietet das große Kulturleben weitere Anregung zur Entfaltung des besseren Selbst aus der Ichknospe. In den öffentlichen Interessen, in der Begeisterung religiöser, politischer, sozialer Parteien, in der Vaterlandsliebe und in der Humanität waltet mehr oder minder ehrlich, oft unklar oder gar auf Irrwegen, jener Vervollkommnungstrieb, durch den sich das Weltall als werdender Gott kennzeichnet.

Den uns bekannten Gipfel des Idealismus bildet die Gesinnung jener Weisen und wahrhaft Heiligen, deren Ichleben völlig im Dienste der höheren Sphäre steht, so daß sie verkörperte Organe des Menschheitsgeistes, des Allgeistes sind. Ihre Gemütsverfassung läßt sich vergleichen einer seliggroßen Harmonie von Tönen, auch dem grenzenlosen Frieden einer glatten Meeresfläche, die des

wolkenlosen Himmels ewige Sterne spiegelt. Kein „Glück" im gewöhnlichen Sinne ist dieser innere Zustand, sondern jenes Selbstgefühl des Rechtseins, von dem der greise Goethe sagt:

„Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß."

An Hoheit reicht dies Selbstgefühl unermeßlich hinaus über alles Genießen, schon deshalb, weil Fausts Bemerkung zutrifft: „Genießen macht gemein."

Wer in diesem Leben die Gier nicht missen kann, dem bleibt es versagt, Jünger der Weisheit zu sein. Erst wenn er durch Enttäuschung aufgerüttelt ist und einsieht, wie töricht er war, sich für die egoistische Lebensform zu begeistern, die gleich einer Seifenblase jeden Moment zerstäuben kann, erst dann trachtet er nach einem Auswege, der aus Illusion, Unrast und Enge zum Frieden, zur Klarheit und Freiheit führt. Dann berührt ihn ein Wehen vom Baume des Lebens, und er spürt, daß in dieser Richtung der verlorene Garten Eden wiedergefunden wird. Keine Lust gibt es dort, aber auch keine Schuld und keinen Tod. „Stark wie der Tod ist die Liebe"; deutlicher noch wird diese Wahrheit in der Formel: überwunden wird alle Todesfurcht durch die Liebe, d. h. durch Hingabe an die seelischen Überwölbungen des Ichlebens; an das bessere Selbst im Menschen reicht kein Sterben hinan.

Daß Todesfurcht nichts als eine egoistische Sorge ist, daß sie schwinden muß, sobald wir uns freimachen von diesem finsteren Despoten „Ich", mag folgende Betrachtung dartun. Das Ichbewußtsein beruht auf der Meinung, der Mensch sei lediglich ein Stück Welt, sonst weiter nichts. Man identifiziert sich mit seinem Körper und seinem Eigentum. Sobald man aber vor die Aufgabe gestellt wird, dies Ich genauer zu bestimmen, sieht man, daß seine Grenzen verschwimmen. Mit welchem Zeitpunkte begann denn mein Ich zu existieren? Etwa mit dem Tage meiner Geburt? Hat der Körper des Säuglings nicht in völliger Ausbildung kurz zuvor im Mutterleibe gelebt? und gehörte er als Keim, als Blut und Triebkraft nicht seit

uralten Zeiten seinen Vorfahren an? Daß der Mensch die Spitze einer Pyramide bildet, deren Basis breit und immer breiter in die Vergangenheit reicht, sehen wir bei einer schlichten Überlegung: Wir haben zwei Eltern, vier Großeltern, bereits acht Urgroßeltern, und je weiter wir die Generationsreihe verfolgen, desto mehr gehen die einzelnen Schichten ins Breite; vor Jahrtausenden umfaßte mein Leben, die Wurzel meiner jetzigen Lebensform, ein ganzes Volk, schließlich sogar die Erde, ja das Weltall. Insofern wir Nahrung aufnehmen, leiblich und geistig wachsen, andererseits wieder Teile, die unserem Körper angehörten, der Außenwelt überliefern, zeigt sich, wie das Ich mit dem ganzen All in einer Weise verwoben ist, die keine scharfe Abgrenzung gestattet. Indem wir atmen, Speise und Trank genießen, flutet das Ganze in den Teil hinein, der Makrokosmos in den Mikrokosmos. Was zuvor Sonnenstrahl, Regen und Wind, Erde und Keim gewesen, wird Pflanze oder Tier, Brot oder Fleisch, dann von unserm Organismus aufgenommen und zu seinen Zellen umgebildet: der Kohlenstoff aber, der soeben noch unserem Ich gedient hat, entflieht der ausatmenden Lunge und geht in den Kreislauf des äußeren Naturlebens über.

Die Natur läßt keine Grenzen gelten, alles fließt. Auch die Empfindungen und Vorstellungen, die unser Bewußtsein erfüllen, sind nicht im genauen Sinn des Wortes unser Eigen. Sehen denn nicht Milliarden von Menschen und Tieren die eine Sonne, die allen gemeinsam strahlt? Oder gibt es wohl ein Ich, in dem völlig einzige Gefühle und Triebe leben? Bedeutet nicht der Hunger — um dies Beispiel herauszugreifen — etwas, das alle Geschöpfe tagtäglich bewegt, einen gemeinsamen kosmischen Trieb? Und hat nicht Goethe eine große Wahrheit ausgesprochen, als er jenes Geständnis ablegte, sein Geisteswerk sei eine gemeinsame Schöpfung aller Menschen? Ja, unser Volk lebt in unserer Muttersprache, und die ganze Menschheit, ja der allumfassende Weltgeist erfüllt jeden Einzelnen. So flutet wieder vom Ich ins All jener Strom von Wirksamkeit, den ich Tatenleib genannt habe.

An solchem All-Ich-Bewußtsein haben wir nun eine befreiende Erkenntnis, während die Meinung, das Ich sei absolut vom All unterschieden, sei davon ein abgetrenntes Stückchen, un-

seligen Wahn bedeutet. Eben diese Meinung bildet den Grund des Egoismus. Hält man sich für das Fragment einer brutalen Natur, hineingeschleudert in das Gewühl der Kreaturen, die alle eifersüchtig ihr Leben verteidigen und ihren Genuß erhaschen möchten, so glaubt man, auf rücksichtslosen Kampf ums Dasein, auf die Gier nach Lebens- und Genußmitteln angewiesen zu sein, und so zittert man natürlich vor einem Sterben, das des endlichen Wesens Ende bedeutet. Erwachen wir aus dieser Täuschung! Es gilt, das Bewußtsein des All-Ich aus dem engen Ich zu entfalten. „Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt!"

14. Das Recht des Natürlichen im höherstreben.

In Umrissen habe ich geschildert, wie der Mensch im reifenden Gemeinschaftsgefühl, in der fortschreitenden Erkenntnis seines wahren Wesens das zunächst enge Ich immer mehr ausweitet, so daß es sich zum höheren Selbst entwickelt. Verschiedenen Stationen dieses Werdeganges entsprechen nun die Monumente der Weisheit, die im folgenden Teil unseres Buches zusammengestellt sind. Im großen ganzen um die Idee vom höhern Selbst versammelt, geben sie doch auch der Lebenslust und Kämpferkraft, dem Sehnen nach Glück und der Weltklugheit des Ichmenschen manch charakteristischen Ausdruck. Deshalb braucht unser Buch nicht widerspruchsvoll zu sein. In gewissen Gegensätzen der Lebensanschauung soll eben nur etwas von jener Vielseitigkeit des Erlebens und jener Abstufung zum Ausdruck gelangen, ohne die kein selbständiges Ringen nach höherem Menschentum erfolgen kann. Auch die sittlich reife, geistig abgeklärte Persönlichkeit wird sich stets gestehen: ich bin ein Mensch, nichts Menschliches scheint mir fremd.

Bevor wir nun zu den Monumenten der Lebensweisheit übergehen, ist es wohl angebracht, eine Mißdeutung abzulehnen, der meine Verherrlichung des höheren Selbst ausgesetzt ist. Indem ich die Körperlichkeit des Menschen, sein daraus hervorgehendes Bewußtsein der Vereinzelung und Endlichkeit für den Wurzelgrund egoistischer Sorge, Gier und Rücksichtslosigkeit erkläre, gerate ich vielleicht in den Verdacht, jener Büßermoral zu huldigen, die in der Sinneslust eitel Sünde wittert, sowie jenem überspannten Altruismus, der vom

Menſchen verlangt, der Welt zu entſagen und alle Rechte der Individualität preiszugeben.

Solchem Mißverſtändnis iſt eigentlich ſchon vorgebeugt, indem ich betonte, daß es nirgendwo im All ſtarre Grenzen gibt, daß vielmehr alle Gegenſätze nur Stufen einer Lebenseinheit ſind. Das gilt auch von den Gegenſätzen Sinnlichkeit und Vergeiſtigung, Egoismus und Hingabe an die höheren Sphären. Sinnlicher Genuß und Ichſucht, Todesfurcht und Kampf ums Daſein dürfen für etwas Niederes angeſehen werden, ohne daß man ihnen deshalb jegliches Recht abzuſprechen hat. Gerade wer im ſittlichen Leben einen Aufſtieg ſieht, wird das relative Recht einer jeden Stufe gelten laſſen, wofern er der Entwickelungsidee Rechnung trägt. Alles Niedere bedeutet ja die Vorbereitung des Höheren, iſt in der Naturordnung begründet und logiſch unerläßlich. Bevor die Traube ihr ſüßes Feuer hat, muß ſie ſauer ſchmecken, und man darf nicht auf ihre Unreife ſchelten. Worauf es ankommt, iſt eben nur, daß ſich das Gewächs — ſo auch der Menſch — den Bedingungen des Reifens hingibt. Unſinnig wär's, wollte der Gärtner dies Verhältnis für ein Weltübel halten und ſeinen Groll in der Vernichtung unreifer Früchte auslaſſen.

„Weiß doch der Gärtner: wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künftigen Jahre zieren."

Nicht minder töricht, wie das Vernichten unreifen Gewächſes, ja weit unheilvoller iſt der Verſuch der Büßermoral, den Leib zu kaſteien und die Regungen der Sinne zu erſticken. Nirgendwo ſollte abgetötet, überall nur entwickelt, nur veredelt werden. In geſundem Wirken hat jedes Organ unſeres Körpers, jeder ihm innewohnende Trieb ſeinen Beruf, dem höheren Ganzen zu dienen, alſo ſchließlich hat all unſer natürliches Leben ein gewiſſes Recht und gehört zur All-Harmonie, zum Sinne des Daſeins. Es kommt nicht darauf an, daß wir widernatürlich und gewaltſam nach plötzlicher Loslöſung vom Irdiſchen ringen, ſondern darauf, daß wir, Kinder des Staubes, ähnlich wie Sonnenblumen, immerdar zum heiligen Lichtquell das Antlitz kehren. In finſteren Winkeln, bei feiger Abkehr des Gemütes, in dumpfem Schuldwahn

entartet das Körperleben, und moraliſche Erbärmlichkeiten ſprießen daraus hervor.

Drum hinweg aus aller Dumpfigkeit und Enge, hinaus mit deinem Körper, Menſchenkind, ins Luft- und Lichtmeer, in die Woge geſunden Gefühls und freien Geiſtes! Unbefangenheit und Geſundheit haben ſtets etwas von Unſchuld, und wie innig das Leben der Sinne mit echtem Idealismus verſchmolzen werden kann, erleben wir in der Kunſt der alten Griechen, in Platos Weltanſchauung, in der Renaiſſance und bei Goethe. Wiedergeburt, ja noch höhere Entfaltung des Hellenismus gehört zu den Zielen aller echten Kultur. Vergeiſtigen wir die Sinnlichkeit, anſtatt ſie zu erſticken. Der Gehalt ſolcher Vergeiſtigung wird uns von den großen, ſtarken Perſönlichkeiten dargeboten, und auch in dieſer Richtung iſt der Künſtler berufen, den Ethiker zu ergänzen. Ein Erlebnis vergeiſtigen bedeutet nun nichts anderes, als es befreien aus Enge und Einſeitigkeit, ſeine Zuſammenhänge mit dem Unendlichen finden. Dem „Brutalen", Pflanzlichen, Tieriſchen gehört das Sinnliche eben nur dadurch an, daß es nicht bewußt zu höheren Sphären greift. Auch hier gilt die Loſung: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", nämlich die leuchtende Schönheit des Kosmos, die Liebe zum Ewigkeitsgehalt des Daſeins.

Ganz das gleiche gilt vom Egoismus. Mag er darauf bedacht ſein, das Ich zu behaupten und ſelbſt kämpfend zu verteidigen, es mit Lebensfreude zu erquicken und durch Nacht zu erweitern — wenn nur ſtets etwas von „Gott" in ſolchem Streben iſt, d. h., wenn dabei niemals die Richtung zum höheren Leben verloren wird, und die Sehnſucht nach dem Sinn des Lebens immerdar lebendig bleibt. Wie nächtlicher Dunſt ſich verdichtet und am Halme als ein Tröpflein hängt, darin ſich die heilige Sonne in der Fülle ihrer Farben ſpiegelt, ſo kann jedes Erlebnis, auch wenn es der Sinnlichkeit und zunächſt der Ich-Region angehört, eine Sammlung und Konzentration des Weltalls enthalten und uns zum Unendlichen erheben.

Wo das Ich als Charakter zu wirken hat, da ſollte es ſich als Vertreter der emporſtrebenden Menſchheit fühlen und, von dieſem höhern Selbſtbewußtſein durchdrungen, im Ringen nach dem Wahren,

Schönen, Guten das Recht der eigenen Individualität, der freien Überzeugung tapfer behaupten. Nur von innen heraus, in Selbstbestimmung, vermag sich die bessere Natur zu entwickeln. Autorität ist ein verfehltes Mittel, zur Höhe emporzuschrauben, weil Autorität eben eine Form der Unterdrückung bedeutet und die Seele in der Schwerengung bestärkt, also gerade das Übel reizt, auf dessen Überwindung es ankommt. Durch den Hinweis auf den höheren Zweck vermag sich die Autorität nicht zu rechtfertigen; der Zweck heiligt eben keineswegs das Mittel, vielmehr kann ein unreines Mittel das an sich gute Wollen fruchtlos machen.

Mit diesem Schlußwort glaube ich hinreichend angedeutet zu haben, daß die Lebensweisheit, deren Geltung ich hier vertrete, gewisse Einseitigkeiten zu meiden sucht, denen der hin und her schwankende Zeitgeist Huldigungen darbringt. Da sehen wir rechts das Gemeinschaftsideal in Form der Autorität — als staatliche und kirchliche Gewalt, Zwangserziehung, Bestrafung und äußere Belohnung, als Dogmatismus in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Moral, als Militarismus und Kapitalismus, überhaupt als Sozialordnung, die den Einzelnen zur Unterwerfung unter das sogenannte Gemeinwohl zu zwingen sucht. Links indessen empört sich gegen die Autorität ein Subjektivismus, Individualismus, der das Ich entfesseln möchte, die Freiheit in schrankenlosem Wettbewerb zu verwirklichen sucht und die Willkür zum Gesetz der Gemeinschaft erhebt. Ganz ähnlich stehen einander die Gegensätze von Materialismus und mönchischer Schwärmerei gegenüber, sowie von religiöser Ungläubigkeit und veralteter Religion.

Einen harmonischen Ausgleich sehe ich in einer Weltanschauung, die ebenso in der physischen Natur wie in unserem Gemüte den Werdegang des höchstens Wesens erkennt und verehrt, die in der Materie den Geist spürt und auf diesem Wege das Mittel findet, die materielle Natur immer mehr in den Dienst der besten Geistwerte zu stellen, die im Einzelwesen die Interessen des Ganzen zur höchsten Geltung zu bringen sucht, die des Menschen Selbstbestimmung auf die allgemeine Ordnung hinlenkt, aber den Sinn für Ordnung nur aus der freien Überzeugung entwickelt.

Dr. Bruno Wille.

Jugend und Alter.

Das ist des Menschen Ruhm, zu wissen, daß unendlich sein Ziel ist, und doch nie stillezustehen im Lauf. Nie werd' ich mich alt dünken, bis ich fertig bin; und nie werd' ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln; wärmer muß die Liebe sein, die aus einem höhern Grade eigner Bildung hervorgeht. Dem Bewußtsein der inneren Freiheit und ihres Handelns entspricht ewige Jugend und Freude. Dies habe ich ergriffen und lasse es nimmer, und so sehe ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod. Schleiermacher.

Mit jeder Geburt hebt der uralte Sang von der Schöpfung wieder an; wüst war es und leer, und es war finster auf der Tiefe; aber der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Im Buche der Genesis freilich wird es mit einemmal Licht; in der dunklen Seele des Menschen jedoch kommt das Licht langsam, langsam; auch in ihr kommt das Licht von den Sternen, und deren gibt es viele und sehr schöne. Jeder von ihnen wirft einen anderen Schein in das dunkle Sein, und dem echten Menschen verbinden sie sich in jeder guten Stunde zu heilbringenden Konstellationen. Er gab den Gefühlen Namen und nannte sie: Liebe, Freundschaft, Glaube, Geduld, Barmherzigkeit, Mut, Demut, Ehre. Raabe.

Wie schrecklich wäre es auf der Welt, wenn nicht beständig Kinder geboren würden, welche die Unschuld und die Möglichkeit jeglicher Vollkommenheit mitbringen. Ruskin.

Je älter die Leute werden, die ein geiſtiges Leben führen, um ſo weiter wird ihr geiſtiger Horizont, um ſo klarer wird ihre Erkenntnis; die aber ein weltliches Leben führen, werden mit den Jahren nur noch ſtumpfer. Talmud.

In früher Jugend ſitzen wir vor unſerm bevorſtehenden Lebenslauf, wie die Kinder vor dem Theatervorhang, in froher und geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. Ein Glück, daß wir nicht wiſſen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zuzeiten die Kinder vorkommen wie unſchuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurteilt ſind, jedoch den Inhalt ihres Urteils noch nicht vernommen haben. — Nichtsdeſtoweniger wünſcht jeder ſich ein hohes Alter, alſo einen Zuſtand, darin es heißt: „Es iſt heute ſchlecht und wird nun täglich ſchlechter werden, — bis das Schlimmſte kommt.“ Schopenhauer.

Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband.
Goethe.

An den Menſchen ſind vorn und hinten, wie an den Büchern, zwei leere Buchbinderblätter: Kindheit und Greiſenalter.
Jean Paul.

Die Jugend iſt die Zeit der Unruhe, das Alter die der Ruhe. Das Kind ſtreckt ſeine Hände begehrlich ins Weite aus, nach allem, was es da ſo bunt und vielgeſtaltig vor ſich ſieht. Und auch der Jüngling wird gereizt von den vielfältigen Geſtalten der bunten Welt. Sofort macht ſeine Phantaſie mehr daraus, als die Welt verleihen kann. Im Alter hingegen hat ſich alles gelegt, teils weil das Blut kälter und die Reizbarkeit des Senſoriums minder geworden, teils weil Erfahrung über den Wert der Dinge und den Gehalt der Genüſſe uns aufgeklärt hat; endlich, weil man nun auch tauſend Schimären allmählich losgeworden iſt, welche uns früher die freie Anſicht der Dinge verdeckten und entſtellten, ſo daß man alles klarer und richtiger erkennt und es nimmt für das, was es iſt. Schopenhauer.

Sein Leben verständig einzuteilen verstehn; nicht wie es die Gelegenheit bringt, sondern mit Vorhersicht und Auswahl. Ohne Erholungen ist es mühselig, wie eine lange Reise ohne Gasthöfe: mannigfaltige Kenntnisse machen es genußreich. Die erste Tagereise des schönen Lebens verwende man zur Unterhaltung mit den Toten: wir leben, um zu erkennen, und um uns selbst zu erkennen; also machen wahrhafte Bücher uns zu Menschen. Die zweite Tagereise bringe man mit dem Lebenden zu, indem man alles Gute auf der Welt sieht und anmerkt; in einem Lande ist nicht alles zu finden: der Vater der Welt hat seine Gaben verteilt und bisweilen grade die Häßliche am reichsten ausgestattet. Die dritte Tagereise hindurch gehöre man ganz sich selber an: das letzte Glück ist zu philosophieren.

Gracian.

Ähnlich den Blättern der Bäume, vom blühenden Lenze gezeitigt,
Wenn er den goldenen Strahl wiederum stärker belebt:
Ist auch uns nur spärliche Zeit an den Blüten der Jugend
Freude vergönnt. Kein Gott mahnet vom Bösen uns ab
Oder belehrt uns, was gut. Doch neben uns stehen die Keren,
Deren eine das Los feindlichen Alters uns bringt,
Aber die andre den Tod. Denn kurz nur dauert der Jugend
Frucht, nur so lang, wie am Tag Sonne die Erde bescheint.
Ist sie dann über das Ziel der beschiedenen Stunde geschritten,
Dann scheint plötzlich der Tod besser als Leben zu sein.
Denn viel Unheil erzeugt im Gemüte sich. Mancher verlieret
Sein Vermögen und seufzt unter der Dürftigkeit Last.
Jenem sind Kinder versagt, wie sehr er sie wünschet, und einsam,
Stets sich quälend darob, steigt er zum Grabe hinab.
Krankheit lastet auf dem und verzehret ihn. Keiner der Menschen
Lebt, auf den nicht genug Schlimmes die Götter gehäuft.

Mimnermos.

Über die Kinder, äußere und innere, wie über die kleinen Bäume im Walde geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichte hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen. Wenn Bäume im

Sturm Riſſe erleiden, ſo quillt das Harz wie lindernde Tränen aus ihnen und heilt, wenn ſie aber gegen derlei Riſſe nicht Schutz in eigener Feſtigkeit, ſondern immer wieder das Heilmittel der Harztränen ſuchen, ſo erſchöpfen ſie den Quell und trocknen aus.

Bismarck.

Ein Braten und ein Räuſchchen und ein Ritt
Auf einem Roß von zuverläſſigem Tritt,
Das tummeln mag der Mann mit luſtigem Schwung
Auf ſanftem Abhang durch die Niederung;
Im goldgeſtickten Kleide zarte Fraun,
In Gold und Seide, Bildern gleich zu ſchaun;
Und gute Füll' und ruhiges Gemach
Und angeſchlagner Saiten ſanftes Ach:
Das iſt des Lebens Luſt; der Menſch gehört
Dem Schickſal, und das Schickſal ſchwankt und tört.
Reich iſt wie arm, und Wohlergehn wie Not,
Und alles Lebende gehört dem Tod. Hamaſa (Rückert).

Spiele, liebliche Unſchuld! Noch iſt Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erſchafft ſich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernſte,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Luſt und der Mut.

Schiller.

Amen, ich ſage euch, wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht antreten die Macht des Alls. Wer ſich nun ſelbſt wie ſolch ein Kind beſcheiden macht, der iſt ein Großer in der Macht des Alls. Chriſtus (Kirchbach).

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, vogelſprachekund,
Wie Salomo! Rückert.

Unſer Leben iſt Wachstum und Entwicklung in einer Welt der Veränderung und Unvollkommenheit. Alles iſt gut an ſeinem Ort,

und alles hat seine besondere und eigentümliche Bestimmung. Jedes Leben ist göttlich in seinem Mittelpunkt, und die Zeit wird kommen, in der auch jedes in der vollen Schönheit der Heiligkeit erstrahlt, die nichts andres ist als Fülle oder Ganzheit, nämlich göttliche Selbstverwirklichung. Wie kommt es nun, daß die Menschen auf so verschiedener sittlicher Höhe stehen? Der Grund liegt zumeist darin, ob wir die Quelle und das Gesetz unsres Lebens erkennen oder nicht. Dazu kommt dann noch der Einfluß der Verschiedenheit unsrer angeborenen Anlagen, mit denen wir unsern Lebenslauf beginnen, und ebenso die verschiedene Umgebung, in der unser Leben verläuft. Der Charakter unsres Lebens bestimmt sich danach, ob wir ein klares und lebendiges Bewußtsein der Einheit alles Lebens mit dem Göttlichen haben oder nicht, mit dem Göttlichen, das Quelle, Mittelpunkt und innerstes Wesen jedes irdischen Lebens ist, und ob wir die Wege deutlich sehen, die uns von diesem Bewußtsein zur höchsten Weisheit und Kraft führen. Trine.

Wer dreierlei bedenken kann,
Vermeidet Gottes Acht und Bann:
Was er war, und was er ist,
Und was er wird in kurzer Frist.

So sprechen, die da sind begraben,
Zu den Greisen, zu den Knaben:
„Was ihr seid, das waren wir;
Was wir sind, das werdet ihr.“ Uhdank.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!
Flieh nicht des Lebens Wirrsal und Beschwerde,
Doch laß nicht Sorge gänzlich dich umspinnen!
Der ew'gen Jugend dieser schönen Erde
Erhalte rein und lauter deine Sinnen. Reinick.

In jedem Alter glauben wir vernünftig zu sein und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Börne.

Ist der Charakter der ersten Lebenshälfte unbedingte Sehnsucht nach Glück, ist ebenso der der zweiten Besorgnis vor Unglück.

Schopenhauer.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich flieh'n?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt;
Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar;
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war. Schiller.

Die Wanderſchaft iſt die Bienenfahrt nach dem Honigtau des Erdenlebens. An lieblichen Erinnerungen, ſeligen Gefühlen, würdigen Gedanken und huldvollen Augenblicken überladet ſich keiner; zuviel trägt man nicht ein. Das ſpätere Sitzleben und Heimleben will etwas zu zehren haben. Jahn.

Laß ab zu forſchen, was dir das Morgen bringt,
Schreib ins Gewinnbuch jeden vom Schickſal dir
Geſchenkten Tag und ſei nicht ſpröde
Gegen den Reigen und Liebesfreuden,

Solang' du, Jüngling, blühſt und des Alters Grau
Und Gram nicht kennſt. Jetzt eile zum Tummelplatz
Des Spiels, zum Stelldichein, wo holde
Liebe verſtohlen zur Nachtzeit flüſtert.

Jetzt tönt verrätriſch aus dem Verſtecke dort
Des Mädchens Kichern an dein entzücktes Ohr;
Du ſtreifſt vom Arm ihr oder Finger,
Sträubt' es ſich immer, ein Pfand der Liebe.

Horaz (Mähly).

... Denn ach! gleich einem Tag ist schnell entschwunden
Des Erdenlebens frischer Blumenkranz;
Sehn wir den Frühling wieder auch, empfunden
So jugendfrisch wird er doch nimmer ganz.
Drum pflückt die Ros' im Schmuck der Morgenstunden,
Eh' Mittagsglut verzehrt den frischen Glanz,
Und eilt, der Liebe Rosen da zu pflücken,
Wo Gegenliebe kann das Herz erquicken. Tasso.

Kein ernsteres Ereignis in eines Mannes Leben, als seine Verheiratung; sie kann eine unschätzbare Wohltat werden, ihre zarten Einflüsse können jede Stunde des Tages sich geltend machen, jede Fiber seines moralischen Daseins stärken und durch ihre beglückende Ruhe der Neigungen seinem Geiste einen ruhigen, stetigen Gang geben. Sie kann aber auch ein zerstörendes Übel werden, das alle Sympathien im Keime erstickt, die geistigen Kräfte reizt und zerstört und das Leben verzerrt. Lewes.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer." Rückert.

Ich blick' auf siebenzig Jahre zurück,
In wechselndem Schatten von Leid und Glück
Sah ich sie hingeflossen,
Durchlitten, durchgenossen —
Und wünsche mir keines von allen zurück. Rückert.

Das ſchönſte Geſicht wird zum rußigen Topf in alten Tagen.
Der Nacken wird krumm, und es wackelt der Kopf in alten Tagen.
Wie Sonne des Winters, wie ſchimmernde Kerzen beim Morgentagen,
Erbleicht das Geſicht, flieht Wärme dem Herzen in alten Tagen.
Geh' rechts, und nach links wird der Füße Paar dich zitternd tragen.
Fremd wird dir dein ganzer Körper ſogar in alten Tagen.
Die Glieder ſind ſtarr, als lägen ſie bleich im Leichenſchragen,
Und wenn man auch lebt, iſt man Toten faſt gleich in alten Tagen.

Afghaniſch (Wollheim).

Was heißt Leben, was Luſt, wenn die goldene Liebe dahinſchwand?
Möcht' ich ſterben, ſobald nimmer mich dieſe erfreut!
Heimlicher Liebe Genuß und die ſchmeichelnden Gaben der Rede
Locken mit ſüßer Gewalt Männer und Weiber zugleich
Während der Jugendzeit. Doch kommt das ſchmerzhafte Alter,
Das nicht häßlich allein, ſondern auch elend uns macht,
Ach, dann quälen des Mannes Gemüt ſtets feindliche Sorgen,
Selbſt die Strahlen des Tags machen ihm Freude nicht mehr;
Sondern er wandelt der Jugend verhaßt und den Weibern zuwider...
Soviel Schweres verhängt über das Alter ein Gott. Mimnermos.

Gern wollt' ich ja am Tage Schmerzen leiden,
Verdorren ſehen meines Lebens Baum,
O! käme nachts von meinen alten Freuden
Zu mir nur einmal noch ein ſchöner Traum.
Doch ſchlaflos blick' ich ſtets nach jener Stelle,
Von der mir nachts oft ihre Stimme klang,
Und war es auch nur ihres Atems Welle,
Hat mir's getönt wie leiſer Engelſang.
Doch ſchlaflos muß ich nachts zur Stelle blicken,
Von der mir bald kein ſüßer Laut mehr kam,
An der ich, ſie zum letztenmal zu drücken,
Die kalte Hand in meine heiße nahm.
Was hab' ich noch? Ein Auge müd und trübe,
Das dennoch ſich nicht ſchließen kann zur Ruh',
Ein Herz, weit offen für den Schmerz der Liebe.
Komm, lieber Tod! ſchließ mir die beiden zu! Kerner.

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach, der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein.
Ja laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender, lauſchend ſacht:
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein! Goethe.

Schau' dir dieſes bunte Bild des Körpers an: ein Haufen von Wunden iſt er nur. Krank, begehrlich iſt er, ohne Halt und Dauer. Das Alter verzehrt dieſes Neſt von Krankheiten, das bald zuſammenbricht. Die faule Maſſe zerfällt; vergehen iſt ſeine Beſtimmung.
Buddha.

Das Alter an ſich iſt kein Gegenſtand der Trauer, vielmehr des Dankes, wenn wir unſer Werk vollbracht haben. Gott handle mit uns darin nach ſeiner Gnade, nicht nach ſeiner Strenge. Mit den Getreuen unter uns wird es alſo geſchehen. Sicherlich kann es einen ernſten Menſchen nicht mit Trauer erfüllen, daß er dieſen Kampfplatz verlaſſen darf, und daß er jenſeits ſtille Gefilde vor ſich ſieht, wo es kein Schlachtgetümmel mehr gibt. Carlyle.

Mag mir die Sonne ſinken — nicht vergebens
Hat ſie auf Erden mir geglänzt.
Reich ward der große Wunderkelch des Lebens
Zum Rande ſchäumend mir kredenzt.

Im hehren Mai, wenn über Berg und Tale
Den Siegeszug der Frühling hält,
Stand ich anbetend nun schon dreißig Male
Vor dieser wundervollen Welt.

Klangvoll zog hin durch meiner Seele Saiten,
Was nur mit Werderuf
Glorreich-Unsterbliches zu allen Zeiten
Des Menschen Genius erschuf.

Der Liebe vollstes Glück hab' ich genossen
An Herz und Sinnen, Leib und Geist,
Mit Freunden einen Seelenbund geschlossen,
Den keine Ewigkeit zerreißt.

Am goldnen Tag, im Sturm und in der Stille,
Aus sternenhellem Nachtazur
Sprach mit dem heiligen Munde der Sibylle
Mir Seherworte die Natur.

Ich weiß, daß über mir und mir zu Füßen
Und um mich Welt an Welt sich reiht;
Fernher ertönt zu meinem Ohr ein Grüßen
Aus dämmernder Unendlichkeit.

Und muß es sein, muß nun im Grenzenlosen
Der Lebensatem mir verwehn,
Ich klage nicht; das Haupt bekränzt mit Rosen,
Will ich von hinnen gehn. v. Schack.

Glücklich, wer im Alter zu einer wahren Anschauung von den Dingen gelangt. Plato.

In älteren Jahren nichts mehr lernen können, hängt mit dem in älteren Jahren sich nichts mehr befehlen lassen wollen zusammen, und zwar sehr genau. Lichtenberg.

Nach Art der Ochsen altert der Mensch, der wenig lernt; wohl wächst ihm das Fleisch, aber seine Einsicht nimmt nicht zu.

Buddha.

Was einer „an sich selbst hat", kommt ihm nie mehr zugute als im Alter. Schopenhauer.

Wer die Gottesgabe der Begeisterung besitzt, der wird wohl älter, aber niemals alt. Oncken.

Das Geheimnis ewiger Jugend, ewigen Lebens liegt im Ja. Darum kennst du auch Greise, die werden immer freundlicher, klarer, lichter, geduldiger. Wenn sie scheiden, ist's, als ob eine Sonne von freundlichem Glanze unterginge für ein Haus, eine weite Umgebung. In denen ist das Ja zum Siege gekommen, schon lange; aber es entfaltete sich immer köstlicher und verschlang den Schutt des Nein. Joh. Müller.

Ein selbstgeschaffenes Übel ist das Verschwinden des Mutes und der Kraft; ein leeres Vorurteil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper. Ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Tore der höhern Welt mir öffnet; und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe.

Schleiermacher.

Menſchheit und Menſchentum.

Willſt du, eignen Schmerz zu tragen,
Dir den Buſen kräftigen,
Lerne, mit der Menſchheit Fragen
Edel dich beſchäftigen:
Wie die Seele ſich erweitert,
Wird dein Leben auch erheitert. Feuchtersleben.

Und was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern.
Goethes Fauſt.

Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um!
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick! Goethe.

Erfüllen muß die Menſchheit ihre Sendung
Zum ruheloſen Streben nach Vollendung;
Du aber ſiehſt, anſtatt ihr Vorwärtswallen,
Oft nur der Menſchheit Schatten rückwärts fallen. Hammer.

Vieles Gewalt'ge lebt, doch nichts
Iſt gewaltiger als der Menſch.
Denn ſelbſt über die dunkle
Meerflut zieht er, vom Süd umſtürmt,
Hinwandelnd zwiſchen den Wogen
Die rings umtoſte Bahn.
Er mühet ab der Götter höchſte:
Gäa, die ewige, nie ſich erſchöpfende —
Während die Pflüge ſich wenden von Jahr zu Jahr —
Wühlt ſie durch der Roſſe Kraft um.

Flüchtiger Vögel leichten Schwarm
Und wildſchweifende Tier' im Wald,
Auch die wimmelnde Brut der See
Fängt er liſtig umſtellend ein
Mit netzgeflochtenen Garnen,
Der vielbegabte Menſch.
Er zähmt mit ſchlauer Kunſt des Landes
Bergedurchwandelndes Wild, und den mähnigen
Nacken umſchirrt er dem Roß mit dem Joche rings,
Wie dem freien Stier der Berghöhn.

Und das Wort und den luftigen Flug
Des Gedankens erfand er, erſann
Staatordnende Satzungen, weiß dem ungaſtlichen
Froſte des Reifes und
Zeus' Regenpfeilen zu entfliehn;
Überall weiß er Rat;
Ratlos trifft ihn nichts
Zukünftiges. Vor dem Tode nur
Späht er kein Entrinnen aus;
Doch für der Seuchen ſchwerſte Not
Fand er Heilung.

In Erfindung liſtiger Kunſt
Weit über Verhoffen gewandt,
Neigt er bald zu Böſem, zu Gutem bald; achtet hoch
Der Heimat Geſetz,

Der Götter ſchwurheilig Recht,
Segen der Stadt! Aber zum Fluch
Lebt ihr, wer, geſellt
Dem Laſter, frechem Trotze frönt. Sophokles (Donner).

Die größte Angelegenheit des Menſchen iſt, zu wiſſen, wie er ſeine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verſtehe, was man ſein muß, um ein Menſch zu ſein. Kant.

Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph ſein zu wollen, mein Stolz iſt nur dieſer, deſto mehr Menſch zu ſein. Kant.

Ich bin ein Menſch, nichts acht' ich mir fremd, was menſchlich iſt.
Menander.

Was irgend du hören und ſehn magſt, o alles, alles iſt nichts!
Wohin auf Erden du gehn magſt, o alles, alles iſt nichts!
Ob du das Weltall durchfliegeſt, o alles, alles iſt nichts!
Ob im Winkel des Stübchens du liegeſt, o alles, alles iſt nichts!
Chijam.

Das größte Wunderding iſt doch der Menſch allein:
Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel ſein.
Sileſius.

Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder an ſich bei:
Der eine deckt es zu, der andre trägt es frei. Logau.

Schön! wie ſchön
Iſt dieſe ganze ſichtbarliche Welt!
Wie hehr in ihrem Tun und in ſich ſelbſt!
Wir aber, die wir ihre Herrn uns wähnen,
Halb Staub, halb Gottheit, wir, zu Fall und Flug
Gleich machtlos, ſind mit unſrem Miſchlingsweſen
Ein Widerſtreit der Element' und atmen
Den Odem der Erniedrung und des Stolzes.
Erhabner Wille kämpft mit niedrigem
Bedürfnis, bis das Fleiſch am Ende ſiegt,
Bis Menſchen ſind, was ſie ſich ſelbſt nicht ſagen
Und andern nicht vertraun. Byron.

Ein in sich beruhigter Mensch, wie einfach klingt das! aber es ist Kraft, es ist Errungenschaft. — „Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“ — so betitelt der große Comenius eines seiner Bücher. Diese labyrinthische Welt wird von Walter von der Vogelweide mit einem eigentümlichen Lächeln des Dankes und der Ablehnung „Frau Welt“ genannt. Das Mittelalter hatte seine Klöster, eine ideal gedachte Möglichkeit der Sammlung und Einkehr; wie jetzt noch die allezeit offenen, dämmervollen Kirchen. Die Klassiker empfehlen die Einkehr in das innere Kloster: in das „stillere Selbst“. Das Mittel ist nebensächlich, das Ziel ist die Hauptsache: der gefestigte innere Zustand. Lienhard.

Ein jedes große Genie, ein Solon, Dante, Shakespeare, Beethoven hat mehr von der göttlichen Schöpferkraft, von dem innern hohen Leben, dem zeugenden Geist erhalten, als Millionen andere Menschen; sie wirken und schaffen für viele. Ludwig Richter.

Jeder Mensch hat ein Bild in sich, was er sein und werden soll; solange er das noch nicht ist, ist noch Unfrieden in seinen Gebeinen; er ist jetzt so, jetzt anders, widerspricht sich tausendmal in einer Stunde, wird von Phantasie und Sinnen oder, wie die Bibel sagt, von Lüsten und Begierden getrieben; der eine helle, sanfte Ton ist noch nicht da, in dem alle seine Glieder und Kräfte wie eine wohlgestimmte Laute tönen sollen; und der Ton soll bleiben.
Herder.

Unzählige Menschen verfehlen das wahre Leben vollständig und sind nichts als unwürdige Sklaven ihrer zeitlichen Güter; unfähig, auch nur das kleinste Stück von all dem mitzunehmen, was sie aufgehäuft haben, gehen sie nackt und bloß in eine andere Form des Lebens über. Werke der Liebe — der nach außen gewandte Charakter —, lebendige Seelenkräfte, die wahren Reichtümer des innern Lebens und seiner Entwicklung: all die Dinge, die unsern wahren und ewigen Besitz bilden, haben in ihrem Leben keine Stätte gefunden. Alles ist Gesetz, alles ist Ursache und Wirkung. Was wir säen, werden wir ernten — und zwar nicht bloß in diesem, sondern im zukünftigen Leben. Trine.

Alsbald ein neues Kind
Die erste Luft empfindt,
So hebt es an zu weinen;
Die Sonne muß ihm scheinen
Den viermal zehnten Tag,
Eh' als es lachen mag.
O Welt, bei deinen Sachen
Ist Weinen mehr als Lachen! Logau.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick! Lenau.

Die Welt versprach dir nichts; mach' ihr's nicht zum Verbrechen;
Du mußt dir selber nicht zuviel von ihr versprechen.
Warum belügst du dich, sie habe dich belogen?
An ihr betrogst du dich; sie hat dich nicht betrogen. Rückert.

Gleichwie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen.
Blätter ergießt zur Erde der Sturm jetzt, andere zeitigt
Wieder der grünende Wald, wann neu aufgehet der Frühling;
Also der Menschen Geschlecht: dies zeitiget, jenes vergehet.
Homer.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen,
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab. Hölderlin.

Die große Mehrzahl der Menschen ist so beschaffen, daß ihrer ganzen Natur nach es ihnen mit nichts Ernst sein kann, als mit Essen, Trinken und Sichbegatten. Diese werden alles, was die

seltenen erhabenen Naturen, sei es als Religion oder als Wissenschaft oder Kunst, in die Welt gebracht haben, sogleich als Werkzeuge zu ihren niedrigen Zwecken benutzen, indem sie meistens es zu ihrer Maske machen. Schopenhauer.

Ich habe glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Goethe.

Stillesein und Schweigen muß sein; wo dies Wort vernommen wird, da versteht man es recht. Nun hat sich die Seele mit den Kräften nach außen zerspreitet und zerstreut, in gleichem Maße sind sie schwächer, inwendig ihr Werk zu treiben. Denn jede zerspreitete Kraft ist unvollkommen. Darum, will sie inwendig eine kräftige Wirksamkeit entfalten, so muß sie alle ihre Kräfte wieder heimrufen und sie aus den zerstreuten Dingen heraus sammeln in ein inwendiges Wirken. So sieht auch Gott es in allen seinen Werken ab auf ein gar selig Ziel: auf sich selber und darauf, daß er die Seele samt allen ihren Kräften an dieses Ziel bringe. Meister Eckehart.

Alle Menschen sind eins. Was sie unterscheidet, ist der Name, den man ihnen gibt. Buddha.

Das ist die höchste Bedeutung großer Männer, daß sie den Wert der Menschheit, jener Menschheit, die aus dem dumpfen Grunde der Natur aufgestiegen ist — gesteigert haben. Erst durch Jesus Christus ist der Wert jeder einzelnen Menschenseele in die Erscheinung getreten, und das kann niemand mehr ungeschehen machen. Man mag zu ihm selbst stehen, wie man will, die Anerkennung, daß er in der Geschichte die Menschheit auf diese Höhe gestellt hat, kann ihm niemand versagen. In dem Gefühle: Gott der Vater, die Vorsehung, die Kindschaft, der unendliche Wert der Menschenseele, spricht sich das ganze Evangelium aus. Harnack.

... Die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit hört jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. Goethe.

Es gibt nur eines, was du zu fürchten haſt, — nämlich gegen dein beſſeres Selbſt unwahr und daher auch unwahr gegen Gott zu ſein. Wenn du das nicht tun und ſagen willſt, was du als recht und wahr erkannt haſt, dann biſt du wirklich ſchwach. Du verläßt Gott und biſt ein Feigling. Kingsley.

Ach, wie gern benutzt der Menſch ſeine Enttäuſchungen, ſeinen Erdenüberdruß, ſein Elend, alle Stechmücken des Daſeins, nicht dazu, um ſelber beſſer zu werden und andere zu beſſern, ſondern nur dazu, ſeiner Eitelkeit, ſeiner Ruhmredigkeit friſches Futter in die Krippe zu ſtecken. Raabe.

Es ſcheint mir eine durchaus verkehrte Anſicht, daß man die Sittlichkeit in einzelne Tugenden zerlegt und einzelnen Laſtern gegenüberſtellt. Ich wüßte nicht zu ſagen, wer mir unter Hoffärtigen, Geizigen, Verſchwenderiſchen oder Wollüſtigen der am meiſten Verhaßte ſei. Es kann unter Umſtänden jeder ſein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder iſt. Ich ſehe in meiner Beurteilung der Menſchen gar nicht darauf, ſondern auf die Geſinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorſätze und Handlungen, und auf die geſamte Geiſtes- und Gemütsſtimmung.
Ebenſo iſt es mit den Tugenden. Es kann einer gar keine Unſittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein anderer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder ſonſt fehlen, und ich werde ihn doch, wenn letzterer eine höhere und edlere Geſinnung hat, vorziehen. In der Geſinnung aber kommt es auf die Idee an, nach und aus welcher man gut iſt, und auf die Willensſtärke, durch die man dieſe Idee gegen die Freiheit oder Leidenſchaftlichkeit der Natur geltend macht.
Die erbärmlichſten Menſchen ſind die, welche nichts über ſich vermögen, nichts können, was ſie wollen, und ſelbſt, indem ſie tugendhaft ſind, niedrige Motive und Rückſichten haben.
W. v. Humboldt.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Schiller

So laſſet denn im Wirken und Gemüt
Das Ich uns mildern, daß das beßre Du
Und Er und Wir und Ihr und Sie es ſanft
Auslöſchen und uns von der böſen Unart
Des harten Ichs unmerklich ſanft befrein!
In allen Pflichten ſei uns erſte Pflicht
Vergeſſenheit ſein ſelber! So gerät
Uns unſer Werk, und ſüß iſt jede Tat,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.
Wenn einſt mein Genius die Fackel ſenkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um manches, nur
Nicht um mein Ich. Was ſchenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet ſind ſie, und ich trinke froh
Die Schale Lethens. Mein Elyſium
Soll kein vergangner Traum von Mißgeſchick
Und kleinem krüpplichten Verdienſt entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was ſie ſelbſt mir gab
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

Herder.

Schickſal und eigene Kraft.

Im großen, ungeheuren Ozeane
Willſt du, der Tropfen, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl' zuſammenſchießen,
Wie dich auch Fluten ſchütteln und Orkane.
Nein! Offne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen.
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.
Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ureignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze.
Erſt wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſtehn vermag im Tanze. Hebbel.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort.
Goethe.

Sieh an den Waſſerfall, wo du ihm nahe ſtehſt,
Und ſieh ihn wieder an, wenn du ihm ferne gehſt!
Er iſt dir bald im Aug' und iſt dir bald im Ohr,
Iſt in und außer dir, tönt nach und ſchwebt dir vor.
Er füllt dir jeden Sinn und ſpricht zu allen Sinnen;
Verſuch' es und entrinn, ihm iſt nicht zu entrinnen.
Er rauſcht und rauſcht und rauſcht, die Gegend hört ihn rauſchen,
Und lauſcht und lauſcht und lauſcht, und wird nicht ſatt, zu lauſchen.

Er wühlt und wühlt und wühlt, der Boden fühlt ihn wühlen,
Und fühlt und fühlt und fühlt, und reicht nicht aus, zu fühlen.
Er schäumt und schäumt und schäumt, die Blume läßt ihn schäumen,
Und träumt und träumt und träumt, und hört nicht auf, zu träumen.
Er strahlt und strahlt und strahlt, der Maler sieht ihn strahlen,
Und malt und malt und malt, und wird nicht müd, zu malen.
Er haucht und haucht und haucht, feucht fühlt die Luft sein Hauchen,
Und taucht und taucht und taucht, sich satt darin zu tauchen.
Er quillt und quillt und quillt, und wird nicht matt, zu quellen;
Er schwillt und schwillt und schwillt, und wird nicht satt, zu schwellen.
Und wie er quoll und quoll, und wie er schwoll und schwoll,
Sein Quellen wird nie leer, sein Schwellen wird nie voll.
Kein Gleiches hat die Flur, ein Gleiches ihm hat nur
Die ewig sich aus sich gebärende Natur.

Rückert.

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen. Schiller.

Entweder ist alles ein Gebräu des Zufalls, Verflechtung und Zerstreuung, oder es gibt eine Einheit, eine Ordnung, eine Vorsehung. Nehme ich das erstere an, wie kann ich wünschen, in diesem planlosen Gemisch zu leben? Ist es das andere, so bin ich mit Ehrfurcht erfüllt und heiteren Sinnes, dem Herrscher des Alls vertrauend.

Mark Aurel.

Der naturwissenschaftliche Materialismus ist in gewissem Sinne mit unserem Monismus identisch. Denn er behauptet im Grunde weiter nichts, als daß alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugeht, daß jede Wirkung ihre Ursache, und jede Ursache ihre Wirkung hat. Er stellt also über die Gesamtheit aller uns erkennbaren Erscheinungen das Kausalgesetz oder das Gesetz von dem notwendigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Dagegen verwirft er entschieden jeden Wunderglauben und jede wie immer geartete Vorstellung von übernatürlichen Vorgängen. Für ihn gibt es daher eigentlich in dem ganzen Gebiete menschlicher Erkenntnis nirgends mehr eine wahre Metaphysik, sondern überall nur Physik. Für

ihn ist der unzertrennliche Zusammenhang von Stoff, Form und Kraft selbstverständlich. Dieser wissenschaftliche Materialismus ist auf dem ganzen großen Gebiete der anorganischen Naturwissenschaft, in der Physik und Chemie, in der Mineralogie und Geologie längst so allgemein anerkannt, daß kein Mensch mehr über seine alleinige Berechtigung im Zweifel ist. Ganz anders verhält es sich jedoch in der Biologie, in der organischen Naturwissenschaft, wo man die Geltung desselben noch fortwährend von vielen Seiten her bestreitet, ihm aber nichts anderes, als das metaphysische Gespenst der Lebenskraft oder gar nur theologische Dogmen entgegenhalten kann. Wenn wir nun aber den Beweis führen können, daß die ganze erkennbare Natur nur eine ist, daß dieselben „ewigen, ehernen, großen Gesetze" in dem Leben der Tiere und Pflanzen wie in dem Wachstum der Kristalle und in der Triebkraft des Wasserdampfes tätig sind, so werden wir auch auf dem gesamten Gebiete der Biologie, in der Zoologie wie in der Botanik, überall mit demselben Rechte den monistischen oder mechanischen Standpunkt festhalten, mag man denselben nun als „Materialismus" verdächtigen oder nicht. In diesem Sinne ist die ganze exakte Naturwissenschaft, und an ihrer Spitze das Kausalgesetz, rein „materialistisch". Man könnte sie aber mit demselben Rechte auch rein „spiritualistisch" nennen, wenn man nur konsequent die einheitliche Betrachtung für alle Erscheinungen ohne Ausnahme durchführt. Denn eben durch diese konsequente Einheit gestaltet sich unser heutiger Monismus zur Ausgleichung des einseitigen Spiritualismus und Materialismus. **Haeckel.**

Der Sämann streut den Samen immer wieder,
Und Wolkengötter träufeln Regen nieder.
Und immer wird der Acker neu bestellt;
Ein Erbe wieder kommt und erbt das Feld.
Auch neue Bettler pilgern durch die Länder,
Und kommen werden wieder neue Spender
Und werden neue Gaben wieder geben
Und immer neu das Himmelreich erleben.

Buddhistisch (B. Wille).

Alles, was dir geschieht, ist dir aus der Ewigkeit vorausbestimmt. Jener große Zusammenhang von Ursache und Wirkung hat beides, dein Dasein und dieses dein Geschick, von Ewigkeit aufs innigste verwoben. Mark Aurel.

Nur Puppen, mit denen das Schicksal spielt, sind hier auf Erden wir,
Erkennen muß ein jeder das, der klareren Gesichts;
Figuren auf dem Schachbrett gleich geschoben werden wir,
Dann nimmt man uns hinweg und legt uns in den Sarg des Nichts.
Chijam.

Der Strom der menschlichen Geschicke wechselt;
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück,
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.
Wir sind nur flott auf solcher hohen See
Und müssen, wenn der Sturm uns hebt, ihn nützen;
Wo nicht, verlieren wir des Zufalls Gunst. Shakespeare.

Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Mitte
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns hinweg sich zu entfernen scheint
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis zu dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien;
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff. Goethe.

Du bist ein atmend Blatt am Daseinsbaum,
So du der Menschheit lebst mit deiner Kraft,
Und lebst unsterblich, wie die Menschheit selbst;
Du bist ein losgelöstes Blatt im Winde,
Verflatternd und verwehend, so du nur
Dir selber lebst in dumpfem Sonnentriebe. Lohmeyer.

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Tu das Deine, und tu es frisch!
Besser stolz an dem irdenen Topfe,
Als demütig am goldenen Tisch;
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengezisch.

Bau dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein;
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! dulde! — Die Welt ist dein.

Wechselnd geht unter Leiden und Freuden,
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranze bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet;
Lebe! halte! Doch lauf nicht nach. E. M. Arndt.

Jedes Herz vibriert mit dieser eisernen Saite. Nimm den Platz hin, den die göttliche Vorsehung für dich ausgesucht hat, die Gesellschaft deiner Zeitgenossen, die Kette der Ereignisse. Große Männer haben immer so getan und sich wie Kinder dem Genius ihrer Zeit überlassen, hierdurch verratend, daß das, was ein so unsägliches Vertrauen verdiente, in ihren eigenen Herzen thronte, durch ihre Hände schuf, ihr ganzes Sein beherrschte. Und wir sind nun Männer und müssen uns im höchsten Sinne demselben transzendentalen Schicksal überlassen, nicht wie Unmündige und Invaliden im warmen Ofenwinkel, nicht wie Feiglinge, die vor Revolutionen flüchten, sondern als Führer, Wohltäter und Erlöser, die dem allmächtigen Triebe gehorchen und durch Chaos und Dunkel vorwärts schreiten.

Emerson.

Herz, mein Herz, sei stark, umbrandet von den Wogen schwerer Not!
Auf denn, wirf die Brust entgegen, wanke nicht im Wettersturm!
Hageln laß des Feindes Speere, sei wie Felsen, halte stand!
Wird dir Lorbeer dann beschieden, nicht geprahlt, nicht laut noch still!
Auch verzweifle nicht im Kummer, falls dein Gegner Sieg gewann.
Was erfreulich, mag dich freuen, doch im Unglück jammre nicht!
Alles wandelt sich — nun lausche, welch ein Lied das Leben singt!

Archilochos (B. Wille).

Niemand ist frei, der über sich nicht Herr ist. Claudius.

Kein Schicksal gibt's; es gibt nur Mut und Willen;
Sei stark durch dich, so ist die Palme dein. E. Schulze.

Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich sein Schicksal schafft, und man pflegt das so zu nehmen, daß er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß, wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hineinpaßt, daß es ihm doch wohl wird, wieviel Mängel es auch darbieten möge. W. v. Humboldt.

Was die Menschen „Schicksal" nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche. Man kann daher nicht genug die schöne Stelle im Homer beherzigen, wo er die Metis, d. i. die kluge Überlegung, empfiehlt[1]). Schopenhauer.

In meiner Brust ist meine Tat noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht. Schiller.

Ohne Kampf kein Leben, ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern. Bismarck.

[1]) Durch die Metis nur lenket im dunkeln Meere der Steurer
Sein schnell wandelndes Schiff, das stürmender Winde Gewalt treibt.
So durch Rat nur besiegt ein Wagenlenker den andern;
Wer allein dem Gespann und dem rollenden Wagen vertrauet,
Ohne Bedacht, verlieret ins Weite sich dahin und dorthin.

Ilias XXIII.

Sich zu helfen wiſſen. In großen Gefahren gibt es keinen beſſern Gefährten, als ein wackeres Herz: und ſollte es ſchwach werden, ſo müſſen die benachbarten Teile ihm aushelfen. Die Mühſeligkeiten verringern ſich dem, der ſich zu helfen weiß. Man muß nicht vor dem Schickſal die Waffen ſtrecken: denn da würde es ſich vollends unerträglich machen. Manche helfen ſich gar wenig in ihren Widerwärtigkeiten und verdoppeln ſolche, weil ſie ſie nicht zu tragen verſtehn. Der, welcher ſich ſchon kennt, kommt ſeiner Schwäche durch Überlegung zu Hilfe, und der Kluge beſiegt alles, ſogar das Geſtirn. Gracian.

Wie die Weisheit der Anfang aller Tugend iſt, ſo iſt die Tapferkeit ihre Vollendung; denn durch jene wird, was zu tun iſt, geprüft, durch dieſe wird es geſichert. Demoſthenes.

Das beßre Teil der Tapferkeit iſt Vorſicht;
Zu haſtig und zu träge kommt gleich ſpät.
Shakeſpeare.

Warten können. Es beweiſt ein großes Herz mit Reichtum an Geduld, wenn man nie in eiliger Hitze, nie leidenſchaftlich iſt. Erſt ſei man Herr über ſich: ſo wird man es nachher über andere ſein. Nur durch die weiten Räume der Zeit gelangt man zum Mittelpunkte der Gelegenheit. Weiſe Zurückhaltung bringt die richtigen, lange geheimzuhaltenden Beſchlüſſe zur Reife. Die Krücke der Zeit richtet mehr aus als die eiſerne Keule des Herkules. Gott ſelbſt züchtigt nicht mit dem Knittel, ſondern mit der Zeit. Es war ein großes Wort von Philipp II.: „Die Zeit und ich nehmen es mit zwei andern auf.“ Das Glück ſelbſt krönt das Warten durch die Größe des Lohns. Gracian.

Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie. Goethe.

Laßt uns den Augenblick beim Schopf ergreifen!
Denn wir ſind alt, und unſere Entſchlüſſe
Beſchleicht ſchon der unhörbar leiſe Fuß
Der Zeit, eh' ſie vollzogen ſind. Shakeſpeare.

In wichtigen Angelegenheiten muß man sich weniger bemühen, die Gelegenheit herbeizuführen, als eine gegebene zu benutzen.

Rochefoucauld.

Das Ende bedenken. Wenn man in das Haus des Glücks durch die Pforte des Jubels eintritt, so wird man durch die des Wehklagens wieder heraustreten; und umgekehrt. Daher soll man auf das Ende bedacht sein und seine Sorgfalt mehr auf ein glückliches Abgehn als auf den Beifall beim Auftreten richten. Es ist das gewöhnliche Los der Unglückskinder, einen gar fröhlichen Anfang, aber ein sehr tragisches Ende zu erleben. Das so gemeine Beifallsklatschen beim Auftreten ist nicht die Hauptsache, allen wird es zuteil; sondern das allgemeine Gefühl, das sich bei unserm Abtreten äußert. Denn die Zurückgewünschten sind selten, wenige geleitet das Glück bis an die Schwelle: so höflich es gegen die Ankommenden zu sein pflegt, so schnöde gegen die Abgehenden.

Gracian.

Leid mag unabwendbar sein, aber trübselige Entsagung hat bei niemand eine Entschuldigung. Und doch haben viele Menschen entsagt; sie sprechen von einer kommenden bessern Welt und bedenken nicht, daß es nur ihre eigene Schwarzseherei ist, die das Bestehende verdunkelt.

Sir Arthur Helps sagt sehr richtig: „Wie! entsagen, wenn es noch soviel zu erforschen gibt! Weißt du, was der Lilie ihre schöne Form, dem Veilchen das tiefe Blau, der Rose ihren Duft verleiht? Hast du eine Ahnung von den Bestandteilen des Otterngiftes, und kannst du den fröhlichen Flug der Taube nachahmen, die über deinem Haupte schwebt? Wie! entsagen, wenn Erde, Luft und Wasser noch Geheimnisse für dich sind; wenn du nur die Hand auszustrecken brauchst, um Dinge zu berühren, über die du noch keine Herrschaft besitzest! Und doch fordert Mutter Natur dich ohne Unterlaß auf, Zwiesprache mit ihr zu halten, sie zu verstehen, sie zu unterwerfen und ihren Segen zu empfangen. Gehe hin, Mensch, lerne, arbeite, wisse etwas und laß mich nichts mehr hören von deiner dumpfen Entsagung!“

Lubbock.

Wir wollen immer eine solche Haltung des Geistes einnehmen, durch die das Glück angezogen wird, und wollen an allen Menschen und Dingen nur das Gute ins Auge fassen, es an uns heranziehen und so die Schöpfer unsres eigenen Glückes werden. Trine.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein:
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein. Goethe.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. Goethe.

Zum Amboß hielt ich mich zu schlecht,
Zum Hammer war ich euch nicht recht.
So bin ich Amboß nicht noch Hammer
Und rufe frei von Herzensjammer:
So ist es gut, so ist es recht,
Niemandes Herr, niemandes Knecht!

Fliegt frei der Vogel durch das Feld,
So ist noch sein die ganze Welt.
Müßt' er im goldnen Käfig hocken,
Er würde schwerlich dort frohlocken:
So ist es gut, so ist es recht,
Niemandes Herr, niemandes Knecht!

Hoffmann von Fallersleben.

Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus. v. Ebner-Eschenbach.

Wenn ich sagte, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist hier von dem inneren Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Äußere aufnimmt; und das hat der Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohltätige höhere Macht in sich erhalten, und wenn es ihm daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich abhinge, so gäbe es keine Freiheit. W. v. Humboldt.

Wir sind's, die dich zur Göttin machen; wir,
Fortuna, setzen in den Himmel dich! Juvenal.

Oft war ich so gebeugt, wenn alles mir geglückt,
Und so erhoben oft, wenn alles mich gedrückt;
Aus etwas anderm, als Gelingen und Mißlingen
Der Außendinge muß mein Wohl und Weh entspringen.
Rückert.

Zu einer Stunde, da mein Innenleben unter einem bestimmten Einfluß steht, steht auch mein Auge unter dem bestimmten Einfluß; also ist bestimmt, was mein Auge an Glanz und Form wahrnimmt. Und wieder zu einer Stunde, da mein Innenleben Unermeßlichkeit fühlt, ist mein Auge unermeßlich; ist unermeßlich, was mein Auge an Glanz und Form wahrnimmt. Buddha.

Das Verhalten und das Kennzeichen des Ungebildeten ist es, keinen Nutzen oder Schaden von sich selber zu erwarten, sondern alles von außen. Des Philosophen Art und Kennzeichen ist, allen Nutzen und Schaden von sich selber zu erwarten. Den Fortgeschrittenen verrät folgendes: Er tadelt und lobt niemanden, schilt nicht und macht niemandem Vorwürfe, spricht nicht über sich selber, als sei er etwas Rechtes oder wisse etwas Rechtes. Wird er gehindert oder von etwas abgehalten, so macht er sich die Vorwürfe. Und wenn ihn jemand lobt, lächelt er bei sich über den Lobenden; wenn ihn jemand tadelt, so läßt er sich nicht auf eine Widerlegung ein. Er

geht einher, wie ein Kranker, nimmt sich in acht, etwas, was da steht, von der Stelle zu bewegen, ehe er selbst festen Fuß gefaßt hat. Jede Begierde hat er aus seinem Wesen verbannt, während er das Verlangen, etwas zu vermeiden, auf das beschränkt hat, was der Natur zuwider ist und zu dem gehört, was in unsrer Macht steht. Erscheint er töricht oder unwissend, so macht ihm das keine Sorge. Mit einem Worte: Vor sich selber ist er auf seiner Hut, wie vor einem Feind und Verräter. Epiktet.

Das Glücklichsein, sich innerlich glücklich fühlen, ist eine Gabe des Schicksals und kommt nicht von außen. Man muß es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst erkämpfen. Das ist aber auch tröstend, denn man kann es auch immer erkämpfen.

W. v. Humboldt.

Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück tun, und was er äußern Verhältnissen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf die Kraft des Entschlusses und einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. W. v. Humboldt.

O denke immer an des Schicksals Walten!
Oft hebt bis an den Himmel es den einen,
Nicht weiß er, was es heißt, vor Kummer weinen;
Dann stürzt es ihn ins Grab im Augenblick —
Denn tückisch bleibt und wechselnd das Geschick.
Doch hältst du dich von bösen Trieben rein,
Nur dann wird deine Seele ruhig sein. Firdusi

So ist es: Gemeines ist da, und Edles ist da. Aber es gibt eine Freiheit, die höher ist als alle sinnliche Wahrnehmung. Buddha.

Wir wollen jedem Menschen und jedem Ding seine schuldige Ehre erweisen, aber nichts fürchten, als das Tun des Bösen. Trine.

Das Ich und der Egoismus.

Indem wir dem Egoismus das Wort reden, wollen wir nur, daß das Kind bei seinem Namen genannt werde. Jeder ist sich selbst der Erste, hat es auch zu sein und wird es niemals leugnen, wenn er wahrhaftig ist gegen andere wie gegen sich selbst. Aber er hat zu wissen, daß der Egoismus des gebildeten Menschen nicht der Egoismus des Naturmenschen ist; er hat mit Gefühlen herangewachsen zu sein, die sein Ich erweitern, daß es die ganze Menschheit umspannt; es hat in seiner Natur zu liegen, daß ihm — um mit Riehl zu reden — „das, wofür er sein Selbst hingibt, noch eigentlicher sein Selbst ist als dasjenige, das er aufgibt".
Das ist der naturgemäße, sich selbst treue, aufrichtige Altruismus, der nur seinen eigenen Nutzen sucht, dessen Nutzen aber ein gemeinnütziger ist. Nur ist der Begriff des Nutzens zu eng, um alles zu umfassen, was wir da vor Augen haben, und daran scheitert die Lehre des Utilitarismus. Auch diesem liegt der Egoismus zugrunde; da er aber alles vom Standpunkt des Nutzens beurteilt wissen will, so geht seine Rechnung nicht immer aus. Nicht nur läßt keine vollständige Skala, wie die modernen Utilitarier sie träumen, sich aufstellen: es gibt Fälle, obenan den, in welchem einer für seinen Nebenmenschen oder einen höhern Zweck sein Leben opfert, wobei es lächerlich wäre, von einem eigenen Nutzen zu reden.

Carneri.

Wirklich liegt im Herzen eines jeden ein wildes Tier, das nur auf Gelegenheit wartet, um zu toben und zu rasen, indem es andern wehe tun und, wenn sie gar ihm den Weg versperren, sie vernichten möchte: es ist eben das, woraus alle Kampf- und Kriegslust entspringt; und eben das, welches zu bändigen und einigermaßen in

Schranken zu halten die Erkenntnis, ſein beigegebener Wächter, ſtets vollauf zu tun hat. Schopenhauer.

„De Welt geiht up un dol", ſäd de Voß (Fuchs) — da ſat (ſaß) he up een Sootſwengel (Brunnenſchwengel). Schleswig-Holſteiniſch.

Wer ſeine Eigenliebe nicht verabſcheut, jenen Inſtinkt, der ihn dazu bewegt, ſeine Perſon über alles in der Welt zu ſtellen, der iſt völlig verblendet; denn nichts widerſpricht mehr der Gerechtigkeit und Wahrheit. Dies iſt an ſich ſelbſt falſch, weil man unmöglich über allem in der Welt hoch ſtehen kann, und iſt außerdem auch ungerecht, weil alle für ſich dasſelbe verlangen. Pascal.

Die Selbſtſucht iſt ein Kerker für den Geiſt, die uns ebenſo ſicher um das Glück bringt, wie uns das Gefängnis der phyſiſchen Freiheit beraubt. Lucy Mallory.

Jemand bemerkte mir einmal, in jedem Menſchen ſtäke etwas ſehr Gutes und Menſchenfreundliches und ebenſo etwas ſehr Böſes und Feindſeliges: und je nachdem er angeregt würde, träte das eine oder andere hervor. Ganz richtig.
Der Anblick fremder Leiden erregt nicht nur bei verſchiedenen, ſondern auch bei einem und demſelben Menſchen zu einer Zeit grenzenloſes Mitleid, zur andern eine gewiſſe Befriedigung, die bis zur grauſamſten Schadenfreude geſteigert werden kann.
Ich bemerke an mir ſelbſt, daß ich zu einer Zeit auf alle Weſen mit herzlichem Mitleid blicke, zur andern Zeit mit der größten Gleichgültigkeit, auf Anlaß mit Haß, ja Schadenfreude.
Dies alles gibt deutliche Anzeige, daß wir zwei verſchiedene, ja einander gerade widerſprechende Erkenntnisweiſen haben: die eine nach dem principio individuationis; dieſe zeigt uns alle Weſen als uns völlig fremd, als entſchiedenes Nicht-Ich: wir können dann für ſie nichts empfinden als Gleichgültigkeit, Neid, Haß, Schadenfreude.
Die andere Erkenntnisweiſe dagegen möchte ich nennen die nach dem Tat-twam-aſi; ſie zeigt uns alle Weſen als identiſch mit unſerem Ich: demnach iſt es Mitleid und Liebe, die ihr Anblick in uns erregt.

Die eine sondert die Individuen durch undurchdringliche Grenzen, die andere hebt die Begrenzung auf, und sie fließen zusammen. Die eine läßt uns bei jedem Wesen fühlen: „Das bin ich", die andere: „Das bin ich nicht." Schopenhauer.

Ich bin so sicher überzeugt, daß der Mensch alles seines Vorteils wegen (dieses Wort gehörig verstanden) tut, daß ich glaube, es ist zur Erhaltung der Welt so nötig, als die Empfindlichkeit zur Erhaltung des Körpers. Genug, daß unser Vorteil so sehr oft nicht erhalten werden kann, ohne tausend glücklich zu machen, und unsere „Erste Ursache" das Interesse eines Teiles so weislich mit dem Interesse vieler andern zu verbinden gewußt hat. Lichtenberg.

Sicherlich, töricht ist der Mensch, der, um sein eigenes größtes Glück zu sichern, sich daran zu gewöhnen sucht, nur an seinem persönlichen Wohlergehen Interesse zu nehmen und die natürliche Anteilnahme an den Freuden und Leiden seiner Nebenmenschen in sich zu unterdrücken. Denn die Liebe zu anderen Wesen führt mehr als alles übrige zu einer Vertiefung und Bereicherung, zu einer Beseligung des Lebens. Der kurzsichtige Egoist fürchtet, das Bestehen wirklichen Wohlwollens, die Teilnahme für anderer Glück und Elend und das Bestreben, jenes zu fördern, dieses zu lindern, könne zu einem Aufopfern eigenen Glückes führen; überhaupt, so viel Gutes der Mensch anderen tut, so viel entziehe er sich selbst. Allein man kann sehr oft anderen wohltun, ohne irgend etwas zu verlieren; und wenn man einen Verlust hat, wird derselbe oft durch reichen Gewinn mehr als ausgeglichen: denn es macht ja den Wohlwollenden glücklich, andere zu beglücken. Das Wohlwollen führt nicht seinem Wesen nach, sondern nur unter besonderen Umständen zu einer Aufopferung eigenen Glückes. In dieser Hinsicht aber unterscheidet es sich gar nicht von den übrigen Triebfedern des Menschen, mit alleiniger Ausnahme der Selbstliebe: — sie alle, Hunger, Durst, Rache, Ehrgefühl, Wissenstrieb usw., bestimmen oft zu einer Schädigung des eigenen Interesses; und keine trägt so sehr zur Erhöhung des eigenen Glückes bei, wie Liebe und Wohlwollen.

Georg von Gizycki.

Jede Sünde, jeder Irrtum, jedes Unrecht und jede Ungerechtigkeit mit allen Leiden und Verlusten, die ihnen folgen, sind Erzeugnisse der Selbstsucht. Selbstsucht aber ist stets das Erzeugnis der Unwissenheit, eines Geistes, der gar nicht oder nur unvollkommen entwickelt ist. Deshalb sollen wir es uns angelegen sein lassen, andern dazu zu verhelfen, daß sie ihr höheres und besseres Selbst und die in ihm wirkenden Gesetze erkennen und beständig aus diesem Mittelpunkt heraus ihr Leben und Tun bestimmen: dies ist der wirksamste und vernünftigste Weg, dem Unrecht zu steuern, das alles Glück und allen Frohsinn verkümmert, die doch jedem Leben bestimmungsgemäß zugeordnet sind. Manchmal freilich ist ein Mensch so ganz und gar in Selbstsucht eingetaucht und so völlig unbekannt mit den ausschlaggebenden Gesetzen des Lebens, daß man ihm, mindestens für einige Zeit, die Macht aus der Hand nehmen muß, mit der er andre unterdrückt und vergewaltigt. Aber wenn auch die Quellen der Güte, des Mitleids und der Liebe zum Guten manchmal gänzlich verschüttet sind, ja überhaupt verschwunden zu sein scheinen, so ist es doch mit der Zeit möglich, sie durch die rechte Weisheit in der Behandlung wieder zum Fließen zu bringen, so daß auch solche Menschen, wie man schon oft erlebt hat, wieder zu den edelsten und wertvollsten Erdenkindern werden können.

Trine.

Wenn dich der Egoismus ganz erfüllt und gefaßt hat, sei es als Freude, als Triumph, als Begier, als Hoffnung oder als wütender Schmerz, als Ärger, als Zorn, als Furcht, als Mißtrauen, als Eifer jeder Art, so bist du in des Teufels Klauen, wie, ist einerlei. — Daß du eilest, herauszukommen, tut not, und wie, ist wieder einerlei.

Schopenhauer.

Man kann dem Egoisten zeigen, daß er durch Aufgeben kleiner Vorteile größere erlangen wird; dem Boshaften, daß die Verursachung fremder Leiden größere auf ihn selbst bringen wird: aber den Egoismus selbst, die Bosheit selbst wird man keinem ausreden, sowenig wie der Katze ihre Neigung zum Mausen. Sogar auch die Güte des Charakters kann, durch Vermehrung der Einsicht, durch Belehrung über die Verhältnisse des Lebens, zu einer

folgerichtigern und vollkommenern Äußerung ihres Wesens gebracht werden. In dieser Hinsicht gibt es allerdings eine moralische Bildung und bessernde Ethik; aber darüber hinaus geht es nicht. Der Kopf wird aufgehellt, das Herz bleibt unverbessert. Das Grundwesentliche, das Entschiedene, im Moralischen wie im Intellektuellen und Physischen, ist das Angeborene; die Kunst kann überall nur nachhelfen. Daher:

Du bleibst am Ende — was du bist!
„Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken:
Du bleibst doch immer, was du bist."

Schopenhauer.

Auf die Gefahr hin, unschuldige Ohren mißvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, „wie wir sind", andere Wesen von Natur untertan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Tatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen: „Es ist die Gerechtigkeit selbst." Sie gesteht sich unter Umständen, die sie anfangs zögern lassen, zu, daß es mit ihr Gleichberechtigte gibt; sobald sie über diese Frage des Ranges im reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehre mit sich selbst hat, gemäß einer eingeborenen himmlischen Mechanik, auf welche sich alle Sterne verstehen. Nietzsche.

„Das war vortrefflich bemerkt!" sage ich, wenn ich in einem Autor eine Stelle lese, wo seine Meinung mit der meinigen zusammentrifft. Wo wir aber verschieden denken, da erkläre ich ihn „im Irrtum".

Swift.

Sich selbst zu betrügen, ohne es zu merken, ist so leicht, als es schwer ist, andre zu betrügen, ohne daß sie es merken. Rochefoucauld.

Ha, ich bin der Herr der Welt! Mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! Ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel, daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe! Goethe.

Ich achte den Genius nicht, ja ich glaube nicht einmal, daß er wirklich vorhanden ist, wenn er sich nicht mit einem strengen, festen Charakter gepaart hat. Wer mehr sein will als ein gewöhnlicher Mensch, muß zunächst beweisen, daß er des Namens „Mensch" überhaupt würdig ist. Kingsley.

Das ist der Fluch des Menschen von Genie, daß in demselben Maße, als er den anderen groß und bewunderungswürdig erscheint, sie ihm klein und erbärmlich vorkommen. Diese Meinung muß er sein Leben lang unterdrücken; und mit der ihrigen halten sie es meistens ebenso. Inzwischen ist er verdammt, in einer öden Welt zu leben, wo er nicht auf seinesgleichen trifft, wie auf einer Insel, die keine anderen Bewohner hat, als Affen und Papageien. Und dabei neckt ihn ewig die Täuschung, daß er von weitem einen Affen für einen Menschen ansieht.
So sehr das Vulgus sich freut an den Menschlichkeiten und Schwächen großer Männer, so sehr betrübt es den großen Geist, wenn er an die Verwandtschaft mit jenen durch menschliche Schwäche erinnert wird.
Schopenhauer.

Willst du klug durchs Leben wandern,
Prüfe andre, doch auch dich!
Jeder täuscht gar gern den andern,
Doch am liebsten jeder sich. Bodenstedt.

Die Erfindungen der Menschen schreiten von Jahrhundert zu Jahrhundert fort. Die Tugend und Bosheit der Welt bleibt im allgemeinen dieselbe. Pascal.

Um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält

In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur. Schiller.

Der Mensch gehorcht beständig seinem wohl oder übel verstandenen Interesse. Das ist eine tatsächliche Wahrheit, man mag sie aussprechen, das Verhalten des Menschen wird doch immer dasselbe sein. Die Verkündigung dieser Wahrheit wird somit keinen Schaden anrichten. Aber welchen Nutzen kann sie hervorrufen? Den allergrößten. Der Gesetzgeber wird, wenn er einmal überzeugt ist, daß der Mensch immer seinem Interesse gemäß handelt, dem Verbrechen so viele Strafe, der Tugend so hohen Lohn zubilligen, daß jeder einzelne Bürger ein Interesse daran haben wird, tugendhaft zu sein. Helvetius.

Die Natur hat den Menschen unter die Herrschaft des Vergnügens und des Schmerzes gestellt. Ihnen verdanken wir alle unsere Ideen; auf sie beziehen wir alle unsere Urteile, alle Bestimmungen unseres Lebens. Wer behauptet, sich dieser Herrschaft entziehen zu können, weiß nicht, was er sagt: selbst in dem Augenblicke, wo er die größten Vergnügungen von sich weist und sich den heftigsten Schmerzen unterzieht, ist es sein einziges Ziel, das Vergnügen zu verfolgen, den Schmerz zu meiden. Diese ewigen und unwiderstehlichen Empfindungen müssen das große Studium des Moralisten und Gesetzgebers sein. Jeremias Bentham

Von Eigenliebe wird der Mensch getrieben
Zum Wahne, daß die Element' und Sterne —
Ob mächt'ger auch als wir — in ihrer Ferne
Nur unsertwegen ihren Kreis beschrieben;
Sie hätten alle weder wahres Sein,
Noch Lieb' in ihren schönen Himmelsreihn;
Unwissend wären alle Völkerscharen,
Die außer uns, nichts andres als Barbaren;
Gott schaue nicht auf sie. Und so getrieben
Von schnöder Selbstsucht, gehn in unsre Zelle
Wir bald zurück, um dort für alle Fälle
Zunächst nur uns und uns allein zu lieben.
Campanella.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe. Goethe.

Wie demnach auch das Handeln des Menschen sein und welche Lebensführung er auch einschlagen mag, er folgt dabei immer nur einem Bedürfnisse seiner Natur; und die Handlung, welche ihm am meisten widersteht, ist ebensowohl wie jene, die ihm gleichgültig ist oder ihn am meisten anzieht, durch ein individuelles Bedürfnis vorgeschrieben. Ob nun der Mensch auf diese oder jene Weise handelt, immer handelt er so, weil er darin eine Befriedigung findet, weil er auf diese Weise einen Schmerz vermeidet oder wenigstens zu vermeiden glaubt. Das ist eine völlig zweifellose Tatsache, die Quintessenz dessen, was man die Theorie des Egoismus genannt hat. Krapotkin.

Diejenigen, welche gesagt haben, daß der Eigennutz die Grundlage aller unserer Gefühle und aller unserer Handlungen ist, haben somit völlig recht gehabt, sowohl in Indien als in Spanien als auf der ganzen bewohnten Erde; und gleichwie man nicht die Feder führt, um den Menschen zu beweisen, daß sie ein Gesicht haben, so ist es auch nicht nötig, ihnen zu beweisen, daß sie Eigennutz besitzen. Dieser Eigennutz ist das Mittel zu unserer Erhaltung; er gleicht dem Mittel zur Fortpflanzung unserer Art: er ist notwendig, er ist uns teuer, er macht uns Vergnügen, und man muß ihn verbergen.

Voltaire.

Sie schelten einander Egoisten;
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn:
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimnis besitzen,
Euch sämtlich untereinander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern schadet, um etwas zu sein! Goethe.

So wie die natürliche Welt den Gesetzen der Bewegung unterworfen, ebenso ist die sittliche Welt der Bewegung des Eigennutzes unterworfen. Der eigene Nutzen ist auf dem Erdboden der mächtige Zauberer, welcher im Angesicht aller Kreaturen die Gestalt aller Gegenstände verändert. Ist das geduldige Schaf, welches auf unsern Feldern weidet, nicht ein Gegenstand des Schreckens und des Entsetzens für diese nicht zu unterscheidenden Insekten, die in dem dicken Stiele des Grases leben? „Lasset uns dieses fressgierige und grausame Tier fliehen," sagen sie, „dieses Ungeheuer, dessen Rachen uns und unsere Städte zugleich verschluckt. Warum nimmt es nicht ein Beispiel an dem Löwen und Tiger? Diese wohltätigen Tiere zerstören unsere Wohnungen nicht, sie sättigen sich nicht mit unserm Blute; als gerechte Rächer des Lasters vergelten sie dem Schafe die Grausamkeiten, die es an uns ausübt." So verwandelt ein verschiedenes Interesse die Gegenstände. In unsern Augen ist der Löwe das grausamste Tier; dem Insekt aber ist es das Schaf. So kann man der sittlichen Welt das zueignen, was Leibniz von der physischen Welt sagte: daß diese Welt, die in beständiger Bewegung wäre, einem jeden von ihren Bewohnern alle Augenblicke eine neue und von andern unterschiedene Erscheinung darböte.

Helvetius.

Unserm stärksten Triebe, dem Tyrannen in uns, unterwirft sich nicht nur unsere Vernunft, sondern auch unser Gewissen. Nietzsche.

Die Tugenden verlieren sich in den Eigennutz, wie die Ströme sich in das Meer verlieren. Rochefoucauld.

Ein reiner und edler Egoismus ist erforderlich, um heiter und gesund zu bleiben. Wer nicht sich selbst zu Liebe und Dank arbeitet, liebt und lebt, der ist übel dran. Von außen, von andern kommt selten oder nie ein reines Behagen. Alle Handlungsweisen des Menschen nähren ihre Früchte selbst und bringen sie unausbleiblich, gute wie schlimme. Feuchtersleben.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?

Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?

Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle! Goethe.

Arbeit und Erholung, Beruf und Erwerb.

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten. Goethe.

Der nicht zur Überzeugung kommt, daß nur der arbeitende Mensch ein ganzer Mensch ist, und daß es ohne Arbeit keine wahre Heiterkeit gibt, dem könnte kein Gott das Reich der Glückseligkeit erschließen. Es gibt eine Lustigkeit, die uns ganz in Anspruch nehmen, selbst in ein lautes Tollen übergehen mag, ohne darum in beglückender Weise zu erheitern. Unser Innerstes leidet eben und bleibt unter dem Druck einer Unklarheit, wenn die gute Stimmung nicht in uns selbst ihren Grund hat und der Anstoß dazu ganz von außen kommt. Darum ist es richtig, der offen sich kundgebenden Freude, die, durch nichts beeinträchtigt, bis in die Seele uns erquickt, den Ausdruck Fröhlichkeit vorzubehalten. Da gibt es keine bleibende oder auch nur zeitweise Umwölkung der Empfindungsfähigkeit, und die allerreinste Quelle dieses edlen Affektes, den wir edel nennen, weil er niemals in eine tobende Heftigkeit ausartet, ist Arbeitslust. Eine wertvollere Gabe als diese kann niemand zuteil werden. Carneri.

Man wird des Lebens viel mehr froh durch das, was man im freien Gebrauche desselben tut, als was man genießt. Kant.

Der Wert des Lebens, sofern es in dem besteht, was wir Gutes genießen können, wird von den Menschen viel zu hoch angeschlagen;

sofern es aber nach dem geschätzt wird, was wir Gutes tun können, ist es der höchsten Achtung und Sorgfalt, es zu erhalten und fröhlich zu guten Zwecken zu gebrauchen, würdig. Kant.

Das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden, ist Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben. „Je mehr du gedacht, je mehr du getan hast, desto länger hast du (selbst in deiner eigenen Einbildung) gelebt." Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht mit Zufriedenheit.

Kant.

Hang zur Gemächlichkeit ist für den Menschen schlimmer als alle Übel des Lebens. Es ist daher äußerst wichtig, daß Kinder von Jugend auf arbeiten lernen. Kant.

Wir wollen immer eingedenk sein, daß Arbeit und Beschäftigung mit etwas Bestimmtem und Nützlichem eine unerläßliche Bedingung des Lebensglückes ist. Trine.

Die Trägheit ist derjenige unserer Fehler, der uns am meisten unbekannt bleibt; keiner ist stärker und schädlicher, obwohl der Nachteil sehr verborgen ist. Die Trägheit beherrscht bei jeder Gelegenheit unsere Gefühle, Interessen und Vergnügungen; dies ist der Saugefisch, welcher die größten Schiffe aufhält; die Meeresstille, welche mehr Schaden bringt, als Sturm und Klippen. Die Trägheit ist ein geheimer Reiz für die Seele, welcher unser heftigstes Streben und die schönsten Vorsätze lähmt. Rochefoucauld.

Gebt mir zu tun!
Das sind reiche Gaben.
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben. Goethe.

Weshalb faulenzen und schlafen bei Lebzeiten, wenn wir lange, lange genug zu faulenzen und zu schlafen haben im Tode?
Denn mögen wir auch ein anderes Leben und ein anderes Dasein

nach diesem hoffen, so wird jenes doch nimmermehr unser jetziges sein; dieses wird auf ewig dahingehen, ohne daß wir jemals seine Wiederkehr hoffen dürfen. Giordano Bruno.

Wer nichts zu tun hat, quält seine Phantasie damit, eine Arbeit zu ersinnen, um einsame trübe Stunden auszufüllen.

Die andauernde und angestrengte Arbeit verursacht Schmerz; aber absolute Ruhe ist schlimmer als Schmerz. Sie ist tödliches Gift, das die Freude und zuweilen auch das Leben ertötet.

Wenn der Mensch auf eigenen Füßen steht, selbständig essen und trinken kann, sollte er einen Spaten zur Hand nehmen und arbeiten bis zum letzten Atemzuge. In der letzten Stunde überlasse er ihn dem Bruder, der ihn zum letzten Schlafe bettet.

Für das Kind soll der Spaten nur klein sein, für den Jüngling, den Mann schwerer, und wenn die Haare bleichen und der Rücken krumm wird, wieder leichter. Aber immer sollte der Mensch schaffen und arbeiten, ein Pflanze behacken, eine Furche ziehen, ein Unkraut ausroden.

Würde nur der zehnte Teil der Zeit, die die Menschen damit verbringen, sich gegenseitig zu beneiden, mit dem Arbeiten am eigenen Ich verbracht, würde es nicht so viele Unglückliche, Gelangweilte und Verrückte geben.

Ein Fünffrankenstück hat den Wert einer Flasche guten Weines, eines Platzes im Theater, eines anständigen Mittagessens, eines guten Buches und vieler anderer Herrlichkeiten. In ein jedes derselben kann es sich verwandeln, solange es Geld bleibt. Und einen jeden solchen Genuß verspricht es uns. Es ist also wertvoller vorher als im Gebrauch.

Nur von Hoffnungen leben, hieße, sich an Rauch wärmen zu wollen. Aber niemand sollte sich abends zur Ruhe legen ohne eine Aussicht auf den morgenden und übermorgenden Tag.

Hast du kein Haus, so sammele Bausteine für eins; hast du keine Bausteine, so zeichne auf dem Papier einen Plan. Jeder sollte in Gedanken einen Plan, ein Ziel haben. Mantegazza.

Ein englischer Schriftsteller hat alle Menschen in drei Klassen eingeteilt: Arbeiter, Bettler und Diebe. Die Einteilung ist nicht

höflich gegen „die oberen Klassen“ und „die besseren Klassen“, für die sich diese Klassen selbst zu halten gewöhnt sind, aber vom ökonomischen Standpunkte ist sie richtig. Es gibt nur drei Wege, auf denen der einzelne Reichtum erlangen kann: durch Arbeit, durch Geschenke oder durch Diebstahl. Und sichtlich ist der Grund, weshalb die Arbeiter so wenig erhalten, der, daß die Bettler und Diebe so viel erhalten. Wenn ein Mann Güter gewinnt, die er nicht hervorbringt, so gewinnt er sie notwendig auf Kosten derer, die sie hervorbringen. Henry George.

Bei jedem Aufstehn stelle dir die Frage:
Was tu' ich Gutes an dem heut'gen Tage?
Und denke, wenn die Sonne geht, sie nimmt
Ein Stück des Lebens mit, das mir bestimmt. Indisch.

Des Morgens, wenn du unwillig aufstehst, denke: ich erwache, um als Mensch zu wirken! Soll ich verdrießlich sein, wenn ich hingehe, das zu tun, weshalb ich geworden bin, und wozu ich in die Welt gesandt bin? Oder bin ich etwa dazu geboren, um auf meinem Lager liegend mich zu pflegen? „Aber das ist so süß!“ Also bist du zum Genuß geboren und gar nicht zur Tätigkeit? Siehst du denn nicht die Pflanzen, die Sperlinge, die Ameisen, die Spinnen und die Bienen? Alle verrichten sie ihr Geschäft und dienen jedes in seiner Art der Weltharmonie! Und du willst nicht tun, was dir als Mensch obliegt, und eilst nicht hin, deine Bestimmung zu erfüllen? „Aber man muß doch auch ausruhen!“ Gewiß! Aber auch dafür hat die Natur eine bestimmte Grenze gesetzt, wie auch im Essen und Trinken. Du aber überschreitest diese Grenze und willst über das Bedürfnis hinausgehen! In den Äußerungen deiner Tätigkeit allerdings nicht; hier bleibst du im Gegenteil hinter der Möglichkeit zurück. Liebe dich selbst tiefer, dann wirst du auch deine Natur, und was sie verlangt, tiefer lieben! Mühen sich doch ab schon alle, die nur ein ärmliches Handwerk lieben, sie vergessen das Bad und fragen nicht nach der Mahlzeit! Und du solltest deine Natur weniger achten als der Erzgießer seine Formen, der Tänzer seine Sprünge, der Geizhals sein Geld, der Ruhmsüchtige sein bißchen Ruhm? Auch

diese lassen, ihrer Leidenschaft zuliebe, eher vom Schlaf und von der Nahrung als von der Vermehrung dessen, was ihnen so lockend scheint: und du solltest Handlungen für die Allgemeinheit geringer achten und weniger der Anstrengung wert? Mark Aurel (Kiefer).

Wenn du arbeitest und lernst, zum Zwecke, Früchte dafür zu ernten, so wird dir die Arbeit schwer erscheinen; wenn du aber arbeitest, indem du die Arbeit selbst liebst, so wirst du für dich selbst darin eine Belohnung finden. Tolstoi.

Jeder Morgen ist ein frischer Anfang. Wir beginnen sozusagen unser Leben von neuem. Wir haben es ganz in unsrer Hand. Wenn aber der Morgen mit seinem frischen Anfang kommt, so sollte das Gestern Gestern bleiben und wir nichts mehr mit ihm zu tun haben.
Es handelt sich darum, die erste Stunde dieses neuen Tages mit all ihrem Reichtum und Glanz, mit all ihren hohen für die Ewigkeit entscheidenden Möglichkeiten zu benützen. Trine.

Stehe auf, du Sohn der Zeit; sorge, daß dieses göttlicher wird und jenes — und du selbst vor allen Dingen! Arbeite, und schlafe nicht; denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Carlyle.

Elender nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit. Goethe.

Eins ist sicher: Wenn auch die Arbeit allein noch nicht glücklich macht, so gibt es doch kein dauerndes Glück ohne Arbeit; sie gehört als notwendiger Bestandteil zu einem zufriedenen Leben. Das hat noch jeder erfahren, und es gibt keine Wahrheit, die der Jugend heilsamer zu lernen wäre. Hugh Black

Die Arbeit ist die Würze des Lebens. Ein Dasein ohne Zweck und Anstrengung ist etwas Elendes. Müßiggang führt zur Erschlaffung, und Erschlaffung zum Überdruß. Amiel.

Arbeite! Das ist das einzige Gebot auf dieser Welt! ... Jeder soll seine Aufgabe erfassen, und diese soll sein Leben ausfüllen. Es kann eine ganz bescheidene Aufgabe sein, aber sie ist deswegen doch

etwas Nützliches und Wertvolles. Es kommt nicht darauf an, worin sie besteht, wenn sie nur da ist und uns aufrechthält. Wenn du sie ausführst, ohne dabei das Maß zu überschreiten, gerade so viel als du jeden Tag leisten kannst, dann wirst du gesund und froh leben. Zola.

Von der Hütte bis zum Thron
Kann kein Mensch auf Erden
Wahrhaft glücklich, wahrhaft froh
Ohne Arbeit werden. Barry Cornwall.

Die Aufgabe erhält lebendig. Lagarde.

Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann. Goethe.

Mäßigkeit und Arbeit sind die wahren Ärzte des Menschen; die Arbeit reizt den Appetit, und die Mäßigkeit verhindert die mißbräuchliche Befriedigung desselben. Rousseau.

Das Menschenleben ist aus Ernst und Spiel zusammengesetzt, und der Weiseste und Glücklichste verdient nur derjenige genannt zu werden, der sich zwischen beiden im Gleichgewicht zu bewegen versteht. Goethe.

Schaffe dir selbst eine Nötigung,
Zu wirken und zu erwerben!
Der einzelne Mann hat gar leicht genung,
Läßt seine Kräfte verderben;
Du wirst dir der deinen erst bewußt,
Wenn du für mehre sie brauchen mußt. Rückert.

Es gibt keine niedrigen, unehrenwerten oder schimpflichen Berufe, wenn sie ehrlich und mit Geschick ausgeübt werden.

Es gibt gute und schlechte Berufe; die guten werden von denjenigen ausgeübt, welche für dieselben geboren sind, die schlechten sind die, welche man mit Widerwillen betreibt.

Alle Berufe sind unfruchtbar, wenn sie von unerfahrenen Händen ausgeübt werden.

Jeder Beruf birgt große Tiefen und unbekannte Minen. Jeder Schlag der Hacke, jeder Tag der Arbeit öffnet uns verborgene Schätze.

Der geschickteste unter den Schuhmachern hat mehr Ursache, stolz zu sein, als ein unwissender Anwalt, ein unwissender Lehrer oder ein unfähiger Arzt.

Das Vergnügen und der Nutzen eines Berufes stehen in geradem Verhältnis zu der Geschicklichkeit, mit der wir ihn ausüben.

Man muß die Kunst da studieren, wo alle sie am besten kennen, und sie da ausüben, wo sie am wenigsten bekannt ist.

Der Lohn der Berufe, wie der aller Waren, wird nach der Nachfrage bestimmt. Die Konkurrenz regiert die Handelswelt ebenso, wie die der Berufsarten.

Viel Vergnügen, viel Ehre und viel Gewinn, das ist das Ideal eines Berufs.

Da jedoch der Gewinn auch nur ein Mittel zum Vergnügen ist, so bietet ersterer das wichtigste Maß, um über den Vorteil eines Berufs zu entscheiden.

Ein großer, dauernder, unbesiegbarer Widerwillen gegen die Ausübung eines Berufs ist ein sicherer Beweis, daß derselbe nicht für uns paßt, und das beste ist, ihn so schnell als möglich zu verlassen, um größere Übel zu vermeiden.

Wenn wir uns geirrt haben, so ist es am besten, den Irrtum zu bekennen und umzukehren. Der Stolz ist in solchen Fällen der schlechteste Berater.

Kein Mensch ist so widerwärtig, wie derjenige, welcher täglich seinen Beruf verflucht, obgleich er durch die Notwendigkeit oder die Unmöglichkeit, etwas anderes zu tun, gezwungen ist, ihn auszuüben; keiner angenehmer als der, welcher sich's in seinem Berufe bequem macht, wie in einem weichen, warmen Gehäuse, das ausdrücklich für ihn gemacht ist. Mantegazza.

Fleiß und Talent: ohne beide ist man nie ausgezeichnet, jedoch im höchsten Grade, wenn man sie in sich vereint. Mit dem Fleiße bringt ein mittelmäßiger Kopf es weiter, als ein überlegener ohne denselben. Die Arbeit ist der Preis, für den man den Ruhm erkauft: was wenig kostet, ist wenig wert. Sogar für die höchsten Ämter hat es einigen nur an Fleiß gefehlt: nur selten ließ das Talent sie im Stich. Daß man lieber auf einem hohen Posten mittelmäßig, als auf einem niedrigen ausgezeichnet ist, hat die Entschuldigung eines hohen Sinnes für sich; hingegen daß man sich begnügt, auf dem untersten Posten mittelmäßig zu sein, während man auf dem obersten ausgezeichnet sein könnte, hat sie nicht. Also sind Natur und Kunst erfordert, und der Fleiß drückt ihnen das Siegel auf.

Gracian.

Trachte nicht nach glänzendem Reichtum, sondern nach solchem, den du auf gerechtem Wege erwerben, nüchtern gebrauchen, freudig verteilen und von dem du mit Zufriedenheit scheiden kannst.
Verachte aber auch nicht den Reichtum gleich den Einsiedlern oder Mönchen, sondern unterscheide dabei gehörig, wie Cicero von Rabirius Posthumus sagt: „Aus der Art, wie er sein Vermögen zu mehren suchte, ging deutlich hervor, daß es ihm nicht um eine Beute für den Geiz, sondern um ein Werkzeug für die Güte zu tun war." ...
Zum Reichtum führen viele Wege, und die meisten von ihnen sind schmutzig. Einer der besten ist die Sparsamkeit, und doch ist auch diese nicht ganz unschuldig, denn sie hält den Menschen zurück von Werken der Freigebigkeit und der mildtätigen Liebe. ...
Jemand hat einmal die treffende Bemerkung gemacht, er sei mit vieler Mühe zu einem kleinen Vermögen, aber sehr leicht zu großem Reichtum gelangt. Wer es nämlich erst zu einem solchen Kapital gebracht hat, daß er die besten Marktpreise erwarten und Einkäufe erschwingen kann, zu denen wegen ihrer Größe nur wenige Menschen Geld genug haben, wer endlich imstande ist, mit jüngeren Männern durch Hilfe seines Geldes in Verbindung zu treten und aus ihrer Betriebsamkeit Vorteil zu ziehen, dessen Vermögen muß sich notwendig ungemein vergrößern.

Der aus gewöhnlichen Handwerken und Gewerben zufließende Gewinn ist ehrlich und wird hauptsächlich durch zwei Dinge gefördert, durch Fleiß und durch den Ruf der Rechtschaffenheit. Aber der Gewinn aus bedeutenden Kaufgeschäften, die man mit andern abschließt, ist von einer mehr verdächtigen Natur, wenn man nämlich auf das Bedürfnis anderer lauert, sie mit Hilfe ihrer Diener und Untergebenen zu einem Handel verlockt, jeden, der billigere Preise machen möchte, durch List fortschafft, und was dergleichen verschmitzte und schlechte Künste mehr sind....
Wucher ist das sicherste Mittel zu gewinnen, aber auch eins von den schlechtesten. Man kann von ihm sagen: Der Mensch ißt dabei sein Brot im Schweiß eines fremden Angesichts....
Das Glück, der erste zu sein, der eine Erfindung macht oder ein Privilegium erhält, überströmt zuweilen mit einer wunderbaren Fülle des Reichtums, wie es der Fall war bei dem ersten Zuckerpflanzer auf den Kanarischen Inseln. Wer also ein guter Logiker ist und neben der Erfindungskraft auch ein richtiges Urteil besitzt, der kann große Dinge tun, besonders unter günstigen Zeitumständen.

Baco.

Ich kann den Reichtum nicht besser benennen, als mit dem Namen „Gepäck der Tugend"; denn wie zum Kriegsheer das Gepäck, so verhält sich zur Tugend der Reichtum. Beide können nicht entbehrt und dürfen nicht zurückgelassen werden, aber sie hindern das Fortschreiten, ja, was noch mehr ist, die Sorge für sie raubt und stört zuweilen den Sieg.

Baco.

Was der Reichtum für Charaktereigentümlichkeiten zur Folge hat, liegt vor jedermanns Augen. Denn sie sind übermütig und hochmütig, sobald sie dem Besitz des Reichtums irgendeinen Einfluß auf ihr Wesen gestatten. Sie kommen sich nämlich gerade so vor, als ob sie alle möglichen Vorzüge besäßen; denn der Reichtum ist gleichsam eine Art Maßstab für den Wert aller anderen Dinge, und daher entsteht der Schein, als sei für ihn alles und jedes käuflich.
Ferner sind sie üppig und alberne Geldprahler; üppig aus weichlicher Gewinnsucht und aus Lust an der Schaustellung ihrer Herrlichkeit; alberne und geschmacklose Geldprahler, weil alle Menschen die

Gewohnheit haben, sich mit dem zu beschäftigen und zu tun und zu machen, was sie lieben und was Gegenstand ihrer Verehrung ist, und weil sie meinen, daß die andern Menschen dieselben Dinge eifrig erstreben, welche für sie selbst das Höchste sind. Und dazu kommt, daß sie diese Einbildung nicht ohne Grund hegen. Denn die Zahl derer, welche der Reichen bedürfen, ist groß. Darauf bezog sich auch, wie es in der Erzählung von den Weisen und Reichen lautet, Simonides in seiner Antwort auf die Frage von Hierons Frau, ob es besser sei, reich oder weise zu sein. „Reich," sagte er, „denn er sähe die Weisen in den Vorhöfen der Reichen verweilen."

Folge des Reichtums ist ferner bei den Reichen die Meinung, sie hätten Anspruch, das Regiment zu führen; denn sie meinen, daß sie dasjenige besitzen, was den Anspruch, zu regieren, begründe. Kurz, in Summa gesagt: Reichtum gibt den Charakter eines unverständigen Glückspilzes. Jedoch ist ein Unterschied zwischen dem Charakter des eben erst reich gewordenen und dem Charakter des in altbegründetem Reichtum lebenden, insofern der eben erst reich gewordene Glückspilz alle jene Fehler in verstärktem Grade und schlimmerer Gestalt besitzt. Denn so einem reichen Emporkömmling fehlt sozusagen die Erziehung des Reichtums. Was ferner die Vergehungen der Reichen anbetrifft, so sind dieselben nicht boshaft schädigender Art, sondern sie laufen teils auf Übermut, teils auf Unenthaltsamkeit hinaus, z. B. auf beleidigende Mißhandlung und Ehebruch.

So macht denn die Glücksgunst die Menschen allerdings hochmütiger und unbesonnener; aber eine sehr löbliche Eigenschaft hat sie in ihrem Gefolge: solche Menschen sind nämlich gottesfürchtig und empfinden sich in einem gewissen Verhältnisse zur Gottheit, wofür ihnen die vom Glückszufall empfangenen Glücksgüter den Beweis liefern. Aristoteles.

Auf dieselbe Weise hören wir fortwährend von den Übeln des Reichtums und von der sündlichen Liebe zum Gelde; und doch hat sicherlich nächst der Liebe zur Wissenschaft keine Leidenschaft in der Welt der Menschheit so viel Gutes getan, als die Liebe zum Gelde. Ihr verdanken wir allen Handel und alle Gewerbe, mit

andern Worten den Besitz jeder Gemächlichkeit und jedes Luxus, welchen unser Vaterland nicht gewähren kann. Gewerbtätigkeit und Handel haben uns mit den Produkten vieler Länder vertraut gemacht, unsere Wißbegierde erweckt, durch den Umgang mit Nationen von verschiedenen Sitten, Sprachen und Gedanken unsere Ideen erweitert, für Kräfte, welche sonst eingepfercht und verschwendet worden wären, einen Abzug eröffnet, die Menschen zu Unternehmungen, zur Voraussicht, zur Berechnung gewöhnt, und uns außerdem viele Kunstfertigkeiten, die von großem Nutzen sind, mitgeteilt, und uns in den Besitz von äußerst schätzbaren Mitteln gesetzt, das Leben zu retten und Schmerz zu lindern. Dies alles verdanken wir der Liebe zum Gelde. Wenn es den Theologen gelänge, sie auszurotten, so würde dies alles aufhören und wir verhältnismäßig in Barbarei zurückfallen. Die Liebe zum Gelde, wie jeder andere Trieb, ist dem Mißbrauche unterworfen, aber dagegen predigen, als wäre sie ein Übel an sich, und vor allem sie darzustellen als eine Leidenschaft, welche den Zorn Gottes auf uns herabzieht, wenn wir ihr nachgeben, verrät eine Unwissenheit, die in früheren Zeiten natürlich gewesen sein mag, die aber in unserer Zeit eine Schande ist, besonders wenn sie von Männern ausgeht, die sich für Lehrer des Volkes ausgeben und es ihre Aufgabe nennen, die Welt zu erleuchten. Buckle.

Siehe, den edelen Mann beugt mehr als alles die Armut,
Mehr als grauendes Haar, Kyrnos, und drückender Alp;
Ihr zu entfliehn auch soll er sich selbst in die Tiefe des Meerschlunds
Werfen und, Kyrnos, die Höhn schwindelnder Felsen hinab.
Denn wenn Armut den Mann in den Staub beugt, hat er zu reden,
Hat er zu tun nicht Macht, ist ihm die Zunge gelähmt.
Über die Erde zugleich und den mächtigen Rücken des Meeres
Sei von der Armut Last, Kyrnos, Erlösung gesucht.
Tot sein ist, mein Kyrnos, ein besseres Los für den Armen,
Als in der Armut Last seufzend am Leben zu sein. Theognis.

Der Reiche stammt von einem guten Vater,
Der Arme ist von schlechtem Stamm gebürtig.

Der Reiche wird zu jedem Tisch geladen,
Der Arme, der ist dessen nimmer würdig.
Dem Reichen wird Geduld bei seinen Schulden,
Dem Armen Pfändung, Kerker ohn' Erbarmen.
Der Reiche stirbt — ihm wird ein Kreuz von Golde,
Ein schlechtes Holzkreuz aber wird dem Armen.

Italienisches Volkslied.

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Heine.

Nach meiner Überzeugung könnten wir viel mehr Gutes erleben und viel weniger leiden, wenn wir uns in acht nehmen wollten, nicht zuviel für Pfeifen auszugeben; denn die meisten der unglücklichen Menschen, denen wir begegnen, haben sich, wie mir scheint, durch Versäumung dieser Vorsicht ihr Schicksal zugezogen. Sie verstehen mich nicht? Nun, Sie lieben ja Geschichten und werden es daher entschuldigen, wenn ich eine erzähle, die mich selbst betrifft.

Als ich ein Kind von sieben Jahren war, füllten mir an einem Festtage meine Freunde die Taschen mit Kupfergeld. Ich eilte sofort in einen Laden, wo Spielzeug feilgeboten ward, und entzückt von dem Schalle einer Pfeife, die ich auf dem Wege dahin in den Händen eines andern Knaben sah, gab ich meinen ganzen Reichtum dafür hin. Darauf kehrte ich zurück und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr erfreut über meinen Besitz, der aber der ganzen Familie ein Ärgernis war. Als meine Brüder und Schwestern den Handel erfuhren, den ich geschlossen hatte, belehrten sie mich, daß ich das Vierfache des Wertes für meine Pfeife gegeben habe, hielten mir vor, wie viele schöne Sachen ich für das übrige

Geld hätte kaufen können, und lachten mich wegen meiner Torheit so lange aus, bis ich vor Ärger weinte und die Freude an der Pfeife durch den Kummer der Reue ganz verdrängt war.

Späterhin ist mir dieser Vorfall jedoch von großem Nutzen gewesen, weil er einen bleibenden Eindruck in meiner Seele hinterließ, so daß ich oft, wenn ich mich versucht fühlte, etwas Unnötiges zu kaufen, zu mir selbst sagte: gib nicht zuviel für die Pfeife! und mein Geld behielt.

Als ich heranwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich viele, ja sehr viele zu bemerken, die zuviel für ihre Pfeife ausgaben.

Wenn ich einen Menschen sah, der zu sehr nach Hofgunst trachtete und, um diese zu erlangen, seine Zeit in den Vorzimmern der Großen vergeudete und seine Ruhe, Freiheit und Tugend, ja vielleicht auch seine Freunde verlor, so sagte ich zu mir selbst: Der Mann gibt zuviel für seine Pfeife.

Wenn ich sah, wie ein anderer nach Volksgunst strebte, sich deshalb fortwährend in politische Händel mischte, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigte und sich so zugrunde richtete, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zuviel für seine Pfeife.

Wenn ich einen Geizhals antraf, der jede Behaglichkeit des menschlichen Lebens, alle Freuden, andern Gutes zu tun, alle Achtung seiner Mitbürger und das beseligende Gefühl wohlwollender Freundschaft aufgab, um Schätze zu sammeln, so sprach ich: Armer Mann! du gibst zuviel für deine Pfeife.

Wenn mir ein Wollüstling begegnete, der jede löbliche Verbesserung seines Geistes und Vermögens dem bloßen Sinnenreize aufopferte und zur Befriedigung dessen seine Gesundheit zerstörte, so sagte ich: Du verirrter Mensch, du bereitest dir Qualen anstatt Freuden, und du gibst zuviel für deine Pfeife.

Wenn ich jemanden sehe, der den äußern Schein liebt und für schöne Kleider, schöne Wohnung, schöne Gerätschaften, schöne Wagen und Pferde über sein Vermögen ausgibt, deshalb Schulden macht und seine Laufbahn im Schuldturme endet, so spreche ich: Ach! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt.

Wenn ich sehe, daß ein schönes, sanftmütiges Mädchen ihre Hand

einem bösen, rohen Manne gibt, so denke ich: Wie schade, daß es so viel für eine Pfeife gibt!
Kurz, ich gewahre, daß sich die Menschen einen großen Teil ihres Unglücks und Elends selbst bereiten, weil sie den Wert der Dinge nicht richtig schätzen und zuviel für ihre Pfeifen geben.
Doch ich sollte Mitleid haben mit diesen unglücklichen Menschen, wenn ich bedenke, daß es bei aller dieser Weisheit, mit der ich mich brüste, doch gewisse so verführerische Dinge in der Welt gibt, daß, wenn sie öffentlich versteigert würden, ich mich leicht durch den Ankauf zugrunde richten und so die Erfahrung machen könnte, daß ich nochmals zuviel für die Pfeife gegeben hätte. Franklin.

Ein guter Bezahler ist Herr über des andern Beutel. Wer sich den Ruf erworben hat, pünktlich und genau an den bestimmten Terminen zu bezahlen, kann zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit über alles Geld verfügen, das seine Freunde entbehren können, was ihm oft von großem Nutzen sein kann. Nächst der Betriebsamkeit und Sparsamkeit ist keine Eigenschaft für das Fortkommen eines jungen Mannes so förderlich als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften. Behalte daher geborgtes Geld nie eine Stunde länger als bis zum versprochenen Zahlungstermine, damit nicht eine zufällige Verlegenheit deines Freundes Börse auf immer für dich verschließe. Franklin.

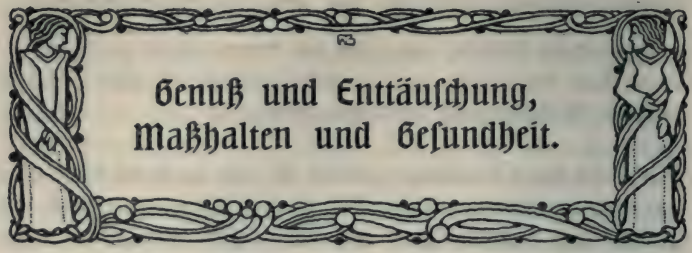
Einen ganz kleinen kaufmännischen Anstrich haben. Nicht alles sei Beschaulichkeit, auch Handlung muß dabei sein. Sehr weise Leute sind meistens leicht zu betrügen: denn obgleich sie das Außerordentliche wissen, so sind sie mit dem Alltäglichen des Lebens unbekannt, welches doch notwendiger ist. Die Betrachtung erhabener Dinge läßt ihnen für die des täglichen Treibens keine Zeit. Da sie nun das erste, was sie wissen sollten, und was allen auf ein Haar bekannt ist, nicht wissen, so werden sie entweder bewundert, oder von der oberflächlichen Menge für unwissend gehalten. Daher trage der kluge Mann Sorge, etwas vom Kaufmann an sich zu haben, gerade so viel als hinreicht, um nicht betrogen und sogar ausgelacht zu werden. Er sei ein Mann auch fürs tägliche Tun und Treiben, welches

zwar nicht das Höchste, aber doch das Notwendigste im Leben ist. Wozu dient das Wissen, wenn es nicht praktisch ist? Und zu leben verstehn, ist heutzutage das wahre Wissen. Gracian.

Wer durch keine Schwächen gefesselt ist, wer durch die Welt geht als einer, der nicht von dieser Welt ist, wer mit ruhigem Geist, mit Freiheit und Selbständigkeit an allem Anteil nimmt, wer alles hingibt und alles annimmt, alles verwertet und alles genießt, nichts verlangt und durch nichts verletzt wird — den verehren alle Wesen, den segnen alle Menschen. Edward Carpenter.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß! Goethe



Genuß und Enttäuschung, Maßhalten und Gesundheit.

Und wenn das Herz hundert Tore hätte, wie Theben, so lasset die Freude herein zu allen hundert Toren. Karl Weber.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!
Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht. Ufferi.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt....

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn. Schiller.

Die Grazien sind am liebsten bei der Freude. Jul. Hammer.

Die Vernunft ist mein Genuß, und das Ziel, wonach ich in diesem Leben strebe, ist die Freude und die Heiterkeit. Die Freude kann niemals schlecht sein, sofern sie durch das Gesetz unsers wahren Nutzens geregelt ist. Das tugendhafte Leben ist kein trauriges und düstres Leben voll Entbehrungen und Strenge. Wie könnte die Gottheit am Schauspiel meiner Schwäche Gefallen finden, mir Tränen, Schluchzen und Schrecken zugute rechnen, die Zeichen einer ohnmächtigen Seele?!
Ja, ein weiser Mensch soll die Dinge des Lebens benützen und sich ihrer so viel als möglich erfreuen, sich durch mäßige und angenehme Nahrung kräftigen, seine Sinne durch den Duft und die grünende Pracht der Pflanzen entzücken, selbst seine Kleidung schmücken, sich der Musik erfreuen, durch Spiele und Theater, durch alle Belustigungen, welche ein jeder sich gönnen kann, ohne Schaden für seine Person. Spinoza.

Ach, wie sollte die Freude, die göttliche Tochter des Lebens,
Nicht auch veredeln den Menschen! Wie sollte der Äther der Freiheit,
Welcher den Menschen umfließt, wie den Adler die Lüfte des Himmels,
Nicht auch läutern das Herz, obliegend für immer dem Rohen?
Hamerling.

Drei Sterne fielen von Himmelshöhn:
Was wollen wir tun auf Erden?
Ich will als Ros' auf den Auen stehn.
Ich will zur Nachtigall werden.
Ich will versenken mein himmlisch Licht
In ein holdlächelndes Angesicht,
Als Mägdlein will ich wandeln. Rückert.

Wohl dem, dem's nicht an Freuden fehlt,
Weh dem, der zu sehr auf sie zählt! Uridank.

Ein Leben ohne Freude ist eine weite Reise ohne Gasthaus.
Demokrit.

Es sind uns Triebe und Leidenschaften zur Erhöhung unserer Lebensgenüsse mitgegeben; aber im unrechten Maße verfolgt, wandeln sie ihren Genuß und Segen in Fluch und Verderben. So soll die Liebe wohl eine Gefährtin des Lebens sein, nicht aber Beruf und Leben völlig ausfüllen. Gervinus.

Die Lieb' ist wie nach Regen Sonnenschein,
Wollust wie Sonnenschein mit Sturm dahinter;
Der Liebe Quell springt immer frisch und rein,
Doch Wollust bringt im Sommer schon den Winter;
Die Liebe schwelgt nicht, Liebe kennt nicht Trug,
Doch Wollust lebt von Schwelgerei und Lug.
Shakespeare.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir sein!
Goethe.

Jeder nach seinem Sinn wählt seiner Freuden Ort;
Der Rosenkäfer hier, und der Mistkäfer dort. Rückert.

Jedes neue Verlangen ist der Anfang neuen Elends, der Beginn neuen Kummers. Voltaire.

Mit einer Theorie des heitern Genießens langen wir nicht aus und haben sie zu ergänzen mit einer Theorie des ernsten Duldens. Bei den ewig-wahren Grundsätzen Epikurs ist aber, wie bei den ewig-wahren Grundsätzen der Stoa, Leidenschaftslosigkeit die erste Bedingung. Nur der Besonnene vermag die Widerwärtigkeiten des Lebens mannhaft zu ertragen und nur jenen Genüssen sich hinzugeben, die, ohne andere zu beeinträchtigen, unser geistiges wie unser körperliches Wohl fördern. Sehr schön wäre es allerdings, den Schmerz als das Kennzeichen alles dessen zu betrachten, was wir zu meiden haben, wenn wir damit alles Leiden von uns abwenden könnten. Das haben wir nicht in unserer Macht, so wenig, als alle Genüsse der Welt uns zu verschaffen. Darum erkannte der geistvolle Grieche die Mäßigkeit als die wichtigste Tugend, was allein einen hohen Grad von Leidenschaftslosigkeit voraussetzt. Carneri.

So ruh' dich, Herz! doch aus einmal, was ſchweifſt vergebens du umher?
Wie alles ſich von ſelber fügt, ſo wird's, und anders nimmermehr!
Schau nicht in die Vergangenheit, denk' dir die Zukunft nicht zu ſchön —
Die Freuden nimm, wie unverhofft ſie kommen und bald wieder gehn.

Bartihari.

Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen!
Eine kurze Spanne Zeit
Iſt uns zugemeſſen.

Hölty.

Brauch der Zeit! Die leichten Stunden
Schießen ſchneller als kein Fluß.
Zeit hat Flügel angebunden;
Glücke geht auf glattem Fuß.
Gott weiß, was wir morgen machen;
Heute laß uns luſtig ſein!
Trauern, Frohſinn, Weinen, Lachen
Ziehn bald aus bei uns, bald ein.
Wohl dem, welcher iſt vergnüget,
Wie ſich ſein Verhängnis füget.

Flemming.

Die Jahre entſtürmen!
Morgen Schatten und Aſche, kränzt mit Myrten
Heute den Becher!

Matthiſſon.

Wohl erblüht Vollkommnes nicht hienieden,
Doch der Weiſe haſcht mit innrem Frieden
Seines Daſeins flücht'gen Augenblick,
Und die Zukunft läßt er dem Geſchick.

Horaz (Leimburg).

Dem Brüten über dieſes Sein, ich rat' euch, daß ihr ihm entſagt
Und mit Gedanken ſolcher Art euch, Freunde, nicht mehr nutzlos plagt;
Sucht zu zerſtreun euch und ſeid froh! Denn, als der ganze Erdenkram
Erſchaffen wurde, hat man euch vielleicht um euern Rat gefragt?

Chijam.

Den Tag, der gestern war, vergiß!
Mach' dir Gedanken nicht um morgen!
Des Augenblicks, der dir allein gewiß,
Des jetzigen, genieße ohne Sorgen! Chijam.

O Freund, da einmal solches Los das Schicksal dir bestimmt
Und dich nach kurzer Erdenrast von hinnen wieder nimmt,
Erfreu' dich ein'ge Tage lang an Blumenduft und Grün,
Eh' andre Blumen wiederum aus deinem Staub erblühn.
Chijam.

Drei Reben trägt der Weinstock: die eine bringt die Lust, die andre den Rausch, die dritte die Freveltat. Epiktet.

Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket:
Wie ziemt das biederm Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer also trinket, Sünd und Schande zu sich winket.

Ihm ziemte besser, dürft' er sich den eignen Füßen
Anvertraun und bei den Leuten ohne Hilfe stehn.
Wie sanft man ihn auch trägt, er würde lieber gehn.
So trinke jedermann genug, um seinen Durst zu büßen.

Das mag er ohne Schande tun und ohne Spott;
Wer aber trinket, daß er sich und seinen Gott
Nicht mehr erkennen mag, der bricht sein heiliges Gebot.
Walter von der Vogelweide.

Die Bierseligkeit des akademischen und nichtakademischen Philistertums, welche in Deutschland so verbreitet ist, und der Kultus des Bauchs in der reichen und vornehmen Welt verwüsten das Leben ... Kann jemand, der tagaus, tagein, morgens und abends stundenlang bei stumpfsinnigem, hundertmal wiedergekäutem Geschwätz oder ödem Skatspiel in dem Tabaksqualm der Bierkneipen sitzt, um endlich einen leeren, dumpfen Kopf nach Hause zu tragen, irgend etwas Ernstes und Großes mit Ernst und Eifer treiben? Kann jemand, der tagaus, tagein bei Diners und Soupers an den Freuden

der Tafel sich sättigt, seine Seele an eine Sache setzen? Wird sie nicht mit einer Stimmung fetter Sattheit erfüllt werden, die ein Verlangen nach großen Dingen nicht aufkommen läßt?

Friedrich Paulsen.

Man versichert, Timotheus habe, als er des Tags zuvor in der Akademie bei Plato einem philosophischen und einfachen Gastmahle beigewohnt, darüber ausgerufen: „Die, welche bei Plato gespeist, befinden sich auch des andern Tags wohl." Auch Alexander soll die von der Königin Ada ihm geschickten Köche mit den Worten entlassen haben: Er führe stets bessere Köche mit sich, nämlich zum Frühstück einen nächtlichen Marsch und zur Mittagsmahlzeit ein kleines Frühstück.

Plutarch.

Wenn wir ein Reizmittel zu häufig anwenden, schwächt es sich naturgemäß ab und verfehlt schließlich die Wirkung. Dieses Gesetz gilt für jede Art von Erregung, sowohl der Freude wie des Schmerzes.
Wenn uns irgendeine Anregung zur lieben Gewohnheit wird, bemerken wir eines schönen Tages voller Verwunderung, daß sie uns nicht mehr dasselbe ist, daß sie ihren Reiz für uns verloren.
Dann begeht die größte Zahl der Menschen fast immer den nämlichen Fehler: spannt den Faden straffer an oder verstärkt die Dosis. Wenn es sich um einen Strick handelt, so zerreißt er, und handelt es sich um eine Dosis, so kommt der Tag, an dem der Inhalt größer ist als das Gefäß und überläuft.
Das ist leichter zu verstehen, wenn man es sich an einem Beispiel materieller Genüsse deutlich macht.
Du trinkst täglich deine Tasse Kaffee und begrüßt mit Freuden diesen Freund der Nerven und Gedanken. Er frischt dich auf, belebt dich, regt dich an. Aber mit einmal tut die gewohnte Tasse nicht mehr ihre Schuldigkeit. Es ist, als wenn du reines Wasser tränkest.
Du versuchst es mit der doppelten Dosis des gesegneten Nasses, und es belebt dich wie sonst. Aber nach einigen Monaten, einem Jahre — je nachdem — genügt auch das nicht mehr, und du nimmst drei. Die Rechnung stimmt anscheinend, und der Schluß befriedigt.

Zuerſt lief das Pferd mit einem Peitſchenhieb, jetzt helfen zwei nicht mehr, und du gibſt ihm drei.

Aber die Rechnung ſtimmt nicht, und der Schluß hinkt.

Es iſt jedem Reizmittel eine Grenze geſteckt, und jede Erregung hat ihr Maß von Lebenskraft. Jenſeits dieſer Grenze ſteht Krankheit, vielleicht der Tod. Nenne die Krankheit, mit welchem Namen du willſt — Langeweile, Schwermut, Weltſchmerz, Nervoſität oder mit dem Namen von hundert anderen moraliſchen und phyſiſchen Übeln — im Grunde wird es doch immer dieſelbe ſein: Die Enttäuſchung, das Glück, das du ſuchteſt, nicht gefunden zu haben.

Ich habe beiſpielsweiſe vom Kaffee geſprochen. Ich könnte dasſelbe vom Wein, von verſchiedenen Speiſen, vom Theater, der Muſik bis hinauf zu den verfeinerten Genüſſen und Empfindungen ſagen. Nach dem „mehr“ kommt das „viel“, dann das „ſehr viel“, danach das „zu viel“ und nach dem „zu viel“ das „nichts“. — — —

Weißt du, wie du es machen ſollſt? Statt die Doſis zu verſtärken, lieber ein anderes Getränk wählen, oder es eine Zeitlang ganz und gar ausſetzen.

Wenn der Kaffee deine Nerven nicht mehr genügend anregt, ſo laß ihn für einige Zeit und trinke Tee. Kehrſt du ſpäter zu dem alten Freunde zurück, ſo hat er ſeinen früheren Zauber wiedererlangt.

Ebenſo iſt es mit den Zerſtreuungen, den Gefühlen oder vielmehr mit der Art, ſie in ſich aufzunehmen oder zu empfinden.

Wenn man keinen Wechſel eintreten laſſen kann, ſo ſetze man eine Zeitlang aus. Die Enthaltſamkeit iſt das ſicherſte und beſte Hilfsmittel in der Kunſt, glücklich zu ſein.

Geſetzt, der Wein, der Kaffee oder die Zigarre wären die von dir bevorzugten materiellen Freuden deines täglichen Lebens, ſo enthalte dich für einige Zeit dieſer Genüſſe, und Geſundheit, Freude und Glück werden wiederkehren, und du kannſt hernach wieder zu ihnen greifen.

Das Faſten iſt mehr als eine kirchliche Vorſchrift. Es ſchließt die höchſte Lebensweisheit in ſich. Unter den kleinen Künſten, glücklich zu ſein, nimmt es die erſte Stelle ein.

Es erhält unſere Nerven immer elaſtiſch und friſch, verjüngt unſere Gefühle und gibt unſerm Enthuſiasmus höheren Schwung.

Ich habe nie glücklichere Familien als die der Seeleute und Soldaten gesehen. Die unvermeidlichen Trennungen beleben die Gefühle und halten die Herzen frisch.
Die Langeweile hat mehr Morde an der Liebe begangen als der Verrat, und die wunderbaren Frauen, welche unsere Liebe immer zu fesseln verstehen, erreichen dieses Ideal der Ideale, indem sie uns in der verschiedensten Gestalt erscheinen. Heute sind sie uns der Kaffee, morgen der Tee und übermorgen himmlischer Nektar.
Das häusliche Glück und die Bildung der Völker, der ästhetische Geschmack und die politische Ordnung folgen alle blindlings diesem Menschen und Dinge beherrschenden Gesetz des ewigen Wechsels.
Wehe dem, der dagegen fehlt! Wehe dem, der es nicht begreift!

Mantegazza.

Lerne dich dankbar freuen auch über die Freude, die du gehabt hast, und schreie nicht wie kleine Kinder „mehr!", wenn sie gerade aufhört.

Bismarck.

Hunger zurücklassen: selbst den Nektarbecher muß man den Lippen entreißen. Das Begehren ist das Maß der Wertschätzung. Sogar bei dem leiblichen Durst ist es eine Feinheit, ihn zu beschwichtigen, aber nicht ganz zu löschen. Das Gute, wenn wenig, ist doppelt gut. Das zweitemal führt ein beträchtliches Sinken herbei. Sättigung mit dem, was gefällt, ist gefährlich und kann der unsterblichsten Vortrefflichkeit Geringschätzung zuziehn. Die Hauptregel, um zu gefallen, ist, daß man den Appetit noch durch den Hunger, mit welchem man ihn verließ, gereizt vorfinde. Muß man Unzufriedenheit erregen, so sei es lieber durch die Ungeduld des Begehrens, als durch den Überdruß des Genusses. Das mühsam erlangte Glück wird doppelt genossen.

Gracian.

Wer Lust begehrt, begehrt Leid.

Buddha.

Wo Lust aufblüht, blüht Leid auf. Wo Lust verwelkt, verwelkt auch Leid.

Buddha.

In den Sinnen leben ist die Wurzel des Leidens.

Buddha.

Als des Teufels Großmutter achtzehn Jahre alt war, soll sie, höre ich, auch noch eine ganz appetitliche Person gewesen sein.

Schleswig-Holsteinisch.

Was wird, vergeht. Buddha.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig.

Goethe.

Wir wollen immer eingedenk sein, daß nur auf der Mittelstraße Freude und Zufriedenheit zu finden ist, und daß jedes Übermaß sich schwer und oft schrecklich rächt. Trine.

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh es recht an,
Du bist gewiß, du kannst es entbehren. Rückert.

Zufrieden sein ist große Kunst,
Zufrieden scheinen bloßer Dunst,
Zufrieden werden großes Glück,
Zufrieden bleiben Meisterstück. Altdeutsch.

Was vergänglich ist, lohnt nicht der Liebe, nicht der Freude, nicht der Neigung. Buddha.

Sei starken Sinns und mach' dir nicht
Der Reichen wegen eitle Sorgen!
Dieselbe Wasserfülle kommt
In deinen Krug, ob aus dem Brunnen,
Ob aus dem Ozean du schöpfest. Bartrihari.

Wer sich innerhalb des natürlichen Maßes hält, wird wenig von Mangel verspüren; wer aber das natürliche Maß überschreitet, von dem wird auch bei den größten Schätzen die Armut nicht weichen.

Seneka.

Jedes Übermaß im Essen oder im Trinken oder in irgend etwas anderm bringt eine Empfindung mit sich, die uns bei halbwegs

klarer Einsicht überzeugt, daß es sich nicht lohnt. Und das zeigt uns wieder, daß es ein Gesetz des Maßhaltens gibt, dessen Beobachtung gut ist, und dessen Verletzung das Gegenteil des Guten mit sich führt, nämlich Schmerzen und Verluste. Trine.

Überschreitet man das Maß, so wird das Angenehme zum Unangenehmen. Epiktet.

Wir wollen immer ein freundliches, einfaches und bescheidenes Wesen bewahren und darin unsre Stärke finden. Trine.

Sei stark und fest, beugt dich des Schicksals Schwere;
Nicht minder, wenn zu günst'ge Winde wehn,
Und stolzer sich des Schiffes Segel blähn,
Zieh' schnell sie ein; — das ist der Weisheit Lehre.
Nach Horaz.

Seid heiter, da ihr's sein könnt; ach, der Kelch
Des Lebens leert sich bald, und seine Hefe,
Erfahrung nennt man sie, ist bitter. Shakespeare.

Wenn der Körper die Seele wegen erlittener Mißhandlungen verklagen wollte, würde sie sicher verurteilt werden. Demokrit.

Selten, ja kaum jemals in der Jugendzeit wird sich Krankheit unheilbar an uns klammern, wenn wir nicht selbst den Glauben an sie hegen und nähren; sieht man doch Menschen von der zartesten Körperbeschaffenheit in steter Berufstätigkeit nicht Zeit haben, krank zu sein. Laß sie müßig gehen, laß sie nachdenken — sie sterben. Rost frißt den Stahl, der blank bleibt, wenn er benützt wird. Und wenn auch das eitel wäre, wenn Tätigkeit und Indolenz einerlei Übel erzeugten, so räume ein, daß bei jener demselben leichter zu entrinnen ist, daß sie einen edleren Trost verleiht.
Bulwer.

Herr des Lebens, willst du mich erhalten,
O, so gib nur eins — Gesundheit mir!
Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir.

Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugſam mir, alsdann
Auf des Lebens Ozean mein Steuer.
Selbſt ſein Gott iſt ein geſunder Mann! Bürger.

Kant hat in einer wohldurchdachten Schrift „von der Macht des Gemüts" gehandelt, „durch den bloßen Vorſatz krankhafter Gefühle Meiſter zu werden". Wir gehen weiter; wir wollen nicht bloß Gefühle bemeiſtern, ſondern womöglich das Erkranken ſelbſt. Man kann ſo oft der Seele nur durch den Körper — warum nicht dieſem auch einmal durch jene zu Hilfe kommen? Vielleicht haben Ärzte und — wir ſelbſt (denn hier gälte es vor andern wohl ſein eigener Arzt zu ſein) dieſem Geſichtspunkte noch nicht die volle Aufmerkſamkeit gewidmet, die er verdient. Feuchtersleben.

Die Natur übt ein heimliches Gericht; leiſe und langmütig, aber unentrinnbar; ſie kennt auch jene Fehltritte, welche das Auge der Menſchen fliehen und ihrem Geſetze nicht erreichbar ſind; ihre Wirkungen, ewig, wie alles, was als Strom dem Quell der Urkraft entfließt, verbreiten ſich über Generationen, und der Enkel, der verzweifelnd über das Geheimnis ſeiner Leiden brütet, kann die Löſung in den Sünden der Väter finden. Das alte tragiſche Wort: „Wer tat, muß leiden", gilt nicht bloß ſittlich und rechtlich, es gilt auch phyſiſch ..., und es wird immer mehr anerkannt werden, daß der ſchwächliche Zuſtand, ja die Krankheiten ſelbſt unſerer Mitgebornen mehr im Sittlichen als Leiblichen ihre Wurzel haben, und weder durch das kalte Waſchen, noch die entblößten Hälſe, noch ſonſtige Rouſſeau-Salzmanniſche Abhärtungs-Experimente an Kindern, ſondern durch eine höhere Kultur ganz anderer Art, deren Anfang in uns ſelbſt gemacht werden muß, verhütet und vertilgt werden können. Feuchtersleben.

Niemand nenne ſich arm, wenn er doch ſein tägliches Brot hat.
Gute Verdauung, kräftige Bruſt und rüſtige Füße —
Größere Güter vermag kein fürſtlicher Schatz zu verſchenken.
Horaz.

Ein König von Perſien ſandte einen geſchickten Arzt zum Dienſte Mohammeds des Auserwählten; dieſer blieb einige Jahre im Lande

der Araber, ohne daß jemand zu ihm kam, ihn zu befragen oder ein Heilmittel von ihm zu verlangen. Endlich ging er eines Tages zu dem Propheten und beklagte sich darüber. „Man hat mich geschickt," sagte er, „deine Gefährten zu heilen; aber in dieser langen Zeit hat sich nicht einer an mich gewandt, daß ich den Dienst, der mir aufgetragen ist, hätte verrichten können." Der Prophet erwiderte ihm: „Diese Leute haben die Gewohnheit, nicht eher zu essen, als bis der Hunger sie dazu zwingt, und ehe sie völlig gesättigt sind, die Hand von der Speise wegzuziehen." „So bleiben sie immer gesund", sagte der Arzt, küßte ehrfurchtsvoll die Erde und ging fort. Sadi.

Dem Arzt, der durch die Leut' könnt' sehn,
Dem wollt' ich Meisterschaft zugestehn;
Enthaltsamkeit ist der beste Fund,
Den uns die Ärzte taten kund. Uridank.

Genieße, was du hast, als ob du heute
Noch sterben solltest, aber spar' es auch,
Als ob du ewig lebtest. Der allein ist weise,
Der, beides eingedenk, im Sparen zu
Genießen, im Genuß zu sparen weiß. Wieland.

Unsre Stärke erwächst aus unsrer Schwäche. Der Unwille, der alle verborgenen Kräfte in uns wachruft, wird erst dann erregt, wenn wir geplagt und angegriffen werden. Ein großer Mann ist immer bereit, klein zu werden. Wenn er auf den Kissen des Glückes ruht, schläft er ein. Wenn er aber angegriffen und besiegt wird, so nimmt er daraus Anlaß, etwas zu lernen, alle seine Lebensgeister und Kräfte werden wach, er erkennt seine frühere Unwissenheit, er ist geheilt von der Krankheit der Selbstüberschätzung und lernt rechtes Maßhalten und richtige Anwendung seiner Kräfte. Emerson.

Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit. Goethe.

Erziehung und Selbstveredelung.

„Erziehung" ist die Bildung von Gewohnheiten, die Einimpfung einer künstlichen Organisation auf die natürliche Organisation des Körpers, so daß Handlungen, die zuerst eine bewußte Anstrengung erforderten, zuletzt unbewußt und mechanisch wurden. Wenn die Handlung, welche ursprünglich ein genaues Bewußtsein und Wollen aller Einzelheiten nötig hatte, immer dieselbe Anstrengung bedürfte, so würde Erziehung eine Unmöglichkeit sein. Huxley.

Man veredelt die Pflanzen durch Zucht und die Menschen durch die Erziehung. Würde der Mensch sogleich groß und stark geboren, so würde ihm seine ausgebildete Gestalt und Kraft jedenfalls so lange unnütz sein, bis er gelernt hätte, sich ihrer zu bedienen.
Wer unter uns die Freuden und Leiden des Lebens am besten zu ertragen vermag, der ist meines Erachtens am besten erzogen, woraus folgt, daß die wahre Erziehung weniger in Lehren als in Übungen besteht. Rousseau.

Die Bildung ist wohl nötig, damit der Wille mit Klarheit wirke, aber nicht, damit er überhaupt wirke. — — Die Intelligenz steht höher als der Wille, aber dieser muß zuerst gebildet werden, damit er ihren Auftrag zu erfüllen vermöge. Feuchtersleben.

Ich kann niemand besser machen, als durch den Rest des Guten, das in ihm ist; ich kann niemand klüger machen, als durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist. Kant.

Was ist Aufgabe der Bildung? Zu leben und zu wirken in den edelsten Bestrebungen seines Volkes und der Menschheit. Nicht

also nur redigieren und lernen, sondern leben. Seine Zeit und sein Volk befreien von den verzogenen Linien, sein Idealbild vor Augen zu haben. Die Aufgabe des Gebildeten ist: wahrhaftig zu sein und sich wirklich in ein Verhältnis zu allem Großen zu setzen. Bildung ist das Leben im Sinne großer Geister mit dem Zweck großer Ziele. Alles kommt darauf an, daß das Große richtig gelehrt wird, darin beruht das Bilden. Nietzsche.

Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachstum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und konfiszierte Formen dazu gebracht werden sollen. Kant.

Der Wille der Kinder muß nicht gebrochen, sondern nur in der Art gelenkt werden, daß er den natürlichen Hindernissen nachgebe. Kant.

Kinder müssen offenherzig sein und so heiter in ihren Blicken wie die Sonne. Das fröhliche Herz allein ist fähig, Wohlgefallen am Guten zu empfinden. Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist falsch; denn er muß Gott mit frohem Herzen und nicht aus Zwang dienen. Das fröhliche Herz muß nicht immer strenge im Schulzwange gehalten werden, denn in diesem Falle wird es bald niedergeschlagen. Wenn es Freiheit hat, so erholt es sich wieder. Dazu dienen gewisse Spiele, bei denen es Freiheit hat, und wo das Kind sich bemüht, immer dem andern etwas zuvorzutun. Alsdann wird die Seele wieder heiter. Kant.

Kinder, vornehmlich Mädchen, müssen früh zum freimütigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebei drückt sich nach und nach auch im Innern ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet. Kant.

Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden? Kant.

Gemeinhin ruft man den Kindern ein: Pfui, schäme dich! wie schickt sich das! usw. zu. Dergleichen sollte aber bei der ersten Erziehung gar nicht vorkommen. Das Kind hat noch keine Begriffe von Scham und vom Schicklichen; es hat sich nicht zu schämen, soll sich aber schämen und wird dadurch nur schüchtern. Es wird verlegen bei dem Anblicke anderer und verbirgt sich gerne vor andern Leuten. Dadurch entsteht Zurückhaltung und ein nachteiliges Verheimlichen. Es wagt nichts mehr zu bitten und sollte doch um alles bitten können; es verheimlicht seine Gesinnung und scheint immer anders, als es ist, statt daß es freimütig alles müßte sagen dürfen. Statt immer um die Eltern zu sein, meidet es sie und wirft sich dem willfährigen Hausgesinde in die Arme. Kant.

Der Neid wird erregt, wenn man ein Kind aufmerksam darauf macht, sich nach dem Werte anderer zu schätzen. Es soll sich vielmehr nach den Begriffen seiner Vernunft schätzen. — Sieh, wie das und das Kind sich aufführt! u. dgl. Ein Zuruf der Art bringt eine nur sehr unedle Denkungsart hervor. Wenn der Mensch seinen Wert nach anderen schätzt, so sucht er entweder sich über den andern zu erheben oder den Wert des andern zu verringern. Dieses letztere aber ist Neid. Man sucht dann immer nur dem andern eine Vergehung anzudichten; denn wäre der nicht da, so könnte man auch nicht mit ihm verglichen werden, so wäre man der Beste. Kant.

Wie die Seele in allen Menschen wirkt, so ist sie auch in jeder Periode des Lebens von Einfluß. Schon in dem Kinde ist sie ausgebildet. Wenn ich mich mit meinem Kinde abgebe, nützt mir mein Latein und Griechisch, meine Bildung und mein Geld so gut wie nichts; wohl aber ist mir jeder Reichtum an Seele förderlich. Bin ich willenskräftig, so setzt das Kind seinen Willen gegen meinen und gibt mir Gelegenheit zu einer Selbsterniedrigung, falls ich meine überlegene Kraft mißbrauche, es zu schlagen. Aber wenn ich meinen Willen beiseite lasse und die Seele wirken lasse, indem ich sie zur Schiedsrichterin zwischen uns einsetze, dann schaut mich aus seinen Augen die gleiche Seele an, und das Kind liebt mich und achtet mich zugleich. Emerson.

Es ist in der Tat verkehrt, wenn man den Kindern alles mit Liebe beibringen will, da in dem höheren Leben, wenn wir älter werden, uns doch das wenigste zu Gefallen geht und wir uns immer unter einen Plan beugen müssen, den wir nicht übersehen. Lichtenberg.

Die Jugend soll arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph, damit sie nicht das müßige Leben eines Wilden führe. Das große Geheimnis der Erziehung beruht darauf, daß man es so einzurichten versteht, daß sich die körperlichen und geistigen Übungen stets gegenseitig zur Erholung dienen. Rousseau.

Sooft du unter dem Fehler eines anderen zu leiden hast, frage dich, ob du nicht auch in ähnlicher Weise gefehlt, ob du z. B. nicht auch schon das Geld, das Vergnügen, den Ruhm und ähnliches für ein Gut gehalten hast. Dann wirst du deinen Zorn bald lassen, zumal wenn dir dazu noch einfällt, daß er gezwungen war. Denn was kann er tun? Aber wenn es möglich wäre, befreie ihn von jenem Zwange! Mark Aurel.

Auf ein Gemüt von Adel
Wirkt schon ein leiser Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird stumpfe Niedrigkeit.

Sprüche Salomonis (Daumer).

Der Geißel Schlag prägt Striemen ein;
Der Zunge Schlag zerschmettert das Gebein.

Sprüche Salomonis (Daumer).

Wer nicht die Körner säet,
Dem wachsen nicht die Ähren;
Und wer die Saat nicht mähet,
Wovon will der sich nähren? Chinesisch (Rückert).

Trachte, daß dein Äußres werde
Glänzend und dein Innres rein;
Jede Miene und Gebärde,
Jedes Wort ein Edelstein.
Um zu sein der Herr der Erde,
Gatte Wesenheit und Schein. Chinesisch (Rückert).

Eines gibt's, das für alle gilt: die Zukunft sind die Kinder. Sie richtig zu erziehen, ist unsere ganze Moral, und eine Moral der Liebe, welcher der wahre Glaube nicht widerstreitet. Es ist das Elternhaus ein Garten, in welchem das Edelste wächst: die Menschenblüte. Diese hat gepflegt zu werden, ihrer Natur gemäß und mit Berücksichtigung des Bodens, in den das reichentwickelte Leben die Erwachsene versetzt. Widerstandskräftig hat sie sich zu entfalten und gesunde Früchte hat sie tragen zu können. Dann wird sie ihres Daseins froh werden unter diesem Himmel, den oft furchtbare Stürme verdunkeln, aber nie so verdunkeln, daß für das sehende Auge das heitere Blau nicht immer wieder hervorlachte. Carneri.

Auf was es ankommt bei dieser Erziehung des Gemütes, zeigt uns am besten die Nützlichkeit der Märchen und Fabeln. Es fällt doch niemand ein, Kindern Märchen zu erzählen, um sie abergläubisch zu machen. Man sagt es ihnen vielmehr rund heraus, daß alles nicht wahr ist. Sie wissen es auch ganz genau; allein das hindert nicht, daß sie dem Gedankenspiel freudig folgen, und daß mit Hilfe der Phantasie Gefühle und Anschauungen ihnen zu eigen werden, die, in trockener Nüchternheit mitgeteilt, abstoßend für sie wären. Nie hat ein Kind geglaubt, daß Tiere reden können; aber es liebt die Tiere, wenn es kein verwahrlostes Kind ist; es sieht, daß sie denken, und fände es ganz in der Ordnung, daß sie redeten; aus ganzer Seele würde ihnen sein klares Herz die Sprache wünschen. Das Kind hat noch so viel von den jungen Tieren an sich; es fühlt sich ihnen verwandt und denkt sich ganz in sie hinein. Der tiefe Sinn, der aus ihrem Tun aufblitzt, zündet in seinem Innern, und was darin aufleuchtet, um durchs Leben es zu begleiten, ist Wahrheit. Es liegt ja tausendmal mehr Verständnis in dem ethisch geleiteten, frei erblühenden Kindesgemüte als in dem verknöcherten Herzen der alten Betschwester. In einem erlösenden Zauber erblickt das Kind nur den rein menschlichen Wunsch nach Hilfe, und es freut sich über den Fall, in welchem die Hilfe rechtzeitig erscheint. Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Milde, Redlichkeit, Liebe werden da nicht dem Kinde als von außen kommende Gebote, welchen die Natur widerstrebt, anbefohlen: ohne daß es das Kind merkt,

bildet man das alles in ihm heran, so daß es ihm zur zweiten Natur wird, und das Kind sich frei und glücklich fühlt, wenn es danach lebt. Carneri.

Wie keine gute und keine böse Natur, so gibt es auch im Menschen keine guten und keine bösen Triebe: mit rohen Trieben beginnt der Mensch, und ihre Veredlung ist die ganze Aufgabe der Erziehung. Triebe vertilgen zu wollen, anstatt sie zu veredeln, heißt den Menschen verstümmeln; und entweder gelingt dies letztere, und wir bilden Halbmenschen heran, die zu nichts Rechtem nütze sind, oder die rohgebliebene Natur sprengt die unleidlichen Fesseln und bricht sich Bahn als der Individualismus unserer Tage, der den Sinnengenuß für das Höchste hält und sich nicht scheut, seine Glückseligkeit über den Trümmern fremden Glückes zu gründen. Es gibt eben — wie Feuerbach sagt — auch eine Glückseligkeit der Schlangen. Carneri.

Begehre nicht, zu säen, um selbst zu ernten; nur solchen Samen trachte auszustreuen, der Nahrung für die ganze Welt verspricht. Du bist ein Teil der Welt; gibst du ihr Nahrung, so gibst du sie dir selbst. Doch Streben selbst wie dieses birgt noch drohende Gefahr, und plötzlich tritt dem Jünger sie entgegen, der längst für Gutes nur zu wirken wähnte — doch auf der Seele Grund nur Böses hegte. Denn ungeahnt — weil ihn der Wahn befing, daß er das Heil der ganzen Menschheit wolle — war's Sorge nur um Karma, was ihn trieb, und seines Strebens Ziel — war's eigne Heil. An Lohn zu denken, mag man sich versagen, doch das Versagen schon umschließt den Wunsch. Vergeblich sucht der Jünger Förderung durch Unterdrückung seines eignen Selbsts. Frei muß die Seele sein, frei das Verlangen. Eh' einzig sie dem Dasein zugewendet, das Gutes, Böses nicht — nicht Lohn noch Strafe kennt, ist all sein Streben ein vergeblich Mühen. Wohl mag sein Fortschritt wunderbar erscheinen, doch eines Tags wird er der eignen Seele ins Antlitz schaun, und deutlich wird's ihm werden: da er zum Baume der Erkenntnis trat, hat statt der süßen Frucht die bittere er gewählt. Dann sinkt der Schleier gänzlich von ihm nieder; er gibt die Freiheit auf und wird des Wunsches Knecht. — Hört meine Warnung, ihr,

die eben erſt zu der Geheimzucht Leben euch gewendet. Erfahret, daß es keine Heilung gibt, nicht der Begier, des Wunſches nicht nach Lohn, der Qual des Sehnens nicht, als einzig die, das Auge und das Ohr auf das zu richten, was unſichtbar und was unhörbar iſt. Beginnt ſchon jetzt die Schulung, und ihr haltet der Schlangen Tauſende vom Weg euch fern. Lebt in dem Ewigen! Mabel Collins.

Die Gelehrten ſind die, welche in den Büchern geleſen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menſchengeſchlechts ſind aber die, welche unmittelbar im Buche der Welt geleſen haben. Schopenhauer.

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur ſie verſteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, geleſene Gedanken ſind die Überbleibſel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Gaſtes.
Zum eigenen, in uns aufſteigenden Gedanken verhält der fremde, geleſene, ſich wie der Abdruck einer Pflanze der Vorwelt im Stein zur blühenden Pflanze des Frühlings. Schopenhauer.

Leſen iſt ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens. Man läßt dabei ſeine Gedanken von einem andern am Gängelbande führen. Zudem taugen viele Bücher bloß, zu zeigen, wieviel Irrwege es gibt, und wie arg man ſich verlaufen könnte, wenn man von ihnen ſich leiten ließe. Den aber der Genius leitet, d. h. der ſelbſt denkt, freiwillig denkt, richtig denkt — der hat die Buſſole, den rechten Weg zu finden. — Leſen ſoll man alſo nur dann, wann die Quelle der eigenen Gedanken ſtockt; was auch beim beſten Kopfe oft genug der Fall ſein wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verſcheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, iſt Sünde wider den heiligen Geiſt. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu beſehn, oder um ſchöne Gegenden im Kupferſtiche zu betrachten. Schopenhauer.

Wie die zahlreichſte Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht ſoviel Nutzen ſchafft, als eine ſehr mäßige, aber wohlgeordnete; ebenſo iſt die größte Menge von Kenntniſſen, wenn nicht eigenes Denken

sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erst durch das allseitige Kombinieren dessen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man sein eignes Wissen sich vollständig an und bekommt es in seine Gewalt. Durchdenken kann man nur, was man weiß; daher man etwas lernen soll; aber man weiß auch nur, was man durchdacht hat. Schopenhauer.

Wenn du das Bedürfnis nach Kräftigung empfindest — ziehe dich zurück von der Welt. Thoreau.

Wollt ihr jemanden überzeugen, daß er schlecht lebt, müßt ihr recht leben; überzeugt ihn aber nicht mit Worten. Die Menschen glauben nur an das, was sie sehen. Thoreau.

Reue gibt es von doppelter Art. Die eine ist zeitlich und sinnlich, die andere göttlich und übernatürlich. Die zeitliche zerrt sich nur immer tiefer hinab in immer ärgere Pein und setzt den Menschen in einen Jammer, als ob er stracks verzweifeln müsse. Die bleibt stecken im Elend und kommt nicht vom Fleck: es wird nichts daraus.

Anders die göttliche Reue. Sobald nur im Menschen eine innere Mißbilligung auftaucht, gleich erhebt er sich auch zu Gott und setzt sich, gegen jede Sünde sorglich gewappnet, in einen unerschütterlichen Willen. Und von da erhebt er sich zu grenzenlosem Gottvertrauen und gewinnt eine grenzenlose Sicherheit. Und hieraus entspringt eine geistige Freude, die die Seele heraushebt aus allem Elend und Jammer und zusammenschließt mit Gott. Und je gebrechlicher sich einer fühlt und je zahlreicher seine Missetaten: je mehr hat er Ursache, sich in ungeteilter Hingabe an Gott zu binden, bei dem es keine Sünde und kein Gebresten gibt.

Der sicherste Grat darum, den man beschreiten mag, will man in gesammelter Andacht zu Gotte gehen, ist: sündlos zu sein kraft der göttlichen Reue. Und je schwerer man selber die Sünde wägt, um so eher ist Gott bereit, sie zu vergeben, zur Seele zu kommen und die Sünde zu vertreiben. Ist jeder doch am rührigsten, das abzutun, was ihm am meisten zuwider ist. Je zahlreicher und schlimmer die

Sünden ſind, nur um ſo lieber und raſcher vergibt ſie Gott, je mehr ſie ihm damit zuwider ſind. Kaum alſo, daß die göttliche Reue ſich zu Gott erhebt, ſo ſind alle Sünden bälder verſchwunden in den Abgrund Gottes, als ich mein Auge zutun könnte, und werden ſo vollſtändig zunichte, wie wenn ſie nie geſchehen wären.

Meiſter Eckehart (Büttner).

Der Weg zur Vollkommenheit und zu jedem Fortſchritt iſt fortwährende Selbſtkritik. Böcklin.

Man wird nicht fertig geboren: mit jedem Tage vervollkommnet man ſich in ſeiner Perſon und ſeinem Beruf, bis man den Punkt ſeiner Vollendung erreicht, wo alle Fähigkeiten vollſtändig, alle vorzüglichen Eigenſchaften entwickelt ſind. Dies gibt ſich daran zu erkennen, daß der Geſchmack erhaben, das Denken geläutert, das Urteil reif und der Wille rein geworden iſt. Manche gelangen nie zur Vollendung, immer fehlt ihnen noch etwas; andere kommen ſpät zur Reife. Der vollendete Mann, weiſe in ſeinen Reden, klug in ſeinem Tun, wird zum vertrauten Umgang der geſcheuten Leute zugelaſſen, ja geſucht. Gracian.

Keiner iſt ſo vollkommen, daß er nicht zuzeiten fremder Erinnerung bedürfte: von unheilbarem Unverſtand iſt, wer niemanden anhören will. Sogar der Überlegenſte ſoll freundſchaftlichem Rate Raum geben, und ſelbſt die königliche Macht darf nicht die Lenkſamkeit ausſchließen. Es gibt Leute, die rettungslos ſind, weil ſie ſich allem verſchließen: ſie ſtürzen ſich ins Verderben, weil keiner ſich heranwagt, ſie zurückzuhalten. Auch der Vorzüglichſte ſoll der Freundſchaft eine Türe offen halten, und ſie wird die der Hilfe werden. Ein Freund muß Freiheit haben, ohne Zurückhaltung zu raten, ja zu tadeln. Dieſe Autorität muß ihm unſre Zufriedenheit und unſre hohe Meinung von ſeiner Treue und Verſtändigkeit erworben haben. Nicht allen ſoll man leicht Berückſichtigung oder auch nur Glauben ſchenken: aber im geheimen Innern ſeiner Vorſorge habe man einen treuen Spiegel an einem Vertrauten, dem man Zurechtweiſung und Zurückführung von Irrtümern verdanke und ſolche zu ſchätzen wiſſe. Gracian.

Viele wären ganze Leute, wenn ihnen nicht etwas abginge, ohne welches sie nie zum Gipfel der Vollkommenheit gelangen können. An einigen ist es bemerkbar, daß sie sehr viel sein könnten, wenn sie sich in einer Kleinigkeit besserten: so etwa fehlt es ihnen an Ernst, was große Fähigkeiten verdunkeln kann: andern geht die Freundlichkeit des Wesens ab; eine Eigenschaft, welche ihre nächste Umgebung bald vermissen wird, zumal wenn sie Leute im Amt sind. Andern wieder fehlt es an Tatkraft, noch andern an Mäßigung. Allen diesen Übelständen würde leicht abzuhelfen sein, wenn man sie nur selbst bemerkte: denn Sorgfalt kann aus der Gewohnheit eine zweite Natur machen. Gracian.

Keiner lebt, der nicht das Gegengewicht seines glänzendsten Vorzugs in sich trüge: wird nun dasselbe noch von der Neigung begünstigt, so erlangt es eine tyrannische Gewalt. Man eröffne den Krieg dawider durch Aufrufen der Sorgfalt dagegen, und der erste Schritt sei, seinen Hauptfehler sich offenbar zu machen: denn einmal erkannt, wird er bald besiegt sein, vorzüglich wenn der damit Behaftete ihn ebenso deutlich auffaßt, wie die Beobachter. Um Herr über sich zu sein, muß man sich gründlich kennen. Hat man erst jenen Anführer seiner Unvollkommenheiten zur Unterwerfung gebracht, werden alle übrigen nachfolgen. Gracian.

Im engen Kreis verenget sich der Sinn;
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Schiller.

Leidenschaft und Selbstbeherrschung.

Vom streng moralischen Standpunkte aus ist die Leidenschaft unbedingt zu verwerfen. Aber der Ethiker, der nicht bloß mit der Moral im engern Sinne, sondern mit der gesamten Entwicklung des Menschen sich beschäftigt, erblickt im Emporlodern der Leidenschaften eine Bedingung des Fortschritts. Gewinnsucht, Ehrsucht, Ruhmsucht, Herrschsucht erklären allein die an Verblendung grenzende Hingebung an eine vielverheißende, aber auch sehr gefährliche Aufgabe. Ein durchdringender Verstand beim Erfassen des Ziels und der wirksamsten Mittel ist dabei von oberster Bedeutung; während ein allzu kluges Abwägen all der Möglichkeiten, welche dem Gelingen sich entgegenstellen könnten, die zu jeder großen Tat unerläßliche Energie lähmen müßte. In diesen Fällen verändert der Selbsterhaltungstrieb seine Natur. Er verlegt sozusagen sein Zentrum nach außen: er will nicht fürder sein, was er bislang war; seine jetzige Existenz achtet er für nichts, und aus der Ferne winkt ihm eine Existenz, des Lebens wert. Er ist sich klar bewußt, daß der Einsatz, den er hingibt, alles ist; aber für dieses alles hat er keine Liebe mehr. Ohne diese persönliche Entäußerung wären die Opfer unverständlich, die der von tiefer Leidenschaft Ergriffene seinen Zwecken bringt. Es sind auch keine Opfer; für ihn sind sie es nicht. Opfer ist überhaupt ein viel mißbrauchtes Wort; denn kein Mensch bringt solche Opfer. Ein Mensch opfert den andern, ja; aber keiner opfert sich selbst, weil jeder nur das tun kann, was ihm das Liebere ist. Setzt einer, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, sein Leben aufs Spiel, so will er nicht sich opfern: ihm wäre es ein Opfer, auf seinen Zweck zu verzichten, denn sein Ich ist in diesem.

Carneri.

Die meisten, welche von den Affekten geschrieben haben, scheinen nicht von natürlichen Dingen, die dem Gesetze des Alls unterworfen sind,

ſondern von Dingen, die außerhalb der Natur ſind, zu ſprechen[1]). Sie beweinen, belachen, beſtaunen und verachten den Menſchen, ſtatt ihn zu ſtudieren. Ich aber denke ſo: Nichts geſchieht in der Natur, was man ihr vorwerfen dürfte; denn ſie iſt immer und überall die eine und folgt einem unwandelbaren Geſetze. Haß, Zorn, Neid uſw., an ſich betrachtet, folgen alſo aus derſelben Notwendigkeit, wie alles übrige; ſie erkennen mithin beſtimmte Urſachen an, durch welche ſie verſtanden werden können, und haben beſtimmte Eigenſchaften, welche unſerer Wißbegierde ebenſo würdig ſind, wie die Eigenſchaften aller anderen Dinge, an deren Betrachtung wir uns ergötzen.

Wir wirken, wenn etwas in oder außer uns geſchieht, deſſen wahre Urſache wir ſind, d. h.: wenn aus unſerem Weſen etwas folgt, was aus dieſem Weſen begriffen werden kann. Wir leiden, wenn ſich in uns etwas ereignet, wovon wir nur zum Teile die wahre Urſache ſind. Affekt iſt, was unſern Körper dergeſtalt affiziert, daß ſeine Kraft, zu wirken, dadurch erweitert oder beſchränkt wird. Wenn wir alſo von ſolchen Affekten die wahre Urſache ſind, ſo wird der Affekt zur Handlung; wo nicht, zum Leiden. So wirkt denn unſer Geiſt manches, und manches leitet er: ſolange er nämlich wahr und er ſelbſt iſt, d. h. klare Ideen hat, wirkt er; ſobald er irrt, leidet er. Daraus folgt, daß unſer Geiſt um ſo mehr den Leidenſchaften unterworfen ſein wird, je mehr er dem Irrtum verfällt; je mehr er ſich zur Wahrheit bildet, deſto aktiver wird er ſein. . . .

Ein Affekt, der zur Leidenſchaft geworden iſt, hört auf, Leidenſchaft zu ſein, ſobald wir uns von ihm einen klaren Begriff gemacht haben. Denn alle Leidenſchaft iſt ein verworrener Begriff. Es gibt aber keinen Affekt, von dem wir nicht einen klaren Begriff erlangen könnten. Klar begreifen wir, was wir im Zuſammenhange mit den Geſetzen des Weltalls begreifen, im Sinne der ewigen Gerechtigkeit. Man lernt hieraus zweierlei: erſtens, wieviel der Menſch vermöge, ſein Leiden, inſofern es Affekten entſpringt, zu mindern; zweitens, daß Tätigkeit und Leiden dem Menſchen aus einem Triebe kommen. Die Natur des Sterblichen iſt z. B. ſo geartet, daß jeder wünſcht, die übrigen möchten nach ſeinem Sinne leben. Dieſer Wunſch wird in jenem, der nicht nach der Vernunft lebt, zum Leiden, welches Dünkel

[1]) Dies ſind Worte Spinozas, dem Feuchterslehen in dieſem Stücke oft wörtlich folgt.

heißt; in jenem, der im Geiſte lebt, zur Tugend, welche ſich in tätigem Streben äußert. So ſind alle Triebe Leidenſchaft, ſolange ſie verworrenen Begriffen entſpringen, — Handlungen, ſobald ſie der Erkenntnis angehören. —

Es gibt alſo kein wirkſameres und herrlicheres Mittel, die Affekte zu zähmen, als: ihr Verſtändnis. Wenigſtens läßt ſich innerhalb der Grenzen unſerer Macht kein anderes erdenken; denn darin einzig beſteht die Gewalt unſeres Geiſtes: klare Ideen zu bilden.

Je mehr die Vernunft alle Dinge unter dem Begriffe der Notwendigkeit auffaßt, deſto mehr erlangt ſie Gewalt über die Leidenſchaften, deſto weniger leiden wir alſo. Je deutlicher dieſe Einſicht in uns jedes einzelne Verhältnis beleuchtet, deſto mehr wächſt die Gewalt. Die Erfahrung beſtätigt das. Denn wir ſehen, daß die Trauer über einen Verluſt ſich mildert, wenn wir einſehen, daß das Verlorne auf keine Weiſe zu retten war. Wir ſehen, daß niemand ein Kind bedauert, weil es nicht ſprechen, gehen oder konverſieren kann, oder weil es ſo viele Jahre ſeiner unbewußt hinlebt. Aber wenn die meiſten Menſchen im Zuſtande Erwachſener, und nur ein und der andere als Kind, zur Welt kämen, dann würde jeder die Kinder beklagen, weil dann die Kindheit nicht als Naturnotwendigkeit, ſondern als eine traurige Ausnahme von den Geſetzen der Natur erſchiene.

Das Beſte alſo, was wir tun können, ſolange wir noch zu keiner klaren Erkenntnis unſerer Neigungen gelangt ſind, iſt: daß wir eine rechte Art, zu handeln, gewiſſe Dogmen des Lebens feſtſetzen und unſerm Innern eindrücken, die wir den einzelnen Zuſtänden des Daſeins anpaſſen, damit unſer Weſen allmählich von ihnen durchdrungen und geläutert werde. Unter die Dogmen des Lebens gehört es z. B., daß durch Liebe der Haß zu bezwingen ſei. Um dieſes Geſetz ſtets bereitzuhalten, mögen wir die Seligkeiten bedenken, die unſerem Geſchlechte aus der Liebe zufließen, und daß die Menſchen nach unabänderlichen Impulſen der Natur handeln; dann wird das Unrecht, das ſie tun, und das unſern Zorn erregen möchte, nur einen kleinen Winkel unſerer Einbildungskraft einnehmen. Aber daran mahne ich, daß wir bei dieſem Ordnen der Gedanken immer das vor Augen haben ſollen, was an jeder Sache Gutes iſt, damit uns immer das Gefühl der Freudigkeit zum Handeln bewege. Wenn jemand einſieht, daß ihn der Ruhm

anreize, so denke er dem nach, was am Ruhme Echtes und Gutes ist, und wie der wahre Ruhm zu erlangen sei, nicht aber über seinen Mißbrauch, seine Vergänglichkeit und dergleichen, worüber sich nur ein krankes Denken quält. Solche Vorstellungen peinigen den Ehrsüchtigen, dessen Pläne gescheitert sind, und der, indem er seine Galle ausschüttet, weise scheinen will. Gewiß ist es, glaubt mir, daß jene den Ruhm am heftigsten begehren, die ewig von seiner Nichtigkeit deklamieren. Der verarmte Geizhals hört nicht auf, vom Mißbrauch des Geldes, von den Lastern des Reichen zu schwatzen; der unglücklich Verliebte klagt unaufhörlich über die Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechtes, und beide erreichen nichts, als daß sie ihr Elend vermehren, und beweisen, wie sie nicht nur es nicht zu ertragen wissen, sondern das Glück anderer mit scheelem Auge ansehen.

Ein Affekt kann durch nichts besiegt werden, als durch einen stärkeren. Die stärkeren sind die tätigen, die sich auf den Geist der Menschen beziehen. Je mehr der Geist umfaßt, je mehr er alles einzelne auf eines zu beziehen fähig wird, desto lebhafter werden die Affekte, die ihm angehören. Nun aber kann es der menschliche Geist so weit bringen, daß sich in ihm die Gestalten aller einzelnen Dinge auf die Idee der Gottheit beziehen, die höchste, die ihm erreichbar ist. Hieraus entquillt die Liebe zu Gott, der reinste, beste und stärkste aller Affekte. In ihr verschwindet alles andere; wer sie ergreift, wandelt tätig im klaren Lichte, und mit ihr ist alles ausgesprochen, was sich über die Besiegung der Leidenschaften überhaupt sagen läßt.

Aber auch dieser Affekt hat seine Wurzel in der Erkenntnis, wie alle tätigen, aus ihm entspringenden. Je mehr wir alle einzelnen Dinge verstehen lernen, desto mehr nähern wir uns der Erkenntnis des Höchsten. Aus dieser Erkenntnis fließt dann die innigste Befriedigung des Geistes, die sich erdenken läßt. Das ist die Freudigkeit, von welcher ich oben geredet habe. Liebe — sagte ich — ist nichts anderes als Freude, von der Vorstellung ihrer Ursache begleitet. Die Freude aber, womit wir alles umfassen, weil wir in Gott die Ursache von allem erkennen, muß eine ewige Liebe in uns gebären. Sie überwindet alles, weil sie selbst unüberwindlich ist.

Wir sehen also hieraus klar ein, worauf unser ganzes Heil, unser Glück, unsere Freiheit, unsere Gesundheit beruht: nämlich auf der beharr-

lichen und unwandelbaren Liebe zu Gott. Die Überzeugung der Menge freilich ist eine andere. Frei glauben sie zu sein, wenn sie ihren Gelüsten gehorchen dürfen; ihren Rechten glauben sie etwas zu vergeben, wenn sie sich ewigen Gesetzen unterwerfen sollen. Sie wissen nicht, daß Seligkeit nicht der Lohn der Liebe, sondern die Liebe selbst ist, und daß wir ihrer nicht teilhaft werden, weil wir unsere Leidenschaften bezwingen, sondern daß wir diese bezwingen, weil wir selig sind. Hiermit habe ich alles, was ich von der Gewalt des Geistes über die Leidenschaften, von der Freiheit des Geistes zu sagen gedachte, gesagt. Es geht daraus hervor, um wieviel mehr der Weise vermöge, als der Törichte. Denn dieser wird von den äußeren Dingen im Kreise herumgejagt, kommt nie zur Befriedigung in sich selbst, lebt Gottes, der Welt und seiner selbst unbewußt und hört in demselben Augenblicke auf, da zu sein, in welchem er aufhört, zu leiden. Der Weise aber als solcher, wird im Innern von keinem Sturme bewegt, sondern, Gottes und der ewigen Notwendigkeit eingedenk, hört er niemals auf, zu sein, zu wirken. Und wenn auch der Weg, den ich hiezu vorbezeichnet habe, gar schwierig scheint, — glaubt mir, zu finden ist er doch. Und wahrlich schwierig muß es ja wohl sein, was so selten gefunden wird. Denn wie könnte es geschehen, wenn das Heil bereit läge und ohne Mühe zu gewinnen wäre, daß es fast von allen versäumt würde? Aber alles Herrliche ist schwierig und ist selten. Feuchtersleben.

Wer lustgehetzt seinen Sinnen frönt, unmäßig im Genießen ist, voll Trägheit, seiner Männlichkeit beraubt, lebt, den trifft der Untergang wie der Wind den zermorschten Baum. Buddha.

Wie das Ackerfeld durch Unkraut verdorben wird, so wird es der Mensch durch seine Wünsche. Buddha.

Leidenschaften sind schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen;
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerren sie sich durch Staub und Erde.

Aber lenkest du fest die Zügel,
Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel;

Und je ſtärker ſie reißen und jagen,
Um ſo herrlicher rollt der Wagen. Moſenthal.

In den menſchlichen Herzen findet eine fortwährende Wiedergeburt der Leidenſchaften ſtatt, ſo daß die Vernichtung der einen die Erzeugung einer andern wird. Rochefoucauld

Was iſt die Wurzel des Böſen? Gier iſt die Wurzel des Böſen, Haß iſt die Wurzel des Böſen, Torheit iſt die Wurzel des Böſen. Das nennt man die Wurzel des Böſen. Buddha.

Nie handle man im leidenſchaftlichen Zuſtande: ſonſt wird man alles verderben. Der kann nicht für ſich handeln, der nicht bei ſich iſt: ſtets aber verbannt die Leidenſchaft die Vernunft. In ſolchen Fällen laſſe man für ſich einen vernünftigen Vermittler eintreten, und das wird jeder ſein, der ohne Leidenſchaft iſt. Stets ſehn die Zuſchauer mehr als die Spieler, weil ſie leidenſchaftslos ſind. Sobald man merkt, daß man außer Faſſung gerät, blaſe die Klugheit zum Rückzuge: denn kaum wird das Blut ſich vollends erhitzt haben, ſo wird man blutig zu Werke gehen und in wenig Augenblicken auf lange Zeit ſich zur Beſchämung und andern zur Verleumdung Stoff gegeben haben. Gracian.

Vor der Tat des Zornes hüte dich und zügle dein Begehren; meide die Tatſünden und laß deine Hand nur Rechtes tun. Vor dem Wort des Zornes hüte dich und zügle deine Worte; meide die Wortſünden und handle auch mit Worten gut. Vor den Gedanken an Zorn hüte dich und halte den Geiſt im Zaum; meide die Gedankenſünden und tue auch im Geiſte nichts Unrechtes. Buddha.

Hältſt du den Zorn, der in dir aufſteigt, an, wie du einen rollenden Wagen zum Stehen zwingſt, heiße ich dich einen Wagenlenker; andre ſind nur Zügelhalter. Buddha.

Mögen auch Räuber und Mörder mit Waffen euch den Körper zerſtückeln, ſo würde der nicht nach meinen Worten leben, deſſen Seele

in Wut sich erhöbe. Darin sollt ihr euch üben, ihr Jünger: Hüten wollen wir uns, daß unser Herz in Angst erschreckt, kein noch so leiser Laut soll unseren Lippen entschlüpfen. Ruhig und voll Mitleid wollen wir bleiben, ohne Niedertracht. Alle Menschen werden wir mit unserer Liebe erfüllen, darüber hinaus werden wir das ganze Weltall mit dieser unendlichen, von Haß und Grimm geklärten, tiefen Liebe erfüllen. Darin sollt ihr euch üben, ihr Jünger. Buddha.

Das erste Mittel, den Zorn gleich einem Tyrannen zu stürzen, besteht darin, daß wir ihm keine Folge leisten und den Gehorsam versagen, wenn er uns heftig zu scheinen, furchtbar um uns zu blicken und uns selbst zu schlagen gebietet, sondern daß wir ruhig bleiben und die Leidenschaft gleich einer Krankheit durch Lärm und Geschrei nicht ärger machen.

Denn keine andere Leidenschaft, weder Liebe, noch Neid, noch Furcht, erstreckt sich auf alle; der Zorn hingegen läßt nichts unberührt, ohne es anzupacken, sondern wir zürnen über Feinde wie Freunde, über Kinder wie Eltern, ja selbst über Götter und wilde Tiere und seelenlose Gegenstände.

Ich habe nun, ich weiß nicht, ob mit Recht, den Anfang meiner Kur damit gemacht, daß ich den Zorn an anderen Personen, wie die Lakonier die Trunkenheit an den Heloten, zu erkennen suchte. Ich dachte zuvörderst an Hippokrates, wenn er die Krankheit für die heftigste erklärt, in welcher das Gesicht des Kranken sich selbst am unähnlichsten werde, und wenn ich nun sah, wie manche Leute vor Zorn ganz außer sich kamen, wie sie Gesicht, Farbe, Gang und Stimme veränderten, da prägte ich mir gleichsam ein Bild der Leidenschaft in meine Seele ein, und ich dachte mit Unwillen daran, wenn meine Freunde oder mein Weib und meine Töchter mich je so furchtbar und entstellt erblicken sollten, nicht bloß mit wildem, unfreundlichem Blick, sondern auch mit einer widerlichen und rauhen Stimme. Plutarch.

Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist, es ihm nicht gleichzutun.
Mark Aurel.

Der Blick des Neides sieht zu seiner eignen Pein
Nur alles Fremde groß und alles Eigne klein. Rückert.

Man prahlt oft mit Leidenschaften, selbst den strafbarsten; aber der Neid ist eine scheue und verschämte Leidenschaft, die man nie einzugestehen wagt. Rochefoucauld.

„Vergib uns unsre Tugenden" — so soll man zu Menschen beten. Nietzsche.

In der vergoldeten Scheide des Mitleids steckt mitunter der Dolch des Neides. Nietzsche.

Sich selbst bezwingen, ist des Weisen Sache. Buddha.

Was rufst du nach einem Beschützer, wenn du in dir selbst keine Hilfe findest? Beherrsche dein Ich, und du bist am trefflichsten beschützt. Buddha.

Nichts ist der Sieg über Tausende und aber Tausende in der Schlacht gegen den Sieg dessen, der sich selbst überwindet. Buddha.

Mögen Vater und Mutter sich reichlich mühen um deine Tüchtigkeit, auch die Verwandten mannigfach sorgen, — das größte Glück erblüht dir selbst durch die Zucht deines Geistes. Buddha.

Wie der Regen in ein Haus niederrauscht, das schlecht gedeckt ist, so durchfluten die Leidenschaften den Geist, der ohne Herrschaft ist. Buddha.

Gewalt über den Willen gibt auch Gewalt über den Körper. Buddha.

Steht dir ein Schmerz bevor, oder hat er dich bereits ergriffen, so bedenke: daß du ihn nicht vernichtest, indem du dich von ihm abwendest. Sieh ihm fest ins Auge, als einem Gegenstande deiner Betrachtung, — bis dir klar wird, ob du ihn an seiner Stelle liegen lassen oder etwa pflegen und verwenden sollst. Man muß erst eines Objektes Herr werden, ehe man es verachten darf. Was nur so auf die Seite geschoben wird, drängt sich mit verschärftem Trotz immer wieder auf. Nur der wirkliche Tag besiegt alle Nachtgespenster, indem er sie beleuchtet. Feuchtersleben.

Ach, wer verſteht ſein eigen Herz!
Ein Rätſel iſt dir's, in die Bruſt geſchaffen;
Heute ſchwer wie ein Berg von Erz,
Will es dich in die Tiefe raffen;
Morgen aller Schwere entbunden,
Jauchzend lodert es wolkenwärts,
Und dann in gleichgemeſſenen Stunden
Gelaſſen trägt es Luſt und Schmerz.
Ach, wer beherrſcht ſein eigen Herz! Paul Heyſe.

Möcht' ich mich ſelber nur beſiegen,
All meine Not wär' überſtiegen. Uridank.

Alle Kraft des Menſchen wird erworben durch Kampf mit ſich ſelbſt und Überwindung ſeiner ſelbſt. Fichte.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Ton zu ſolcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und ſagen: das iſt er, das iſt ſein eigen. Goethe.

Hoffen und Sorgen, Ertragen, Verzichten.

Laß dich das Zukünftige nicht anfechten! Du wirst, wenn's nötig ist, schon hinkommen, getragen von derselben Geisteskraft, die dich das Gegenwärtige beherrschen läßt! Mark Aurel.

Ein bescheidenes Gemüt wünscht wenig; es beschneidet der fernhin flatternden Phantasie die Flügel. Diejenigen Wünsche aber, die es in seiner stillen Einsamkeit ausbrütet, sind um so gewisser erfreuliche Boten einer schönen Zukunft. Herder.

Es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein; und es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Denn Gegenwart ist ja nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn dachten, und ein anderer schwebt vorüber, ehe wir ihn erwarteten. Zschokke.

Die Weisheit unterscheidet sich dadurch von der Klugheit, daß sie keine Zwecke sich setzt, welche eine ungewöhnliche Zuspitzung des Verstandes erheischen. Die Klugheit ist nur jenen unerläßlich, die nach Reichtümern, Ämtern und einem weiten Kreis von Freunden streben. Der Weise hat wenig Bedürfnisse, verlangt nach sehr wenig Freunden, und was er braucht, erwirbt er sich am liebsten als unabhängiger Mann durch eine gemeinnützige Arbeit. Arbeiten muß er, weil das die Grundbedingung seiner Zufriedenheit ist, und alles, was er anstrebt, ist ein möglichst gesichertes, friedliches Glück.

Carneri.

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.

Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt, das mußt du ſtets beweinen.

Goethe.

In allem, was unſer Wohl und Wehe betrifft, ſollten wir die Phantaſie im Zügel halten, alſo zuvörderſt keine Luftſchlöſſer bauen, weil dieſe zu koſtſpielig ſind, indem wir ſie doch gleich darauf unter Seufzern wieder einzureißen haben. Aber noch mehr ſollten wir uns hüten, durch das Ausmalen bloß möglicher Unglücksfälle unſer Herz zu ängſtigen. Zu dieſer Zügelung der Phantaſie gehört auch, daß wir ihr nicht geſtatten, ehemals erlittenes Unrecht, Verluſt, Kränkungen uſw. uns wieder zu vergegenwärtigen, weil wir dadurch den längſt ſchlummernden Unwillen, Zorn und alle gehäſſigen Leidenſchaften wieder aufregen, wodurch das Gemüt verunreinigt wird. Denn gleichwie in jeder Stadt neben Edeln und Ausgezeichneten auch Pöbel jeder Art wohnt, ſo iſt auch im edelſten Menſchen das ganze Niedrige und Gemeine der menſchlichen, ja tieriſchen Natur, wenigſtens der Anlage nach, vorhanden. Dieſer Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, jene Phantaſieſtücke ſind aber die Demagogen desſelben.

Schopenhauer.

Unſere Phantaſie malt uns die Menſchen, wie wir gerne möchten, daß ſie ausſehen; wenn wir aber innewerden, daß die wirklichen Menſchen unſern phantaſierten ganz unähnlich ſind, ſo ziehen wir uns wohl zurück und grollen mit dem Leben. Knigge.

Zeus ſchloß das Gute in ein Faß zuſammen,
Legt' einen Deckel drauf und ſtellte ſo
Es vor den Menſchen hin. Der Menſch, geſpornt
Von Neugier, wollte wiſſen, was im Faſſe
Enthalten wäre, hob den Deckel auf
Und ließ das Gute raſch zur Burg der Götter

Empor sich schwingen und der Erd' entfliehn.
Die Hoffnung blieb allein. Denn diese hemmte
Der Deckel, welchen er zu allem Glücke
Der Öffnung wieder vorschob. Darum weilt sie
Noch jetzt beim Menschen und verheißt ihm, jedes
Der Güter, die entflohn, zurückzubringen. Äsop (Berger).

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf. Schiller.

Die Einbildungskraft zügeln, indem man bald sie zurechtweist, bald ihr nachhilft: denn sie vermag alles über unser Glück, und sogar unser Verstand erhält Berichtigung von ihr. Sie kann eine tyrannische Gewalt erlangen und begnügt sich nicht mit müßiger Beschauung, sondern wird tätig, bemächtigt sich sogar oft unsers ganzen Daseins, welches sie mit Lust oder Traurigkeit erfüllt, je nachdem die Torheit ist, auf die sie verfiel; denn sie macht uns mit uns selbst zufrieden oder unzufrieden, spiegelt einigen beständige Leiden vor und wird der häusliche Henker dieser Toren; andern zeigt sie nichts als Seligkeiten und Glücksfälle. unter luftigem Schwindeln des Kopfs. Alles dieses vermag sie, wenn nicht die vernünftige Obhut unsrer selbst ihr den Zaum anlegt. Gracian.

Was ist die Vergangenheit? Du selbst. Nichts aus ihr vermagst du festzuhalten, nichts ist mehr für dich als die Keime, die sie in dein Wesen legte, und die mit diesem sich allmählich entwickelten und ver-

ſchmolzen. Was iſt die Zukunft? Für dich — nichts als du ſelbſt. Sie kann dich nur angehen, inſoweit es deine Aufgabe iſt, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem andern Sinne iſt Täuſchung eines Traumes; ſich ihr hingeben, — Hätſcheln des Gefühls.

Feuchtersleben.

Die Hoffnung auf Genuß iſt faſt ſo ſüß,
Als ſchon erfüllte Hoffnung. Shakeſpeare.

Verankere dein Schifflein nicht an einem Tau, dein Leben nicht an einer Hoffnung. Epiktet.

Zwei der größten Menſchenfeinde —
Furcht und Hoffnung, angekettet —
Halt' ich ab von der Gemeinde. Goethe.

Die Menſchen, die keine wirklichen Sorgen haben, können es ſich erlauben, mit eingebildeten zu ſpielen. Kingsley.

Wer nicht Ruhe findet in dem, was er hat, wird nie Ruhe finden in dem, was er erſehnt — ſo aber machen es die meiſten Menſchen; ſie ſehen über das, was ihnen nah und eigen iſt, fort nach dem, was ſie nicht haben, und gehen auf dieſe Art ganz leer aus. Nathuſius.

Es gibt unter den angeborenen oder erworbenen geiſtigen Gewöhnungen keine, die ſoviel unerwünſchte Folgen hat, als die Gewöhnung an Furcht. Sie war und iſt bis heute das ärgſte Schreckgeſpenſt für zahlloſe Menſchen, und ſolange wir uns nicht ſelbſt freimachen von dieſem Dieb, der uns das Beſte aus unſerm Leben ſtiehlt, ſolange werden wir immer etwas fürchten. Sind wir glücklich: das Glück wird nicht dauern; ſind wir unglücklich: das Unglück wird immer dauern; haben wir Freunde: wir werden ſie verlieren; haben wir unglücklicherweiſe Feinde: ſie ſind beſtändig an der Arbeit, uns zu ſchaden oder wenigſtens unſerm Ruf bei andern. Wir fürchten uns vor der Armut: wir werden morgen verlieren, was wir heute haben; wir fürchten uns vor den Naturkräften, wir fürchten uns vor Krankheit, wir fürchten uns vor dem Übergang, den wir Tod nennen, ſei's für uns oder für

unſre Lieben. Wir fürchten uns immer vor irgendeinem Geſpenſt, wie es auch ausſehen und was es auch beabſichtigen mag. Und ſo reden wir immer von unſrer Furcht, und die Furcht iſt für ungezählte Tauſende zum täglichen Geiſteszuſtand geworden. Trine.

Sorge: „Wen ich einmal mir beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle.
Sei es Wonne, ſei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.
. . . . . .
Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte;
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Atem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle." Goethe

„Luſt und Liebe“ nennt Goethe die „Fittiche zu großen Taten“. Je genialer nun ein Menſch iſt, deſto ſchärfer iſt das Bedürfnis bei ihm ausgeprägt, alles, was er tut, frei zu tun, freiwillig, freudigen Herzens, mit ganzer Hingabe an die Tätigkeit ſelbſt, ohne Rückſicht auf Vorteile oder Nachteile kleinlicher Art, die ſich dabei für die eigene Perſon ergeben. Jedes feſte Beſitztum, jedes koſtbare Gut aber iſt imſtande, zum Idol zu werden, die Seele unfrei zu machen, indem der große Wert, der dieſem oder jenem Ding beigelegt wird, die Begierde, die Leidenſchaft erregt, das Ding zu beſitzen oder im Beſitztum feſtzuhalten. Man gerät in Sorge, mag es ſich nun dabei um Geld oder Ruhm, um Weib und Kind oder um die ewige Seligkeit handeln. Die Seele wird dann heftig angezogen, ſie wird beherrſcht von dem, was ſie für durchaus wertvoll hält, und ebenſo wird ſie heftig abgeſtoßen, ſtark bewegt von dem, was ſie für durchaus ſchädlich anſieht. Von Begierde und Furcht beherrſcht, wird aber die Tätigkeit des Menſchen unfrei. Nicht der vernünftige Zweck der Tätigkeit, nicht die zugrunde liegende Idee iſt dann die Hauptſache, ſondern nur der praktiſche Erfolg für die kleinlichen Intereſſen der eigenen Perſon, die Befriedigung der erregten Begier oder die Abſtellung des gefürchteten Übels. Je niedriger der Menſch ſteht, deſto unfreier iſt ſeine Handlungsweiſe; je höher, deſto mehr Freiheit, deſto mehr Vernunft liegt all ſeinem Tun zugrunde. **Hermann Türck.**

Geduld! ernſtere Schweſter der Hoffnung, wohltätiger Balſam der heilenden Natur des Geiſtes; wundervolle, tiefinnere Kraft des Geiſtes — nicht zu wollen, wirkend durch Leiden! welcher Kranke hat nicht in glücklichen Augenblicken deinen Zauber erfahren — wenn er ihn heraufzubannen verſtand. Welcher Arzt weiß nicht, daß du die heftigſten Schmerzen bändigen, die ſchwierigſten Kuren beſchleunigen hilfſt! Du allein biſt ſtark in Schwächen, du allein ſchon die völligſte, zarteſte, ſchönſte Offenbarung der Seele als heilender Kraft im Leibe. **Feuchtersleben.**

Nimm die Geduld als Magd ins Haus,
Sie hilft dir ein, ſie hilft dir aus;
Doch hüt' dich: wenn ſie herrſchen will,
So ſteht die ganze Wirtſchaft ſtill. **Robert.**

Über keinen Vorfall sollte man in großen Jubel oder große Wehklage ausbrechen, teils wegen der Veränderlichkeit aller Dinge, die ihn jeden Augenblick umgestalten kann, teils wegen der Trüglichkeit unsers Urteils über das uns Gedeihliche oder Nachteilige. Jeder unmäßige Jubel beruht immer auf dem Wahn, etwas im Leben gefunden zu haben, was gar nicht darin anzutreffen ist, nämlich dauernde Befriedigung der quälenden, sich stets neugebärenden Wünsche und Sorgen.

Schopenhauer.

Nichts anstaunen, Numicius, ist vorzüglich geeignet,
Ja wohl einzig, das Glück zu verleihn und fest zu bewahren.

Horaz (Merkel).

Gleiche dem Fels, an dem sich beständig die Wogen brechen — er bleibt unerschüttert, und zu seinen Füßen schlafen die wilden Wasser ein. „Wie bin ich unglücklich, daß ich das erleben mußte!" Nicht doch! sondern: „Wie bin ich glücklich, daß ich trotz dieses Schlages kummerlos bleibe, nicht von der Gegenwart gebeugt, nicht von der Zukunft geängstigt!" Konnte doch derselbe Schlag jeden andern ebenso treffen; aber nicht jeder andere wäre dabei kummerlos geblieben. Warum soll nun jenes eher ein Unglück als dies ein Glück sein? Ist denn überhaupt das für den Menschen ein Unglück, was mit der Menschennatur nicht im Widerspruch steht? Oder scheint dir etwas der Menschennatur zu widersprechen, was nicht gegen den Willen seiner Natur ist? Was ist aber dieser Wille? Du kennst ihn. Hindert dich nun aber dein Geschick, gerecht, hochherzig, besonnen, verständig, vorurteilslos, ohne Falsch, bescheiden, freimütig zu sein und alle anderen der Menschennatur wirklich eigenen Tugenden zu entfalten? Bei allem also, was dich traurig machen könnte, suche bei dieser Wahrheit Zuflucht: dies ist kein Unglück; es edel zu tragen aber ein Glück!

Mark Aurel (Kiefer).

Ja, hätte dich die Mutter so geboren
Und dir ein Gott ausdrücklich zugesagt,
Daß alles dir allein nach Wunsche ginge,
Und daß das Glück dir immer lächelte,
So möchtest du mit Recht dem Gotte zürnen,
Ihn einen Lügner und Betrüger nennen.

Doch da du nach dem nämlichen Geſetz
Wie wir lebſt und dieſelbe Himmelsluft
Einatmeſt, — ernſter Rede gib Gehör:
Sollſt du mit mehr Verſtand dein Schickſal tragen.
Du biſt ein Menſch. Das eine ſagt genug.
Kein Weſen iſt dem Schickſalswechſel mehr
Anheimgegeben. Schwindelnd hoch ſteigt er
Empor und ſtürzt herab zur tiefſten Tiefe.
Mit Recht! Denn er, der Schwächſte von Natur,
Wagt ſich heran an das Gewaltigſte.
Die ſchönſten Güter ſetzt er ein zum Pfande.
Du aber haſt ſo Großes nicht verloren,
Und deshalb iſt dein Leiden auch nicht groß.
Ertrage drum mit Maß, was dir beſchieden. Menander

Herr, ſchicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides!
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden.

Mörike.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wiſſen von allem zu ſagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft. Schiller.

Dulden macht geduldig. Buddha.

Umgang mit Menſchen.

Man ſagt gewöhnlich, der Umgang mit Menſchen ſchleife den Charakter ab; ſpräche man nicht beſtimmter, wenn man ſagte, die Furcht, unſerm Intereſſe zu ſchaden, macht uns ſo behutſam, daß wir uns auf das ſorgfältigſte hüten, etwas Rauhes, Kühnes, Wahres zu ſagen und zu tun; daß wir ſein geſchmeidig und nachgiebig werden, nicht, um andern nicht zu mißfallen und ſie zu ſchonen, ſondern weil uns der allgeliebteſte Freund näher am Herzen liegt?
Nicht die Welt, ſondern der Egoismus iſt der Schleifſtein, an dem ſich die rauhen Ecken der meiſten abreiben, weil ſich ſonſt die ſcharfe Seite gegen ſie ſelbſt kehren würde. Knigge.

Man ſagt, das höchſte Gut des Menſchen ſei die Freiheit. Iſt die Freiheit wirklich ein Heil, ſo kann ein freier Menſch nicht unglücklich ſein. Siehſt du alſo, daß ein Menſch unglücklich iſt, leidet und jammert, ſo wiſſe, dieſer Menſch iſt nicht frei: er wird unbedingt von irgend jemand oder irgend etwas geknechtet.
Iſt die Freiheit ein Heil, ſo kann ein freier Menſch kein freiwilliger Sklave ſein. Wenn du alſo ſiehſt, daß ſich ein Menſch vor anderen erniedrigt, ihnen ſchmeichelt, — wiſſe, daß dieſer Menſch ebenfalls nicht frei iſt. Er iſt ein Knecht, der entweder eine Mahlzeit oder ein einträgliches Amt oder ſonſt noch etwas zu erlangen ſucht, um über das zu verfügen, was nicht ihm gehört.
Ein freier Menſch verfügt nur über das, worüber er ungehindert verfügen kann. Ungehindert aber kann einer nur über ſich ſelbſt verfügen. Wenn du alſo ſiehſt, daß jemand nicht über ſich ſelbſt, ſondern über andere verfügen will, ſo wiſſe, er iſt nicht frei; er ward zum Sklaven ſeines Wunſches, über die Menſchen zu herrſchen. Epiktet.

Die beſte Antwort für einen Toren iſt — das Schweigen. Jedes Wort der Antwort prallt vom Toren auf dich zurück. Kränkung mit

Kränkung vergelten ist ganz dasselbe, als Holz auf das Feuer legen, derjenige aber, der dem Beschuldiger mit Gelassenheit begegnet, hat ihn schon dadurch besiegt.

Mohammed und Ali begegneten einmal einem Mann, der, weil er Ali als seinen Beleidiger ansah, diesen zu schimpfen begann. Ali ertrug dies mit Geduld und Schweigen ziemlich lange, dann aber konnte er sich nicht enthalten und begann Schmähungen mit Schmähungen zu erwidern. Da ging Mohammed seines Weges weiter und ließ die zwei ihren Streit beenden. Nachdem nun Ali neuerdings zu Mohammed kam, sagte er gekränkt zu ihm: „Warum hast du mich allein gelassen, die Schmähungen dieses frechen Menschen zu ertragen?“ Mohammed antwortete: „Als er dich beschimpfte und du schwiegst, sah ich um dich herum zehn Engel, die ihm antworteten. Als du ihm aber mit Scheltworten zu erwidern anfingst, haben dich alle Engel verlassen, und auch ich bin fortgegangen.“ Islamisch

Eine schlechte Art verdirbt alles, sogar Recht und Vernunft; die gute Art hingegen kann alles ersetzen, vergoldet das Nein, versüßt die Wahrheit und schminkt das Alter selbst. Das Wie tut gar viel bei den Sachen: die artige Manier ist ein Taschendieb der Herzen. Ein schönes Benehmen ist der Schmuck des Lebens, und jeder angenehme Ausdruck hilft wundervoll von der Stelle. Gracian.

Edle, freie Unbefangenheit bei allem. Diese ist das Leben der Talente, der Atem der Rede, die Seele des Tuns, die Zierde der Zierden. Alle übrigen Vollkommenheiten sind der Schmuck unsrer Natur; sie aber ist der der Vollkommenheiten selbst. Sogar im Denken wird sie sichtbar. Sie am allermeisten ist Geschenk der Natur und dankt am wenigsten der Bildung: denn selbst über die Erziehung ist sie erhaben. Sie ist mehr als Leichtigkeit, sie geht bis zur Kühnheit: sie setzt Ungezwungenheit voraus und fügt Vollkommenheit hinzu. Ohne sie ist alle Schönheit tot, alle Grazie ungeschickt: sie ist überschwenglich, geht über Tapferkeit, über Klugheit, über Vorsicht, ja über Majestät. Sie ist ein feiner Richtweg, die Geschäfte abzukürzen oder auf eine edle Art aus jeder Verwicklung zu kommen. Gracian.

Nicht an der großen Höflichkeit sein Genügen haben; denn sie ist eine Art Betrug. Einige bedürfen, um hexen zu können, nicht der Kräuter

Theſſaliens: denn mit dem ſchmeichelhaften Hutabziehen allein bezaubern ſie eitele Dummköpfe. Ehrenbezeigungen ſind ihre Münze, und ſie bezahlen mit dem Hauch ſchöner Redensarten. Wer alles verſpricht, verſpricht nichts: aber Verſprechungen ſind die Falle für die Dummen. Die wahre Höflichkeit iſt Schuldigkeit, die affektierte, zumal die ungebräuchliche, Betrug: ſie iſt nicht Sache des Anſtands, ſondern ein Mittel, andre abhängig zu machen. Ihr Bückling gilt nicht der Perſon, ſondern deren Glücksumſtänden, und ihre Schmeichelei nicht den etwa erkannten Trefflichkeiten, ſondern den gehofften Vorteilen. Gracian.

Ohne Affektation ſein. Je mehr Talente man hat, deſto weniger affektiere man ſie: denn ſolches iſt die gemeinſte Verunſtaltung derſelben. Die Affektation iſt den andern ſo widerlich, als dem, der ſie treibt, peinlich; denn er iſt ein Märtyrer der darauf zu verwendenden Sorgfalt und quält ſich mit pünktlicher Aufmerkſamkeit ab. Die ausgezeichnetſten Eigenſchaften büßen durch Affektation ihr Verdienſt ein, weil ſie jetzt mehr durch Kunſt erzwungen, als aus der Natur hervorgegangen ſcheinen; und überall gefällt das Natürliche mehr als das Künſtliche. Immer hält man dafür, daß dem Affektierenden die Vorzüge, welche er affektiert, fremd ſind. Je beſſer man eine Sache macht, deſto mehr muß man die darauf verwandte Mühe verbergen, um dieſe Vollkommenheit als etwas ganz aus unſerer Natur Entſpringendes erſcheinen zu laſſen. Auch ſoll man nicht etwa aus Furcht vor der Affektation gerade in dieſe geraten, indem man das Unaffektiertſein affektiert. Der Kluge wird nie ſeine eigenen Vorzüge zu kennen ſcheinen: denn gerade dadurch, daß er ſie nicht beachtet, werden andre darauf aufmerkſam. Doppelt groß iſt der, welcher alle Vollkommenheiten in ſich, aber keine in ſeiner eigenen Meinung hat: er gelangt auf einem entgegengeſetzten Pfade zum Ziel des Beifalls. Gracian.

Höflichkeit iſt der Wunſch nach höflicher Begegnung und dem Namen eines gebildeten Mannes. Rochefoucauld.

Höflichkeit iſt dem Menſchen, was die Wärme dem Wachs iſt.
Schopenhauer.

Ein geſelliger Menſch iſt leicht- und wohlgeſtimmt; er ſtimmt ſich ſelber leicht zu jeder Geſellſchaft, und ſo ſtimmt ſich dieſe auch leicht zu ihm. Er drückt niemand mit ſeinem Daſein, verengt keinen, und ſo iſt jedermann gern um ihn; man iſt auch in gewiſſem Grade mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menſch habe nichts Arges.
Charaktere der Art ſind zum täglichen Umgang gut, aber Freundſchaft — welch ein anderes, heiliges Band iſt dieſe! Herder.

Eine Geſellſchaft Stachelſchweine drängte ſich an einem kalten Wintertage recht nahe zuſammen, um durch die gegenſeitige Wärme ſich vor dem Erfrieren zu ſchützen. Jedoch bald empfanden ſie die gegenſeitigen Stacheln, welches ſie dann wieder voneinander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung ſie wieder näher zuſammenbrachte, wiederholte ſich jenes zweite Übel, ſo daß ſie zwiſchen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis ſie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der ſie es am beſten aushalten konnten. — So treibt das Bedürfnis der Geſellſchaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entſprungen, die Menſchen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenſchaften und unerträglichen Fehler ſtoßen ſie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die ſie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beiſammenſein beſtehen kann, iſt die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der ſich nicht in dieſer Entfernung hält, ruft man in England zu: Keep your distance! — Vermöge derſelben wird zwar das Bedürfnis gegenſeitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Geſellſchaft weg, um keine Beſchwerde zu geben, noch zu empfangen. Schopenhauer.

Wer unter Menſchen zu leben hat, darf keine Individualität, ſofern ſie doch einmal von der Natur geſetzt und gegeben iſt, unbedingt verwerfen, auch nicht die ſchlechteſte, erbärmlichſte oder lächerlichſte. Er hat ſie vielmehr zu nehmen als etwas Unabänderliches, welches ſo ſein muß, wie es iſt; und in den argen Fällen ſoll er denken: „Es muß auch ſolche Käuze geben.“ Hält er es anders, ſo tut er unrecht und fordert die andern heraus zum Kriege auf Tod und Leben.
Schopenhauer.

Seine Antipathie bemeistern. Oft verabscheuen wir aus freien Stücken und sogar, ehe wir die Eigenschaften der betreffenden Personen kennen gelernt haben; bisweilen wagt dieser angeborene, pöbelhafte Widerwille sich selbst gegen die ausgezeichnetsten Männer zu regen. Die Klugheit werde Herr über ihn; denn nichts kann eine schlechtere Meinung von uns erregen, als daß wir die verabscheuen, welche mehr wert sind als wir. So sehr als die Sympathie mit großen Männern zu unserm Vorteil spricht, setzt die Antipathie gegen dieselben uns herab. Gracian.

Die Narren ertragen können. Stets sind die Weisen ungeduldig; denn wer sein Wissen vermehrt, vermehrt seine Ungeduld. Große Einsicht ist schwer zu befriedigen. Die erste Lebensregel, nach Epiktet, ist das Ertragenkönnen, worauf er die Hälfte der Weisheit zurückführt. Müssen nun alle Arten von Narrheit ertragen werden, so wird es großer Geduld bedürfen. Oft haben wir am meisten von denen zu erdulden, von welchen wir am meisten abhängen: eine dienliche Übung der Selbstüberwindung. Aus der Geduld geht der unschätzbare Frieden hervor, welcher das Glück der Welt ist. Wer aber zum Dulden kein Gemüt hat, ziehe sich zurück in sich selbst, wenn er anders auch nur sich selbst wird ertragen können. Gracian.

Keinen Widerspruchsgeist hegen; denn er ist dumm und widerlich; man rufe seine ganze Klugheit dagegen auf. Wohl zeugt es bisweilen von Scharfsinn, daß man bei allem Schwierigkeiten entdeckt; allein der Eigensinn hiebei entgeht nicht dem Vorwurf des Unverstandes. Solche Leute machen aus der sanften, angenehmen Unterhaltung einen kleinen Krieg und sind so mehr die Feinde ihrer Vertrauten als derer, die nicht mit ihnen umgehen. Im wohlschmeckendsten Bissen fühlt man am meisten die Gräte, die ihn durchbohrt, und so ist der Widerspruch zur Zeit der Erholung. Solche Leute sind unverständig, verderblich, ein Verein des wilden mit dem dummen Tier. Gracian.

Sich in seinen Meinungen mäßigen. Jeder faßt seine Ansichten nach seinem Interesse und glaubt einen Überfluß an Gründen für dieselben zu haben. Denn in den meisten muß das Urteil der Neigung den Platz einräumen. Nun trifft es sich leicht, daß zwei mit einander geradezu

widersprechende Meinungen sich begegnen, und jeder glaubt, die Vernunft auf seiner Seite zu haben, wiewohl diese, stets unverfälscht, nie ein doppeltes Antlitz trug. Bei einem so schwierigen Punkt gehe der Kluge mit Überlegung zu Werke, dann wird das Mißtrauen gegen sich selbst sein Urteil über das Benehmen des Gegners berichtigen. Er stelle sich auch einmal auf die andere Seite und untersuche von da die Gründe des andern; dann wird er nicht mit so starker Verblendung jenen verurteilen und sich rechtfertigen. Gracian.

Abzuschlagen verstehn. Nicht allen und nicht alles darf man zugestehn. Jenes ist also ebenso wichtig, als daß man zu bewilligen wisse. Besonders ist den Mächtigen Aufmerksamkeit darauf dringend nötig: hier kommt viel auf die Art an. Das Nein des einen wird höher geschätzt als das Ja mancher andern; denn ein vergoldetes Nein befriedigt mehr, als ein trockenes Ja. Viele gibt es, die immer das Nein im Munde haben, wodurch sie den Leuten alles verleiden. Das Nein ist bei ihnen immer das erste: und wenn sie auch nachher alles bewilligen, so schätzt man es nicht, weil es durch jenes schon verleidet ist. Man soll nichts gleich rund abschlagen, vielmehr lasse man die Bittsteller Zug vor Zug von ihrer Selbsttäuschung zurückkommen. Auch soll man nie etwas ganz und gar verweigern: denn das hieße, jenen die Abhängigkeit aufkündigen: man lasse immer noch ein wenig Hoffnung übrig, die Bitterkeit der Weigerung zu versüßen. Endlich fülle man durch Höflichkeit die Lücke aus, welche die Gunst hier läßt, und setze schöne Worte an die Stelle der Werke. Ja und nein sind schnell gesagt, erfordern aber langes Nachdenken. Gracian.

Die Verschwiegenheit ist der Stempel eines fähigen Kopfes. Eine Brust ohne Geheimnis ist ein offener Brief. Wo der Grund tief ist, liegen auch die Geheimnisse in großer Tiefe; denn da gibt es weite Räume und Höhlungen, in welche die Dinge von Wichtigkeit versenkt werden. Die Verschwiegenheit entspringt aus einer mächtigen Selbstbeherrschung, und sich in diesem Stücke zu überwinden, ist ein wahrer Triumph. So vielen man sich entdeckt, so vielen macht man sich zinsbar. In der gemäßigten Stimmung des Innern besteht die Gesundheit der Vernunft. Die Gefahren, mit welchen die Verschwiegenheit zu

kämpfen hat, sind die mancherlei Versuche der andern, das Widersprechen, in der Absicht, sie dadurch zu verleiten, die Stichelreden, um etwas aufzujagen: bei welchem allem der Aufmerksame verschlossener als je wird. Das, was man tun soll, muß man nicht sagen; und das, was man sagen soll, muß man nicht tun. Gracian.

Ein Wort der Lehre — nimm es hin
Ins Leben: Halt die Zunge fest;
Denn ungewogne Rede fliegt
Unflügger Vogel aus dem Nest.
Doch noch ein zweites hehres Wort:
Halt deine Seele fromm und rein,
So wird, was deinem Mund entfliegt,
Nie ein unflügger Vogel sein. E. M. Arndt.

Da ich von Jugend auf mehr oder weniger in öffentlichen Angelegenheiten gearbeitet habe, so ist es mir im Laufe meines Lebens gar oft begegnet, daß ich scharf wegen meiner Teilnahme daran getadelt worden bin. Solchen Tadel habe ich jederzeit mit Stillschweigen übergangen, weil ich dachte, wäre er gegründet, so müßte ich mich lieber bessern als verteidigen; wäre er aber unverdient, so würde mich die Zeit bald rechtfertigen. Eine lange Erfahrung hat mir auch die Richtigkeit dieser Ansicht bewiesen; denn trotz der häufigen, bisweilen giftigen Anfälle der kämpfenden Parteien auf mich bin ich doch so glücklich gewesen, einen ebenso guten Leumund bis in ein ziemlich hohes Alter zu bewahren als irgendein Staatsmann, den ich kenne, und ich habe nie Ursache gehabt, meine Sorglosigkeit in Hinsicht meiner Verteidigung zu bereuen. Franklin.

Sich nicht verhaßt machen. Man rufe nicht den Widerwillen hervor; denn auch ungesucht kommt er gar bald von selbst. Viele verabscheuen aus freien Stücken, ohne zu wissen, wofür oder warum. Ihr Übelwollen kommt selbst unsrer Zuvorkommenheit zuvor. Die Gehässigkeit uns er Natur ist tätiger und rascher zum fremden Schaden, als die Begehrlichkeit derselben zum eignen Vorteil. Einige gefallen sich darin, mit allen auf einem schlechten Fuß zu sein; weil sie Überdruß

empfinden oder erregen. Hat einmal der Haß Wurzel gefaßt, so ist er, wie der schlechte Ruf, schwer auszurotten. Leute von vielem Verstande werden gefürchtet, die von böser Zunge werden verabscheut, die Anmaßenden sind zum Ekel, die Spötter ein Greuel, die Sonderlinge läßt man stehn. Demnach bezeige man Hochachtung, um welche einzuernten, und denke, daß geschätzt sein ein Schatz ist. Gracian.

Neckereien dulden, jedoch nicht ausüben. Jenes ist eine Art Höflichkeit, dieses kann in Verwickelungen bringen. Wer am Feiertage verdrießlich wird, hat viel Bestialisches und zeigt noch mehr. Die kühne Neckerei ist ergötzlich; sie ertragen zu können, beweist, daß man Kopf hat. Wer sich darüber gereizt zeigt, gibt Anlaß, daß der andre ebenfalls gereizt werde. Das beste ist also, sich der Neckerei nicht anzunehmen, und das sicherste, sie nicht einmal zu bemerken. Stets sind die ernstlichsten Händel aus Scherzen hervorgegangen. Es gibt daher nichts, was mehr Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erforderte: ehe man zu scherzen anfängt, sollte man schon wissen, bis zu welchem Punkte die Gemütsart dessen, den es betrifft, es dulden wird. Gracian.

Nicht mit seinem Glücke prahlen. Es ist beleidigender, mit Stand und Würde zu prunken, als mit persönlichen Eigenschaften. Das Sichbreitmachen ist verhaßt; man sollte am Neide genug haben. Hochachtung erlangt man desto weniger, je mehr man darauf ausgeht; denn sie hängt von der Meinung anderer ab, weshalb man sie sich nicht nehmen kann, sondern sie von den andern verdienen und abwarten muß. Hohe Ämter erfordern ein ihrer Ausübung angemessenes Ansehn, ohne welches sie nicht würdig verwaltet werden können; daher erhalte man ihnen die Ehre, die nötig ist, um seiner Pflicht nachkommen zu können: man dringe nicht auf Ehrerbietung, wohl aber befördere man sie. Wer mit seinem Amte viel Aufhebens macht, verrät, daß er es nicht verdient hat und die Würde für seine Schultern zuviel ist. Wenn man ja sich geltend machen will, so sei es eher durch das Ausgezeichnete seiner Talente, als durch zufällige Äußerlichkeiten. Selbst einen König soll man mehr wegen seiner persönlichen Eigenschaften ehren als wegen seiner äußerlichen Herrschaft. Gracian.

Es gibt Leute, die eine sehr merkwürdige Gabe besitzen; nämlich solche, die zu sprechen wissen, ohne etwas zu sagen, und die eine Unterhaltung zwei Stunden lang fortführen können, ohne daß es möglich wäre, von dem, was sie sagen, etwas zu verstehen, zu entlehnen oder zu behalten. Montesquieu.

Schaubühne ist die ganze Welt,
Schauspieler alle Männer drin und Frauen,
Sie haben ihren Tritt und ihren Abgang;
Ein Mensch spielt viele Lebensrollen durch. Shakespeare.

Eine von den Ursachen, warum man beim Gespräch so wenig vernünftige und angenehme Personen findet, ist die, daß fast jedermann lieber an das denkt, was er sagen will, als bestimmt auf das antwortet, was man zu ihm sagt. Die meisten und gefälligsten begnügen sich damit, die Miene der Aufmerksamkeit anzunehmen, während man es aber ihrem Auge und Geiste ansehen kann, daß ihre Gedanken nicht bei unserer Rede sind und sich eifrig damit beschäftigen, was sie sagen wollen ... Dies ist ein schlechtes Mittel, andern zu gefallen oder sie zu gewinnen, und die Kunst, gut zuzuhören und gut zu antworten, ist die allerhöchste, die man beim Gespräche zeigen kann. Rochefoucauld.

Nie von sich reden. Entweder man lobt sich, welches Eitelkeit, oder man tadelt sich, welches Kleinheit ist, und wie es im Sprecher Unklugheit verrät, so ist es für den Hörer eine Pein. Wenn nun dieses schon im gewöhnlichen Umgang zu vermeiden ist, wieviel mehr auf einem hohen Posten, wo man zur Versammlung redet, und wo der leichteste Schein von Unverstand schon für diesen selbst gilt. Der gleiche Verstoß gegen die Klugheit liegt im Reden von Anwesenden, wegen der Gefahr, auf eine von zwei Klippen zu stoßen: Schmeichelei oder Tadel. Gracian.

Was dir verhaßt ist, geboten von deinen Obern, das gebiete nicht deinen Untergebenen; in der Weise aber, die dir mißfällt bei deinen Untergebenen, diene deinen Obern nicht.
Die Art und Weise, die uns verhaßt ist bei denen, die vor uns sind, die sollen wir denen nicht zum Vorbild geben, die nach uns sind, und

das Benehmen, das uns verhaßt ist bei denen, die nach uns sind, das sollen wir nicht zeigen gegen die, die vor uns sind.
Was uns nicht gefällt bei denen zur Rechten, das sollen wir denen zur Linken nicht tun, und was uns nicht gefällt bei denen zur Linken, das sollen wir denen zur Rechten nicht tun.
Das nennt man die deutliche und untrügliche Regel für korrektes Verhalten. Konfuzius.

Es zog ein Mensch hinaus aus vornehmem Hause, und er gedachte bei sich: „Ich bin aus edlem Geschlecht, die anderen aber sind es nicht." Mit seiner vornehmen Herkunft prahlt er und blickt geringschätzig auf die anderen. Das ist das Gebaren minderwertiger Menschen.
Buddha.

Der Kluge hüte sich, lästig zu sein, und zumal den Großen, da diese ein sehr beschäftigtes Leben führen, und es schlimmer wäre, einen von ihnen verdrießlich zu machen, als die ganze übrige Welt. Gracian.

Siehst zwischen zweien du der Feindschaft Glut sich regen,
Sollst du dazu nicht Holz, wie's Böse machen, legen;
Es kann ja sein, daß beide sich einmal versöhnen,
Dann mußt du dulden, daß sie dich dafür verhöhnen. Saadi.

Kennst du den Scherz nicht, so kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend.
Börne.

Wer es nicht versteht, bei passender Gelegenheit seine Zuflucht zu einem Scherz zu nehmen, und der geistigen Gewandtheit entbehrt, befindet sich öfters in der Notwendigkeit, entweder falsch oder pedantisch zu erscheinen; eine höchst peinliche Lage, aus der man sich gewöhnlich nur durch Grazie oder einen Witz herauswindet.
Chamfort.

Je mehr der Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen. Menschen, deren Lachen stets affektiert und gezwungen herauskommt, sind intellektuell und moralisch von leichtem Gehalt; wie denn überhaupt die Art des Lachens oder andererseits der Anlaß dazu sehr charakteristisch für die Person ist. Schopenhauer

Der Leumund, Ruhm, Richten und Duldsamkeit.

Die Selbstzufriedenheit ist in Wahrheit das Höchste, was man erhoffen kann; und weil dieselbe durch Lob mehr und mehr gestärkt wird, und umgekehrt durch Tadel gestört, so gilt auch der Ruhm als das Höchste, und kann man deshalb ein Leben in Schande kaum ertragen.

Spinoza.

Wenn du den Ruhm erkennen willst in seiner Blöße,
Vergleich am Himmel ihn mit Sternen erster Größe;
Die letzter Größe, sind sie etwa minder groß?
Sie scheinen kleiner dir durch ihre Höhe bloß.
Drum lächle, rückt man dich zum letzten Range nieder,
Und rückt man dich empor zum ersten, lächle wieder.

Rückert

Ehrgeiz ist der größte Fluch, der gefährlichste Versucher für den, welcher seinen Mitmenschen vorauseilt; er ist die Erwartung des Lohnes in einfachster Form. Kluge und kraftvolle Menschen wendet er immer wieder von ihrer höhern Entwicklung ab; und doch ist er ein unentbehrlicher Lehrmeister. — Seine Erfolge verwandeln sich im Munde zu Staub und Asche; wie Tod und Absonderung zeigt er schließlich dem Menschen, daß eigennütziges Wirken nur Enttäuschung bringt.

Mabel Collins.

Die Gesellschaft spricht zum Menschen: „Denke so, wie wir denken; glaube so, wie wir glauben; esse und trinke so, wie wir essen und trinken; kleide dich, wie wir uns kleiden, — oder verflucht sollst du werden.“ Und wenn sich ihr jemand nicht fügt, so macht sie ihm das Leben zur Hölle mit ihren Spöttereien, Klatschereien, Schimpfereien, mit ihrem Boykott und Ostrazismus. Jedoch dessenungeachtet, fasse Mut!

Lucy Mallory.

Wir können beinah immer, wenn wir nachſuchen, in uns dieſelbe Sünde entdecken, die wir beim anderen verdammen. Sind wir uns jedoch dieſer nämlichen Sünde nicht bewußt, ſo brauchen wir nur nachzuforſchen, und wir werden ärgere entdecken. Tolſtoi.

Wie doch die Menſchen ſich winden und wehren —
Um nur das Gute nicht zu verehren! Feuchterſleben.

Mit jeder menſchlichen Torheit, Fehler, Laſter ſollen wir Nachſicht haben, bedenkend, daß, was wir da vor uns haben, eben nur unſere eigenen Torheiten, Fehler und Laſter ſind: denn es ſind eben die Fehler der Menſchheit, welcher auch wir angehören und ſonach ihre ſämtlichen Fehler an uns haben, alſo auch die, über welche wir eben jetzt uns entrüſten, bloß weil ſie nicht gerade jetzt bei uns hervortreten: ſie ſind nämlich nicht auf der Oberfläche, aber ſie liegen unten auf dem Grund und werden beim erſten Anlaß heraufkommen und ſich zeigen, ebenſo wie wir ſie jetzt am andern ſehn; wenngleich bei einem dieſer, bei jenem ein anderer hervorſticht, oder wenn auch nicht zu leugnen iſt, daß das geſamte Maß aller ſchlechten Eigenſchaften beim einen ſehr viel größer als beim andern iſt. Denn der Unterſchied der Individualitäten iſt unberechenbar groß. Schopenhauer.

Der gute Name iſt bei Mann und Frau
Das nächſte, höchſte Kleinod ihrer Seele.
Wer meine Börſe ſtiehlt, ſtiehlt Tand; 's iſt nichts, —
Sklav' iſt er: meiner — ſeiner — aller Sklav'.
Doch wer mir meinen guten Namen nimmt,
Der raubt mir was, das ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm. Shakeſpeare.

Von allem Wachſenden auf Erden wächſt nichts ſo ſchnell als das Gerücht; und dennoch iſt es ein armer Findling, der ſeine eigenen Eltern nicht kennt. Georg Ebers.

. . . . . Gerücht iſt eine Pfeife,
Die Argwohn, Eiferſucht, Vermutung bläſt;

Und von so leichtem Griffe, daß sogar
Das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen —
Die immer streit- und wandelbare Menge —
Drauf spielen kann. Shakespeare.

Wir begnügen uns nicht mit dem Leben, welches wir in uns und in unserem eigenen Dasein haben: wir wollen in der Vorstellung anderer ein imaginäres Leben führen, und wir bemühen uns deshalb, Aufsehen zu machen. Wir arbeiten unablässig daran, dieses imaginäre Dasein zu verschönern und zu bewahren, und wir vernachlässigen das wahre; und wenn wir Ruhe, Großmut, Treue besitzen, so befleißigen wir uns, es wissen zu lassen, um diese Tugenden mit jenem imaginären Dasein zu verknüpfen: wir würden sie von uns lieber trennen, um sie nur damit zu verbinden, und wir würden gern Feiglinge sein, um in den Ruf zu kommen, tapfer zu sein. Ein bedeutsames Zeichen der Nichtigkeit unseres eigenen Daseins, von dem einen nicht befriedigt zu sein ohne das andere, und häufig auf das eine um des andern willen zu verzichten! Denn wer nicht sterben wollte, um seine Ehre zu retten, der wäre ehrlos. Die Süßigkeit des Ruhmes ist so groß, daß man ihn liebt, mag man ihn knüpfen, woran man will, selbst an den Tod. Pascal.

Der Ausdruck der Wünsche und des Urteils der Glieder einer und derselben Gemeinschaft, anfangs mündlich, später durch Schriftsprache, bildet entweder die einzige Richtschnur unseres Benehmens, oder kräftigt in hohem Maße die sozialen Instinkte; doch haben derartige Meinungen zuweilen eine direkt in Opposition zu diesen Instinkten stehende Tendenz. Diese letztere Tatsache wird durch das Gesetz der Ehre sehr wohl erläutert, d. h. das Gesetz der Meinung von unseresgleichen und nicht aller unserer Landsleute. Ein Verstoß gegen dieses Gesetz — selbst wenn anerkannt werden muß, daß der Verstoß in strenger Übereinstimmung mit der wirklichen Moral ist — hat manchem Mann mehr Gewissensbisse verursacht als ein wirkliches Verbrechen. Wir erkennen denselben Einfluß wieder in dem brennenden Gefühl der Scham, welches die meisten von uns selbst nach Verlauf von Jahren gefühlt haben, wenn sie irgendeinen zufälligen Verstoß gegen eine unbedeutende, wenn nur einmal feststehende Regel der

Etikette sich ins Gedächtnis zurückrufen. Das Urteil der ganzen Gemeinschaft wird durch eine gewisse rohe Erfahrung von dem bestimmt werden, was auf die Länge der Zeit für alle Mitglieder das beste ist. Dies Urteil wird aber nicht selten infolge von Ungewißheit oder von einem schwachen Vermögen des Nachdenkens fehlen. Daher sind die merkwürdigsten Gebräuche und Formen des Aberglaubens im vollen Gegensatz zur wahren Wohlfahrt und Glückseligkeit der Menschheit durch die ganze Welt so übermächtig geworden. Wir sehen dies in dem Entsetzen, welches ein Hindu fühlt, der seine Kaste verläßt, und in unzähligen Beispielen.
Es dürfte schwer sein, zwischen den Gewissensbissen, die ein Hindu fühlt, der der Versuchung nachgegeben hat, unreine Nahrung zu genießen, und denjenigen zu unterscheiden, welche nach dem Begehen eines Diebstahls gefühlt werden; die ersteren dürften aber wahrscheinlich die härteren sein. Darwin.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und daß dieses, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität herausgelangen und sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Friedrich der Große.

Die Unsterblichkeit glaubt ihr euch zu sichern, wenn ihr euren Ruhm auf die Nachwelt fortzupflanzen bemüht seid. Wenn du dir aber die unendlichen Zeiträume der Ewigkeit vergegenwärtigst, kann dann der Gedanke an die Dauer deines Namens irgendwelchen Reiz für dich haben? Der Umfang eines Augenblicks, verglichen mit einer Zeit von zehntausend Jahren, bildet zwar nur einen sehr geringen, aber doch immerhin einen gewissen Teil dieser letzteren, da eben beides doch begrenzte Zeiträume sind. Andrerseits kann aber die Zahl von zehntausend Jahren und selbst noch ein Vielfaches davon mit der unbegrenzten Ewigkeit überhaupt nicht verglichen werden, weil eine Vergleichung zwar zwischen zwei endlichen Größen, niemals aber zwischen einer endlichen und einer unendlichen möglich ist. Wenn also der Ruhm eines Menschen sich auch für lange Zeit erhält, so hat er doch im Hinblick auf die unbegrenzte Ewigkeit nicht eine kurze, sondern überhaupt gar keine Dauer! Boetius.

Schöne Seelen arbeiten nur für den Ruhm. Es ist hart, sie denselben nur hoffen zu lassen und sie nie in den Besitz davon zu setzen. Die Verdrießlichkeiten, welche mit jeder menschlichen Lage verknüpft sind, können nur durch diesen Balsam gemildert werden, und ein wenig Balsam brauchen auch die größten Menschen. Friedrich der Große.

Eintagsfliegen sind beide, der Gedenkende und der, dessen gedacht wird. Mark Aurel.

Der Ruhmbegierige bedenkt nicht, daß auch die in aller Kürze nicht mehr sein werden, die seiner gedenken, und daß es sich mit jedem folgenden Geschlecht ebenso verhält, bis endlich die Erinnerung, durch solche fortgepflanzt, die nun erloschen sind, selber erlischt. Aber gesetzt auch, sie wären unsterblich, die deinen Namen nennen, und unsterblich dieses Namens Gedächtnis: was nutzt dir's? Dir, der du bereits gestorben bist? Aber auch, was nutzt dir's bei deinem Leben? Es sei denn, daß du ökonomische Vorteile dabei hast. Sind also Ruhm und Ehre dir zuteil geworden, achte dieser Gabe nicht! Sie macht dich eitel und abhängig vom Geist und Wort der andern. Mark Aurel.

Wie lange noch, und du bist Staub und Asche! Und nur der Name lebt noch, ja nicht einmal der Name; denn was ist er? — Ein bloßer Schall und Nachklang. Und was im Leben am meisten geschätzt wird, ist nichtig, faul, von größerer Bedeutung nicht, als wenn sich ein paar Hunde herumbeißen oder ein paar Kinder sich zanken, jetzt lachend und dann wieder weinend. Glaube aber und Ehrfurcht, Gerechtigkeit und Wahrheit —

„zum Olymp, der weitstraßigen Erde entflohen!"

Was also hält dich hier noch fest? Alles sinnlich Wahrnehmbare ist unbeständig und fort und fort der Verwandlung unterworfen, die Sinne selbst sind trüb und leicht zu täuschen, und was man Seele nennt, ein Aufdampfen des Bluts. Ein Berühmtsein in solcher Welt, wie eitel! So bleibt nur übrig, geduldig zu warten, bis wir verlöschen und unsere Stelle wechseln, und bis das geschieht, die Götter zu ehren und zu preisen, den Menschen wohlzutun, sie zu ertragen oder sich ihnen zu entziehen. Was aber außerhalb der Grenzen deines Körper- und Seelenwesens liegt, kann weder dein werden, noch dich irgend angehen. Mark Aurel.

Wenn die wenigen wahrhaft gediegenen Menschen, die nach Ruhm trachten, alle diejenigen einzeln kennten, aus denen jenes Publikum besteht, dessen Verehrung sie mit tausend Mühen und Leiden zu gewinnen suchen, würden sie wahrscheinlich bald in ihrem Streben erkalten und es vielleicht ganz aufgeben. Freilich kann unser Geist sich der Macht nicht entziehen, welche die Zahl der Menschen über unsere Phantasie ausübt, und unzählige Male erlebt man, daß wir nicht einmal eine große Menge, sondern zehn Menschen, die in einem Zimmer beisammen sind, nicht bloß der Mühe wert halten, sondern sogar hochschätzen, obwohl uns jeder einzelne von ihnen völlig gleichgültig ist.

Leopardi.

Was räucherst du nun deinem Toten?
Hättst du's ihm so im Leben geboten!
Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente. Goethe.

Wahre Ehre, was ist sie? Ein rühmliches Bewußtsein seiner selbst, sich gegen den Ausspruch des Rechts, der Billigkeit und Wahrheit nichts zu erlauben; jeder seiner Pflichten Genüge zu tun, vor sich, dem schärfsten Richter. Ohne diese innere Ehrlichkeit findet keine wahre Ehre und Ehrliebe statt. Behängt den Niederträchtigen mit Ordensbändern, gebt ihm das lauteste Geklatsch und den freundlichsten Blick seines Monarchen: ist es in seiner Brust übel bestellt, so habt ihr einen lahmen Krüppel mit Ehre, d. h. mit dem Zeugnis bekränzt, daß er für den besten Tänzer gelte.

Ehre kann nur genießen, wer das Bewußtsein des Verdienstes in sich hat, sonst wird ihm bei einiger Ehrlichkeit gegen sich selbst die äußere Ehre unerträglich. Herder.

Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben,
Was dich in Wahrheit hebt und hält,
Muß in dir selber leben.
Wenn's deinem Innersten gebricht
An echten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt dir Beifall spricht,
Ist all dir wenig nütze.

Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen,
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können. Fontane.

Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Alles, was geschieht, ist nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Alles in der Welt ist nur Übergang! Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden. Königin Luise von Preußen.

Mögen alle die, welche sich über ein Wesen beklagen, in sich selbst hinabsteigen und sich befragen, ob sie in Gegenwart dieses Wesens jemals gut waren. Seid gut in den Tiefen, und ihr werdet sehen, daß die, welche euch umgeben, gut werden bis zu den gleichen Tiefen. Nichts erwidert den geheimen Ruf der Güte unfehlbarer, als der geheime Ruf der benachbarten Güte. Es gibt da eine Kraft, die keinen Namen hat; eine geistige Nebenbuhlerschaft, die unwiderstehlich ist.
Maeterlinck.

Sprich nie etwas Böses über einen Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Lavater.

Kein Lästermaul sein, noch weniger dafür gelten; denn das heißt, den Ruf eines Rufverderbers haben. Man sei nicht witzig auf fremde Kosten, welches weniger schwer, als verhaßt ist. Alle rächen sich an einem solchen dadurch, daß auch sie schlecht von ihm reden: da nun aber ihrer viele sind und er allein, so wird er eher überwunden, als sie überführt sein. Das Schlechte soll nie unsre Freude und daher nicht unser Thema sein. Der Verleumder bleibt ewig verhaßt; und sollte auch dann und wann ein Großer mit ihm reden, so wird es mehr geschehen, weil ihm sein Spott Spaß macht, als weil er seine Klugheit schätzte. Auch wird, wer Schlechtes spricht, stets noch Schlechteres hören müssen. Gracian.

Das ritterliche Ehrenprinzip oder point d'honneur ist keineswegs ein ursprüngliches, in der menschlichen Natur selbst gegründetes; es ist

ein künstliches und sein Ursprung nicht schwer zu finden. Es ist offenbar ein Kind jener Zeit, wo die Fäuste geübter waren als die Köpfe, und die Pfaffen die Vernunft in Ketten hielten, also des belobten Mittelalters und seines Rittertums. Damals nämlich ließ man den lieben Gott nicht nur für sich sorgen, sondern auch urteilen.

Schopenhauer.

Adel des Gemüts. Es gibt eine Großherzigkeit der Seele, einen Edelmut des Geistes, dessen schöne Äußerungen den Charakter in das glänzendste Licht stellen. Dieser Adel des Gemüts ist nicht jedermanns Sache; denn er setzt Geistesgröße voraus. Seine erste Aufgabe ist, gut vom Feinde zu reden und noch besser an ihm zu handeln. Im größten Glanz erscheint er bei den Gelegenheiten zur Rache: diese läßt er sich nicht etwa entgehn, sondern er verbessert sie sich, indem er, gerade wenn er recht siegreich ist, sie zu einer unerwarteten Großmut benutzt. Gracian.

Begegne jedem Bösen zart und sanft!
Begegn' ihm hilfreich! Denn du kannst kaum denken,
Welch schmählich Sein er trägt, wieviel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Der edleren zu halten. Sei dem Herben
Und Mürrischen recht mild! Du weißt es nicht,
Welch schwere, jahrelange Leiden nur
Als leises Murren auf die Lipp' ihm treten,
Wie seine ganze schwere Zukunft nur
Als düstres Antlitz dir erscheint! — und du
Vermöchtest herber ihm sein, als er dir? L. Schefer.

Wir wollen nicht über andere aburteilen, denn das ist ebenso töricht als unrecht; wir wollen lieber an unsrer eigenen Vervollkommnung arbeiten. Trine.

Nur ein vollkommener und allwissender Mensch wäre in der Lage, das innere Leben seines Nächsten und damit die Quellen, aus denen das äußere Leben erst entspringt, zu beurteilen. Aber wenn es einen solchen gäbe, so würde gerade er sein Urteil mit der allergrößten

Rücksicht und Milde aussprechen, weil er wüßte, wie sehr die meisten Menschen zu kämpfen haben, wie groß ihre Schwäche und wie ungenügend oder einseitig ihre Ausrüstung ist, so daß auch da, wo es den Anschein hat, als hätten sie die Schlacht verloren, ihre Anstrengungen oft noch fast übermenschlich genannt werden können. Außerdem würde ein solcher Mensch sich unbedingt weigern, ein Urteil zu fällen über ein Leben, das noch gar nicht vollendet ist. Und er würde mit der denkbar größten Milde urteilen, weil er immer an seine eigenen Schwächen, Kämpfe und Niederlagen denken müßte, die ihm besser bekannt sind als allen andern, und durch die auch er hindurch mußte, um zu seiner jetzigen Vollkommenheit zu gelangen. Trine.

Leicht siehst du den Fehler am Nächsten, doch schwer den eigenen. Den Fehler des Nächsten suchst du zu bessern, soviel du vermagst, um den eigenen zu verbergen wie der Schelm im Spiel den falschen Würfel.
Buddha.

Nicht, wie der Nächste geirrt, oder was er versäumt hat, betrachte. Schaue auf dich und sieh, was du selbst getan und versäumt hast.
Buddha.

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne, schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen! Gottfried Keller.

Unrecht und Ungerechtigkeit irgendwelcher Art begegnen uns fast täglich. Wir sind stets geneigt, sie zu verdammen, nicht selten verspüren wir Lust, sie zu strafen. Aber nur der ist weise, der zwischen dem Täter des Unrechts und der Tat zu unterscheiden imstande ist. Nur wer selbst vollkommen ist, nur der ist eigentlich jederzeit in der Lage, andere zu beurteilen — vom Verurteilen ganz zu schweigen. Der wahrhaft weise Mann urteilt deshalb langsam und verurteilt

überhaupt nicht — und zwar ist ein solches Verhalten so lange vorgeschrieben, als der Urteilende noch nicht selber vollkommen ist. Von uns allen aber gilt das Wort: Nicht daß ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möchte (1. Kor. 3, 6). Wenn einer nun einen sehr lebhaften Sinn für Gerechtigkeit besitzt, so kann er sich doch zum Teil damit beruhigen, daß er ein für allemal erkennt: jede Übeltat trägt ihre eigene Strafe in sich selbst; dies ist eines der Grundgesetze der Welt, und deshalb leidet der Täter einer bösen Tat viel mehr als der, gegen den er sie begeht. Trine.

Es ist so überaus leicht, fremde Fehler zu entdecken und aufzuzeigen, und es ist so überaus schwer, selbst vollkommen zu sein. Von den Eigenheiten und Fehlern andrer Menschen zu reden, ist so leicht und geschieht oft ganz gedankenlos, im Scherz oder auch aus einer gewissen Bosheit, die uns vielleicht selbst verborgen ist, und von der wir deshalb denken — wie der Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Sand steckt, um nicht gesehen zu werden —, daß sie auch andern verborgen bleibe. Ja, wenn wir von fremden Eigenheiten und Fehlern nur sprechen wollten mit dem beständigen Bewußtsein unsrer eigenen Fehler, dann wäre es einigermaßen entschuldbar oder wenigstens erträglich: aber ohne dieses Bewußtsein ist es nur eine lächerliche Bloßstellung unsrer Torheit oder Heuchelei. Und wenn's einmal zum „Klatschen" kommt, dann wird meistens, bewußt oder unbewußt, gelogen, ob es nun Männer oder Frauen sind, die da klatschen. Edle und nachdenkliche Menschen denken nur immer an die besseren Seiten ihrer Nebenmenschen und reden nur von diesen. Ja, man kann die Regel aufstellen und wird sehr wenig Ausnahmen davon finden: je edler, würdiger und nachdenklicher ein Mensch ist, desto schärfer ist sein Blick für das Gute an andern. Statt zu richten und zu verurteilen, ist sein Sinn vielmehr darauf gerichtet, wie er an seiner eigenen Vollkommenheit arbeiten kann. Auf diesem Wege aber wird ein Mensch immer stärker, schöner und reicher, und er findet das schönste Glück in der allgemeinen Bewunderung und Liebe, die ihm von allen Seiten zuströmt, ohne daß er sich dessen bewußt wird. Ein solches Leben lohnt sich wahrhaftig. Trine.

Laß mich wohnen in meinem Haus an der Straße, wo die Menschen vorbeigehen, gute und schlechte, schwache und starke, weise und törichte — ganz wie ich selber. Warum sollte ich auf der Bank der Spötter sitzen und mit harten Urteilen um mich werfen? Laß mich wohnen in meinem Haus an der Straße und die Menschen lieben.

Sam. Walter Foß.

Verstehen wollen wir die Dinge, die da Streit uns schaffen, und die zum Frieden ebben. Haben wir die Dinge, die da Streit uns schaffen, und die zum Frieden ebben, verstanden, dann werden wir auf Wegen schreiten, die den Streit nicht kennen. Buddha.

Sei duldsam und nachsichtig! Bedenke, daß Irrtümer in den Meinungen, so grob sie auch sein mögen, Mitleid verdienen, nicht aber Strafe und Spott. Ebenso bedauernswert wie die Blindheit der Augen ist die des Geistes, und es ist weder Scherz noch Verschuldung, wenn sich in beiden Fällen ein Mensch von seinem Wege verirrt.

Chesterfield.

Ein sanftes Gemüte
Voll Duldungsgüte —
Ist mehr als ein Held
Im Kriegesfeld. Sprüche Salomonis (Daumer).

Der Überzeugung Tempel halt in Ehren
Und schmäh' auch deines Bruders Glauben nicht!
Die Sonne vor dir ist die ew'ge Wahrheit;
Ihr danke, ist dein Wandel tageslicht.

Sind deines Bruders Pfade karg beleuchtet,
Hat ihn die Sonne noch nicht voll erreicht.
Nur einen Lichtquell gibt's. Des Wahnes Nebel
Hält manchmal zäh, jedoch die Nacht entweicht.

Buddha (Wille).

Die Vernunft muß sich in allen ihren Unternehmungen der Kritik unterwerfen und kann der Freiheit derselben durch kein Verbot Abbruch tun, ohne sich selbst zu schaden und einen ihr nachteiligen

Verdacht auf sich zu ziehen. Da ist nun nichts so wichtig in Ansehung des Nutzens, nichts so heilig, das sich dieser prüfenden und musternden Durchsuchung, die kein Ansehen der Person kennt, entziehen dürfte. Auf dieser Freiheit beruht sogar die Existenz der Vernunft, die kein diktatorisches Ansehen hat, sondern deren Ausspruch jederzeit nichts als die Einstimmung freier Bürger ist, deren jeglicher seine Bedenklichkeiten, ja sogar sein Veto ohne Zurückhalten muß äußern können.

Kant.

Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiterzukommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren, und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen.

Kant.

Charakter und Persönlichkeit.

Wenn ich vom Willen spreche, so verstehe ich darunter keineswegs das Begehrungsvermögen, weder ein niederes, noch ein höheres, — sondern jene innige, aus allen übrigen Kräften unserer Seele, wie die Blüte aus Blättern, sich entfaltende, in allen Richtungen unseres Wirkens tätige Energie des Daseins, die man leichter in sich zu fühlen und anzuerkennen, als zu definieren fähig ist, und die man am füglichsten das rein praktische Vermögen im Menschen nennen möchte. Jeder, auch der geistig Schwächste, hat die Erfahrung an sich gemacht, daß er diese Kraft, zu wollen, besitzt, die sich im Starken zum Charakter ausbildet. Diese Kraft, welche im tiefsten Grunde der individuelle Mensch selbst ist, welche Phantasie und Verstand erst in Bewegung setzt, welche die Wunder des geistigen Lebens zur Offenbarung bringt, — sie ist es, auf welche der Sittenlehrer, der Gesetzgeber, der Pädagog, der Arzt, und, den wir eben hier im Auge haben, der Diätetiker, zumal der Diätetiker seiner selbst, zu wirken suchen muß, wenn die Herrschaft des Geistes, von der wir soviel verheißen, zur Erscheinung kommen soll. Hier ist gleichsam die verklärte Seele Stahls, indem jene Kraft, von welcher dieser tiefe Denker so viele Wunder verkündet, während sie noch in die Nacht des Instinktes verhüllt ist, — als Wille an den Tag des Bewußtseins gelangt, und sollte sie da weniger vermögen? Der Verstand wird bei Irren vergebens aufzuklären versucht, die fixe Idee des Unglücklichen ihm vergebens in ihrer Nichtigkeit dargestellt; aber es gelingt, ihn zu heilen, wenn seine Tätigkeit angeregt, wenn die Kraft, zu wollen, zu wirken, in ihm aufgerufen wird. Und wieviel größere Wirkungen müßten geistig Schwache und Kränkliche an Seele und Leib erfahren, wenn sie einen solchen Balsam in ihrem Gemüte zu bereiten verständen, — bereiten lernen wollten? Denn auch der Wille kann gebildet und in gewissem Sinne gelernt werden;

und es tat nie mehr not, das auszusprechen und zu wiederholen, als eben in unseren Tagen, wo Einbildungskraft und Verstand sich der üppigsten Kultur erfreuen, während die eigentliche Kraft zum Handeln und Leben meist traurig daniederliegt. Wenn Charakter (wie Hardenberg sagte) ein vollkommen gebildeter Wille ist, so kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verstand, von den ersten Gründen bestimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgestimmt; das Gefühl, durch den ersten Eindruck bewegt, unterliegt ebenso leicht einem zweiten, ihm widersprechenden. Also Wille ohne oder gegen Verstand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn biegsam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere Mensch ist doch zuletzt nur einer, eine Kraft. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken, — das ist es, was not tut. „Überlegung" — möchte man mit Carlos einem Geschlechte, das ein Clavigo ist, zurufen — „Überlegung ist eine Krankheit der Seele und hat stets nur kranke Taten getan. Du bist von allem Leid befreit, wenn du willst; der allerelendste Zustand ist: nichts wollen können. Fühle dich, und du bist alles, was du warst, was du sein kannst!" Leib und Seele schmachten in hundert Banden, die unzerreißbar sind; aber auch in hundert andern, die ein einziger Entschluß zerreißt; Banden, die wir uns größtenteils selbst auferlegen, und mit den in der Gesellschaft hergebrachten Benennungen: Unentschlossenheit, Zerstreutheit, Unaufgelegtheit, Verdrießlichkeit, — entschuldigen. Es ist in der Diätetik der Seele gerade der Ort, diese Dämonen der Gesundheit beim rechten Namen zu nennen. Feuchtersleben.

Die Weisheit unterscheidet sich dadurch von der Klugheit, daß sie keine Zwecke sich setzt, welche eine ungewöhnliche Zuspitzung des Verstandes erheischen. Die Klugheit ist nur jenen unerläßlich, die nach Reichtümern, Ämtern und einem weiten Kreis von Freunden streben. Der Weise hat wenig Bedürfnisse, verlangt nach sehr wenig Freunden, und was er braucht, erwirbt er sich am liebsten als unabhängiger Mann durch eine gemeinnützige Arbeit. Arbeiten muß er, weil das die Grundbedingung seiner Zufriedenheit ist, und alles, was er anstrebt, ist ein möglichst gesichertes, friedliches Glück. Carneri.

Leben jedweder Art zeigt eine mehr oder minder große Ähnlichkeit mit einer philosophischen Schule. Da gibt es immer eifrige Forscher, die beim Streben nach Wissen ihr eigenes Leben vergessen, und gibt es eine leichtfertige Menge, die kommt und geht; von dieser sagt Epiktetus, ebenso leicht sei es, sie Philosophie zu lehren, wie Eierrahm mit einer Gabel zu essen. Derselbe Zustand zeigt sich im überastralen Leben; und dort findet der Meister selbst noch eine strengere Abgeschiedenheit. Diese Zufluchtsstätte ist so gesichert, so vor Störung geschützt, daß dort kein Mißklang sein Ohr erreichen kann. Weshalb ist dies nötig, wird gefragt werden, wenn er ein Wesen mit so großen Kräften ist, wie seine gläubigen Anhänger behaupten? Die Antwort liegt zutage. Er dient der Menschheit und erachtet sich eins mit der ganzen Welt; er ist bereit, sich jederzeit für sie zu opfern — nicht indem er für sie stirbt, sondern für sie lebt. Und der Grund, weshalb er nicht für sie stirbt, ist, weil er ein Teil — und zwar der wertvollsten einer — vom großen Ganzen ist; weil er unter dem Walten von Gesetzen lebt, die er nicht zu brechen wünscht. Sein Leben ist nicht sein eigen, sondern gehört den Mächten an, die durch ihn wirken. Er ist die Blüte der Menschheit, die Blüte, welche den göttlichen Samen birgt. Er ist in sich ein kostbarer Hort der gesamten Natur, bewahrt und behütet, um der Nutzbarkeit volles Maß zu erlangen. Mabel Collins.

Ich fand eine Feldblume, bewunderte ihre Schönheit, ihre Vollendung in allen Teilen und rief aus: „Aber alles dieses, in ihr und Tausenden ihresgleichen, prangt und verblüht, von niemandem betrachtet, ja, oft von keinem Auge auch nur gesehn.“ — Sie aber antwortete: „Du Tor! meinst du, ich blühe, um gesehn zu werden? Meiner und nicht der andern wegen blühe ich, blühe, weil's mir gefällt: darin, daß ich blühe und bin, besteht meine Freude und meine Lust.“ Schopenhauer.

Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den Mann schmiedet. Die Kinder des Glückes, und nun gar vollends die „in Purpur geborenen“ erfahren nur selten oder nie jenen schmerzlichen aber heilsamen Druck der

Not, welcher die Muskeln der Seele ſtählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meiſterin“, die Not, ſie iſt es, welche den kategoriſchen Imperativ der Pflicht lehrt und Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu ſein, um Herders Ausſpruch, daß alles wahrhaft Gute und Große aus dem Volke komme, anzuerkennen.... Im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armut härtet ſich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerſtiebt. Scherr.

Was einer für ſich ſelbſt iſt, was ihn in die Einſamkeit begleitet, und was keiner ihm geben oder nehmen kann, iſt offenbar für ihn weſentlicher als alles, was er beſitzen oder auch in den Augen anderer ſein mag. Schopenhauer.

Alle Dinge mit und neben dem Menſchen gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er iſt ſich ſelbſt anvertraut und trägt ſein Leben in ſeiner Hand, und es iſt nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. Halte dich zu gut, Böſes zu tun. Scheue niemand ſo viel, als dich ſelbſt. Und der iſt nicht frei, der da will tun können, was er will, ſondern der iſt frei, der da wollen kann, was er tun ſoll. Und der iſt nicht weiſe, der ſich dünket, daß er etwas wiſſe, ſondern der ſeiner Unwiſſenheit innegeworden und durch die Sache des Dünkels geneſen iſt. Tue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei und das von Herzen. Claudius.

Sei nicht zu „moraliſch“, du bringſt dich ſonſt um viele Lebenswerte. Sei mehr als moraliſch: ſei nicht bloß gut im allgemeinen, ſondern ſei zu etwas gut. Thoreau.

Groß iſt überhaupt nur der, welcher bei ſeinem Werke nicht ſeine Sache ſucht, ſondern allein einen objektiven Zweck verfolgt. Schopenhauer.

Das Erſte und Letzte, was vom Genie gefordert wird, iſt Wahrheitsliebe. Goethe.

Der wahrhaft weiſe Menſch iſt weder irgend jemandes Knecht, noch folgt er blind und gedankenlos fremdem Einfluß; er läßt ſich von

keinem Menſchen und von keiner Gemeinſchaft ſein Denken und Empfinden vorſchreiben, nicht von der Familie, nicht von der Kirche, nicht von der Geſellſchaft. Auf der andern Seite iſt er aber auch nicht eigenſinnig beſchränkt: er ſucht nicht etwas möglichſt Beſonderes im Denken und Handeln vorzuſtellen, ſondern er iſt verſtändig genug, raſch und ruhig in Kleinigkeiten nachzugeben, um im Frieden und Einklang mit andern zu bleiben und niemand unnütz wehe zu tun.

Trine.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben;
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Goethe.

Von heute ab erkläre ich mich unabhängig von allen
Schranken und eingebildeten Feſſeln:
Ich gehe wohin ich will, völlig und ganz mein eigener Herr,
Ich höre wohl auf die andern, ich bedenke wohl, was ſie ſagen,
Ich warte, ich ſuche, ich empfange, ich überlege,
Aber ſanft und unerbittlich löſe ich mich los
Von allen Banden, die mich halten wollen.

Whitman.

Wie ein Elefant im Schlachtgewühl den Pfeil, der von dem Bogen fliegt, erträgt, ſo will auch ich den Spott und Hohn aushalten, denn ich weiß, daß die Menge ſchlecht iſt.

Buddha.

Die öffentliche Meinung iſt eine Gerichtsbarkeit, welche der ehrenwerte Mann niemals vollkommen anerkennen, aber auch nicht zurückweiſen darf.

Chamfort.

Zwiſchen Welt und Einſamkeit
Iſt das rechte Leben;
Nicht zu nah und nicht zu weit
Will ich mich begeben.

In der Straßen lautem Drang
Find' ich mich zu blöde;
Aber einen Schauer, bang,
Fühl' ich in der Öde.

Rückert.

Umgang bereichert den Verſtand, doch Einſamkeit iſt Schule des Genies. Gibbon.

Wir brauchen Zeiten, in denen wir mit uns ſelbſt allein ſind. Eine Woche oder zwei tun oft geradezu Wunder, wenn wir nicht gar zu ſtark überarbeitet ſind. Die einfache Gewohnheit, jeden Tag eine ganze oder auch nur eine halbe Stunde unſre tägliche Arbeit zu verlaſſen und allein „in die Stille zu gehen“, was wahrhaftig eine einfache Sache iſt, wäre für ungezählte Menſchen eine Quelle unſchätzbaren Gewinns. Trine.

Kennſt du die Weihe der Einſamkeit, das Glück beſeligter Ruhe, ſo biſt du ledig alles Leides, los der Sünde und ſtehſt am Born der Wahrheit. Buddha.

Der ſtärkſte Mann iſt, der allein ſteht. Ibſen.

Allein mußt du entfalten deine Schwingen,
Allein nach deinen Idealen jagen,
Allein dich auf die See des Lebens wagen,
Allein, allein nach deinem Himmel ringen. Herwegh.

Sei dir ſelber treu,
Und daraus folgt, ſo wie die Nacht dem Tage:
Du kannſt nicht falſch ſein gegen irgendwen. Shakeſpeare.

Der Menſch Cäſar wird geboren, und durch Jahrhunderte nachher haben wir ein römiſches Kaiſerreich. Chriſtus wird geboren, und Millionen von Seelen klammern und heften ſich ſo an ſeinen Geiſt, daß er mit dem Guten und Menſchenmöglichen ſelbſt verwechſelt wird. Jede Inſtitution iſt der verlängerte Schatten eines einzigen Menſchen: das Mönchstum der des Eremiten Antonius, die Reformation der Luthers, das Quäkertum Fox', der Methodismus Wesleys, die Sklavenbefreiung der Clarkſons. Milton nannte Scipio den „Gipfel Roms“, und die ganze Weltgeſchichte löſt ſich mit Leichtigkeit in die Biographien einiger weniger kraftvoller und ernſter Geſtalten auf. Emerſon.

Ein göttlicher Menſch iſt die Prophezeiung des Geiſtes, ein Freund die Hoffnung des Herzens. Unſere Seligkeit wartet auf den Augenblick, wo die Erfüllung beider in ein und derſelben Perſon eintreten wird. Und die Jahrhunderte bilden nur die Eröffnungsfeier für dieſe erwartete Kraft. Alle Kraft, die wir kennen, iſt der Schatten oder das Symbol jener, die kommen ſoll. Alle Poeſie hat Fröhlichkeit und Wirkung, ſoweit ſie von daher ihre Inſpiration erhält. Die Menſchen ſchreiben ihre Namen in die Welt, nachdem ſie mit ihr erfüllt ſind. Die Weltgeſchichte iſt bisher ärmlich geweſen; unſere Nationen waren Pöbel, einen Mann haben wir noch nicht geſehen: Wir kennen dieſe göttliche Geſtalt noch nicht, wir kennen nur Träume von ihr und Prophezeiungen; wir kennen ſeine majeſtätiſche Weiſe nicht, die jeden Beſchauer beſchwichtigen und erheben wird. Wir werden eines Tages ſehen, daß die eigenſte, intimſte Energie die allgemeinſte iſt, daß Qualität die Quantität erſetzt, und daß Charaktergröße im Dunkeln ſchafft und jenen zu Hilfe kommt, die ſie nie geſchaut haben. Alle Größe, die uns bis jetzt erſchienen, bedeutete nur Anfänge und Ermutigungen auf dem Wege dahin. Die Geſchichte der Götter und Heiligen, die die Welt geſchrieben und dann angebetet hat, beſteht aus Dokumenten der Perſönlichkeit. Die Jahrhunderte jubeln in der Erinnerung an die Weiſe eines Jünglings, der nichts dem Glücke verdankte, der auf dem Richtplatz ſeiner Nation ans Kreuz geſchlagen wurde, und der durch die Reinheit ſeines Weſens die Ereigniſſe, die ſeinen Tod begleiteten, mit einem epiſchen Glanze übergoß, ſo daß jede Einzelheit in den Augen der Menſchheit zu einem weltbedeutenden Symbol transfiguriert wurde. Aber der Geiſt verlangt einen Sieg über die Sinne, eine Macht der Perſönlichkeit, die Richter, Geſchworene, Krieger und König überwältigt, die die Kraft des Tier- und Mineralreiches beherrſcht und mit dem Lauf der Pflanzenſäfte, der Ströme, der Winde, der Sterne und der ſittlichen Kräfte eins wird. Emerſon.

Du ſelber und was dein,
Sind ſo nicht dein, daß du für deine Gaben
Dich darfſt verbrauchen oder ſie für dich.
Der Himmel braucht uns ſo, wie wir die Fackeln,

Sie leuchten nicht für sich. Wirkt unsere Tugend
Nach außen nicht, es wäre ganz so gut,
Als hätten wir sie nicht. Shakespeare.

O glaube nicht, daß du nicht seiest mitgezählt;
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt;
Die große Rechnung zwar ist ohne dich gemacht.
Allein du selber bist in Rechnung mit gebracht.
Ja, mitgerechnet ist auf dich in aller Weise;
Dein kleiner Ring greift ein in jene größern Kreise.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Bösen
Die Welt erlöst sein, und du sollst sie miterlösen,
Vom Bösen mache dich, vom Mangelhaften frei;
Zur Güt' und Schöne so der Welten trägst du bei.

Rückert.

Freundschaft.

Das Leben fährt rasch dahin. Wir jagen irgendeinem fliehenden Schatten nach, oder wir werden durch irgendeine Furcht oder Weisung, die sich an unsere Fersen heftet, gejagt. Aber wenn wir plötzlich einen Freund treffen, dann machen wir halt; unsere Hitze und Eile erscheint närrisch genug; jetzt verlangen wir nach Ruhe, festem Besitz und der Kraft, diesen Augenblick durch die Kräfte des Herzens bis ins Unendliche auszudehnen. Der Augenblick ist bei allen edlen Beziehungen alles. Emerson.

Seiner Weltanschauung drückte Epikur den edelsten Stempel auf mit der Erklärung, die beste Sicherstellung eines genußreichen Lebens sei die Freundschaft. Es charakterisiert dies seinen Begriff des Genießens und seine klare Vernunft: nichts ging ihm über einen die Geistesentwicklung fördernden Meinungsaustausch. Alle Glückseligkeit ist Entwicklung, und je umfassender die Entwicklung ist, desto reiner ist die Glückseligkeit. Carneri.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand. Schiller.

Die Freundschaft aus dem Leben wegnehmen wollen, heißt, die Sonne aus der Welt verbannen; denn nichts Besseres haben uns die unsterblichen Götter geschenkt und nichts Köstlicheres. Cicero.

Was wir im Leben besonders brauchen, das ist jemand, der uns dazu bringt, zu vollbringen, was wir vollbringen können. Diesen Dienst kann uns ein Freund leisten. Wie leicht wird es uns in seiner Gegenwart, unsere Größe zu entfalten! Was wir an Tüchtigkeit in uns haben, das lockt er ans Licht hervor. Wie weit öffnet er vor uns die Tore des Lebens! Wie kühn werden da unsere Fragen, wie frisch und unternehmend wird unser Verstand! Wie weniger Worte bedarf es bei ihm! Mit ihm allein genießen wir eine Gesellschaft im eigentlichen Sinne. Ein wahrer Freund verdoppelt meine Möglichkeiten, gibt zu meiner Kraft die seinige hinzu und macht mich beinahe unwiderstehlich stark. Emerson.

Nichts färbt so stark auf uns ab als der Charakter der Menschen, mit denen wir den häufigsten und vertrautesten Umgang pflegen. Ihre Ansichten, Eigenschaften und sogar äußeren Manieren finden sich bei uns wie in einem Spiegel wieder.

Nach jedem Umgang mit Menschen, und besonders mit solchen, die unserm Herzen am nächsten stehen, sind wir in unserm Wesen verändert. Dies gilt besonders auch von Büchern; denn durch diese werden uns viele Menschen zu Freunden, die wir nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommen. Wenn wir den Einfluß edler Freundschaft gefühlt haben, die das Göttliche in uns anregt und die besten Keime des eigenen Herzens befruchtet, empfinden wir die Wirkungen eines Segens, der unser ganzes Wesen reiner, harmonischer und glücklicher macht.

Manche Leute wirken auf uns wie stärkende Arznei oder wie ein erfrischender und neubelebender Luftzug. Unter dem anregenden Einfluß ihrer Gegenwart können wir Dinge sagen und tun, die uns unter andern Umständen unmöglich wären. Der eine Mensch belebt mein Denken, befördert meine Fähigkeiten, schärft meine Einsicht, öffnet in mir die Schleusen der Beredsamkeit und entzündet den Funken der Poesie in mir. Ein anderer aber dämpft meine Begeisterung, nimmt mir allen Schwung, drückt mich nieder und läßt mich bis ins innerste Herz erstarren; es geht eine Atmosphäre von ihm aus, die das Denken erlahmen und die Sprache verkümmern läßt. Marden.

Die Freundschaft ist jedoch nichts Einseitiges, sondern ein Austausch von seelischen Eigenschaften. Man darf in einem Freundesverhältnis nicht nur empfangen wollen, man muß auch zu geben imstande sein. Wer daher Freunde gewinnen will, muß an sich jene Eigenschaften pflegen, die ihn für andere zu einem begehrenswerten Freunde machen. Wenn du niedrig gesinnt, kleinlich und selbstsüchtig bist, so wird sich niemand zu dir hingezogen fühlen. Du mußt edelmütig, großherzig und duldsam sein, du mußt dich mutig und beherzt zeigen; denn eine neidische, engherzige und feige Seele kann keine Anziehungskraft ausüben. Du mußt an dich selbst glauben; wie sollten sonst die anderen an dich glauben können? Du mußt frohgemut und heiteren Sinnes sein; niemand mag es mit einem düsteren Pessimisten zu tun haben. Marden.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.

Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Den wird der Gram zerfressen,
Der insgeheim sich nagt. Simon Dach.

Die Freunde seiner Wahl: denn erst nachdem der Verstand sie geprüft und das wechselnde Glück sie erprobt hat, sollen sie es sein, erkoren, nicht bloß durch die Neigung, sondern auch durch die Einsicht. Obgleich hierin es gut zu treffen, das wichtigste im Leben ist, wird doch die wenigste Sorgfalt darauf verwendet. Einige Freunde führt ihre Zudringlichkeit, die meisten der Zufall uns zu. Und doch wird man nach seinen Freunden beurteilt; denn nie war Übereinstimmung zwischen dem Weisen und den Unwissenden. Inzwischen ist, daß man Geschmack an jemandem findet, noch kein Beweis genauer Freundschaft; es kann mehr von der Kurzweil an seiner Unterhaltung, als von dem Zutrauen zu seinen Fähigkeiten herrühren. Es gibt echte und unechte Freundschaften, diese zum Ergötzen, jene zur Fruchtbarkeit an gelungenen Gedanken und Taten. Wenige sind Freunde der Person, die meisten der

Glücksumstände. Die tüchtige Einsicht eines Freundes nützt mehr als der gute Wille vieler andern; daher verdanke man sie seiner Wahl, nicht dem Zufall. Ein Kluger weiß Verdrießlichkeiten zu vermeiden; aber ein dummer Freund schleppt sie ihm zu. Auch wünsche man seinen Freunden nicht zu großes Glück, wenn man sie behalten will. Gracian.

In einem von den wertvollen Aufsätzen, die den Titel führen: „Wer sind unsre Verwandten?“ zeigt Prentice Mulford mit größter Deutlichkeit und so, daß es jedem einleuchtet, daß zu unsern Verwandten nicht ausschließlich und nicht notwendig die Menschen gehören, die uns blutsverwandt sind, also die Glieder unsrer engsten Familie, sondern die, die am engsten im Geist mit uns verbunden, also uns wahlverwandt sind. Manchmal sind das Menschen, die wir noch nie gesehen haben, sondern erst in späterer Zeit kennen lernen werden, wenn uns das nie rastende Gesetz der Anziehung zu ihnen hinführt, dessen Grundregel lautet: Gleiches zieht Gleiches an. Trine.

Schlage nur mit der Wünschelrut'
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann. Rückert.

Richte nie den Wert des Menschen
Schnell nach einer kurzen Stunde.
Oben sind bewegte Wellen,
Doch die Perle liegt am Grunde. v. Leixner.

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen ist nicht klug;
Doch ist's besser, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen. Logau.

Vielen teile deine Freuden,
Allen Munterkeit und Scherz,
Wenig Edlen deine Leiden,
Auserwählten nur dein Herz. Salis.

Für jeden Mann, für jede Frau ist es ein Segen, einen Freund zu haben, eine Menschenseele, der man durchaus vertrauen kann, einen Freund, der alles Gute und alles Böse von uns weiß, und der uns trotz all unsrer Fehler liebt; der zu uns stets die volle Wahrheit spricht, während die Welt uns schmeichelt, aber hinter unserm Rücken uns verlacht; einen Freund, der uns Rat gibt in den Tagen des Glückes und uns tadelt, wenn wir vom Eigendünkel erfüllt sind; der uns aber auch wieder tröstet und ermutigt, wenn Kummer und Trübsal uns bedrücken und die Welt uns allein läßt, um den Kampf des Lebens zu kämpfen.
Nur großherzige Menschen können wahre Freunde sein, niedrige und feige Naturen können niemals wissen, was wahre Freundschaft bedeutet. Kingsley.

Ich weiß nichts Befriedigenderes, was das Leben zu bieten hätte, als das tiefe freundliche Verständnis, das nach dem Austausch vieler guter Dienste zwischen zwei tüchtigen Menschen bestehen kann, deren jeder seiner selbst und seines Freundes sicher ist. Es ist das eine Seligkeit, hinter welcher jeder andere Genuß zurücktreten muß, neben der Politik, Handel und Kirche billig und unbedeutend erscheinen. Denn wenn Menschen einander begegnen, wie sie es sollen, jeder ein Wohltäter, jeder ein Sternenschauer, in Gedanken, Taten, Vorzüge wie in ein Kleid gehüllt, da sollte die ganze Natur einen Festtag feiern und allen Dingen das freudige Ereignis laut verkünden. Von solcher Freundschaft ist die Liebe der Geschlechter das höchste Symbol, sowie alle anderen Dinge Symbole der Liebe sind. Diese Beziehungen zu den besten Menschen, die wir einst für romantische Jugendschwärmereien hielten, werden für entwickelte Persönlichkeiten der ernsteste Genuß. Emerson.

Wie selten finden, wohin wir gehn,
Sich Menschen, die uns ganz verstehn,
Wo jeder neidlos sich erfreut
Am Guten, das der andre beut;
Und wo, was sich so schnell gefunden,
Für alle Zeiten bleibt verbunden;

Denn, wo die Maske fällt des Scheins,
Sind immer gute Menschen eins,
Und nur an solcher Menschen Herd
Ist unser Leben lebenswert. Bodenstedt.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entsprossen. Lessing.

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen!
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen. Rückert.

Siehst du an deinem Freund
Sich einen Fehler zeigen,
So denk' an deren zwei,
Die dir sind selber eigen. Rückert.

Dein wahrer Freund ist nicht, der dir den Spiegel hält
Der Schmeichelei, worin dein Bild dir selbst gefällt!
Dein wahrer Freund ist, wer dich sehen läßt die Flecken
Und sie dir tilgen hilft, eh' Feinde sie entdecken. Rückert.

Wo sich kein Nutzen zeigt, wo kein Gewinn sich weist,
Ist Freundschaft nicht daheim, meist über Land gereist. Logau.

. . . . . Wie wir den Rücken wenden
Von dem Gefährten, den das Grab verschlang:
So schleichen vom begrabnen Glück sich alle
Hausfreunde fort und lassen ihm, gleich Börsen,
Die Diebe leerten, ihre hohlen Schwüre;
Und er, ein Bettler, dem die Luft nur blieb,
Mit dem Gebrechen allgemeiner Armut,
Steht einsam wie die Schmach. Shakespeare.

Was die Menschen so Freundschaft nennen, ist nur Geselligkeit; eine Schonung der gegenseitigen Interessen, ein Austausch von Gefälligkeiten, ein Verkehr, bei welchem die Selbstliebe immer etwas zu gewinnen hofft. Rochefoucauld.

Wie in der Ehe, so ist auch in der Freundschaft immer ein Teil der tätige, der andere mehr helfend und leidend. — Einklang ist in dieser Ehe der Seelen weder angenehm noch nützlich. Konsone Töne müssen es sein, welche die Melodie des Lebens und Genusses geben, nicht unisone, so verliert sich die Freundschaft bald in bloße Geselligkeit. Herder.

Gleichwie wir wohltätig sind und freigebig, nicht um des Dankes und der Vergeltung willen, so schließen wir auch Freundschaft, weil in ihr selbst schon ihr schönster Gewinn enthalten ist. Auch scheinen mir die, welche Freundschaft um des bloßen Nutzens willen schließen, das liebenswürdigste Band derselben aufzulösen, welches in der Beglückung, nicht durch erworbenen Gewinn, sondern durch die Liebe des Freundes als solcher besteht. Cicero.

Werbe nicht ängstlich um Freunde! Mache nicht Jagd auf jeden ausgezeichneten Menschen, und lege es nicht geflissentlich darauf an, daß er dir besonders zugetan sein soll! Jede Art von Aufdringlichkeit, wäre sie auch noch so gut gemeint, pflegt Verdacht oder Geringschätzung zu erwecken; und wer in der Stille auf dem Pfade fortwandelt, den Redlichkeit und Klugheit bezeichnen, und dabei ein wohlwollendes, zur Mitteilung gestimmtes Herz im Busen trägt, der bleibt nicht unbemerkt, nicht unaufgesucht. Er findet, ohne sich aufzudrängen, ein paar Edle, die ihm die Hand zum brüderlichen Bunde reichen.

Es gibt aber Menschen, die gar keinen vertrauten Freund, sondern nur Bekannte haben; entweder, weil ihnen der Sinn für dies Seelenbedürfnis fehlt, oder weil ihre Gemütsart kalt, unverträglich, verschlossen, zänkisch ist. Andere dagegen sind aller Welt Freunde, sie werfen ihr Herz jedermann vor die Füße — aber deswegen bückt sich keiner, es aufzuheben. Knigge.

Der berühmte Witzkopf Chamfort pflegte zu sagen: Ich habe drei Klassen von Freunden: Freunde, die mich lieben — Freunde, die sich nicht um mich bekümmern — und Freunde, die mich verabscheuen. — Sehr wahr! Lichtenberg.

Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einzig wahre Glück! Platen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet. Schiller.

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein? —
In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen: Nein!

So kann ich niemands heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein? —
Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, mein und dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein;
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde. Mörike.

Weib und Gattenliebe, Eltern und Kinder.

Es gibt so viele Arten von Liebe, daß wir, um sie zu definieren, kaum wissen, auf welche wir unsere Aufmerksamkeit richten sollen. Manche wenden kühn den Namen „Liebe“ auf eine leidenschaftliche Neigung weniger Tage, auf eine Verbindung ohne Anhänglichkeit, auf eine Leidenschaft ohne Neigung, auf bloße Zuneigung, auf eine kalte Gewohnheit, auf eine romantische Einbildung, auf einen Geschmack an, dem rasch Ekel folgt. Sie wenden eben den Namen auf tausend Schimären an. Voltaire.

Und es begann Sokrates seine Fragen: „Agathon, du scheinst deine Rede richtig disponiert zu haben: man müsse zuerst sagen, wer und wie Eros, der Gott der Liebe, denn eigentlich sei, und dann dürfe man erst von seinem Wirken reden. Dieser Anfang hat mir gefallen. Und da du dann so schön, so groß von dem Wesen des Gottes sprachst, so antworte mir nur darauf: Eros, die Liebe — ist dieser Gott, so wie er nun einmal da ist, zu irgend etwas anderem in Beziehung oder nicht? Ich will ja selbstverständlich nicht nach seinem Vater, nach seiner Mutter fragen; es wäre ja lächerlich, meine Frage so zu stellen, wenn ich wissen wollte, ob Eros von einem Vater, einer Mutter stamme — nein, ich meine es so, wie wenn jemand dich nach dem Vater fragte und fragte: ist dieser Vater der Vater zu etwas oder nicht? Du würdest mir natürlich antworten: der Vater ist der Vater eines Sohnes, einer Tochter. Habe ich nicht recht?“ — „Ja, natürlich“, antwortete Agathon. „Und dasselbe gilt von der Mutter, von dem Begriff der Mutter, nicht wahr? Damit du mich aber noch besser verstehst, antworte mir auch darauf: Wenn ich nach dem Bruder fragte: der Bruder ist doch immer der Bruder eines anderen: eines Bruders, einer Schwester? Da stimmst du mir doch auch bei. Und jetzt versuche meine Fragen nach Eros

zu beantworten: Ist Eros also die Liebe zu etwas anderem oder nicht?" — „Ja, natürlich, Eros ist die Liebe zu etwas anderem!" — „Gut, das merke dir vorläufig und antworte mir weiter: Begehrt Eros nach dem, was er liebt, oder begehrt er nicht danach?" — „Eros begehrt danach!" — „Natürlich, und weiter: Besitzt Eros das, wonach er begehrt, oder besitzt er es nicht?" — „Er besitzt es wahrscheinlich nicht!" — „Vielleicht ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern durchaus notwendig, daß, wer begehrt, nur das begehrt, was ihm fehlt, und umgekehrt! Mir scheint das durchaus selbstverständlich, dir nicht auch, Agathon?" — „Ja!" — „Also! Ein Großer will doch nicht noch groß, ein Starker nicht noch stark sein. Ihm könnte doch nicht das noch fehlen, was er schon ist. Denn wenn ein Starker noch stark, ein Schneller schnell, ein Gesunder gesund sein wollte, so müßten wir dann glauben, daß sie und ihresgleichen immer noch das begehren, was sie schon besitzen, oder was sie schon sind. Damit wir aber hier sicher gehen, ich sage das darum — sie alle, Agathon, müssen das, was sie besitzen, in der Gegenwart besitzen, ob sie wollen oder nicht, und wer würde da noch das begehren, was er schon besitzt? Wenn uns einer also sagen sollte: Ich bin gesund und will gesund sein, oder ich bin reich und will reich sein, ich begehre das kurz, was ich schon besitze, so müßten wir ihm doch erwidern: Mensch, da du nun einmal Reichtum erworben hast und gesund und reich bist, so willst du doch wohl nur, daß dir das alles, was du in der Gegenwart besitzest, auch in der Zukunft bleibe. Denke darüber nach, ob du es so meintest? Da wirst du mir doch recht geben, Agathon?" — „Ja!" — „Wir begehren also nach dem, was uns nicht zu eigen ist, und was wir nicht besitzen, wenn wir es uns für die Zukunft bewahrt haben wollen?" — „Entschieden!" — „Jeder begehrt also nur nach dem, was ihm nicht zu eigen, nicht gegenwärtig ist; und was wir nicht besitzen, was wir nicht sind, kurz das also, was uns noch fehlt, bestimmt unsere Begierde und die Liebe! Einigen wir uns nun noch einmal: Eros ist also die Liebe, zunächst zu irgend etwas anderem überhaupt, und dann, näher bestimmt, die Liebe zu dem, was ihm noch fehlt, nicht wahr?" — „Ja!" — „Erinnerst du dich noch daran, wozu du Eros in deiner Rede in Beziehung setztest? Ich will es dir, wenn du willst, ins

Gedächtnis zurückrufen. Wenn ich nicht irre, sagtest du: Das Dasein und Wirken der Götter ist durch die Liebe zu allem Schönen bestimmt; es gibt keine Liebe zum Häßlichen! Sagtest du nicht so?" — „Ja, das waren meine Worte." — „Und da hattest du sehr richtig gesprochen. Und darum wäre also Eros die Liebe zur Schönheit!" — „Natürlich!" — „Sind wir aber nicht eben darin übereingekommen, daß wir nur, was uns noch fehlt, und was wir noch nicht besitzen, lieben?" — „Ja!" — „Es fehlt also Eros die Schönheit, Agathon; Eros besitzt nicht die Schönheit!" — „Ja!" — „Nun also, Agathon! Kannst du noch sagen, daß der, dem die Schönheit fehlt, schön sei?" — „Nein!" — „Du gibst mir also recht, wenn ich sage, Eros sei nicht schön?" — „Ich fürchte, Sokrates, ich habe nichts von allem, worüber ich vorhin sprach, verstanden!" — „Aber du hast dennoch sehr schön vorhin gesprochen, Agathon! Noch eine kleine Frage: Scheint dir nicht auch das Gute schön zu sein?" — „Ja!" — „Wenn also Eros alles Schöne fehlt und das Schöne auch gut ist, so muß Eros auch alles Gute fehlen. Nicht?" — „Ach, Sokrates, ich kann dir nicht widersprechen, es ist alles so, wie du es sagst." — „Nein, geliebter Agathon, du kannst eben nur der Wahrheit nicht widersprechen; auf Sokrates kommt es da gar nicht an."

„Nun aber will ich dich in Ruhe lassen, Agathon! Meine Rede über Eros habe ich von Diotima, einer Frau aus Mantineia, gehört; sie war darin und in vielen anderen Dingen weise; wenn auch ich heute um die Liebe weiß, so hat Diotima es mich gelehrt, und ihre Worte will ich euch im Anschlusse an das, worin Agathon und ich uns oben geeinigt haben, wiedergeben, so gut ich es noch kann. Zunächst also, Agathon, will auch ich sagen, wer und welcher Art Eros sei, und dann werde ich erst von seinen Werken reden. Ich glaube, ich erzähle euch alles am besten so, wie die fremde Frau damals durch Fragen mich es lehrte. Denn wisset, ich sprach zu ihr zuerst genau so, wie du, Agathon, zu mir gesprochen hast: ich behauptete, Eros sei ein großer Gott und er sei schön, und da widerlegte sie mich mit denselben Worten, mit denen ich Agathon widerlegen mußte, und sagte, der Gott sei weder, wie ich es meine, schön noch gut. Ich rief da gleich: ‚Wie redest du nur, Diotima, Eros wäre also häßlich und böse?' Doch sie antwortete: ‚Du lästerst, Sokrates,

läftere nicht! Glaubſt du, was nicht ſchön ſei, müſſe darum gleich häßlich ſein?' — ‚Nein!' — ‚Oder, was nicht weiſe ſei, müſſe darum gleich töricht ſein? Haſt du denn nie erfahren, daß etwas zwiſchen der Weisheit und der Unwiſſenheit da ſei?' — ‚Was iſt dieſes?' — ‚Wenn einer zwar richtig wahrnimmt, aber keinen Grund dafür weiß, nennſt du das ſchon Verſtändnis? Wie könnten wir das verſtehen, wozu wir keinen Grund wiſſen! Und doch iſt das noch nicht Unwiſſenheit: wer das Richtige trifft, kann doch nicht unwiſſend ſein. Wir müſſen es eine richtige Meinung, Wahrnehmung nennen, und dieſe liegt immer zwiſchen dem Verſtändnis und der Unwiſſenheit!' — ‚Da haſt du wohl recht, Diotima!' — ‚Zwinge mir alſo ja nicht mehr das, was nicht ſchön iſt, häßlich und, was noch nicht gut iſt, böſe zu ſein, und glaube noch weniger, daß Eros häßlich und böſe ſei, weil er, wie du es ja jetzt zugibſt, weder ſchön noch gut iſt; auch Eros iſt etwas in der Mitte von beiden und zwiſchen ſchön und häßlich und zwiſchen gut und böſe!'

‚Aber alle', entgegnete ich da, ‚ſind doch darin einig und nennen Eros einen mächtigen Gott!' — ‚Wer nennt ihn ſo, Sokrates, ſind es die Wiſſenden oder die Unwiſſenden?' — ‚Alle, Diotima, ich ſage, alle!' Und jetzt lachte ſie: ‚Gilt alſo auch Eros jenen als ein mächtiger Gott, die da behaupten, Eros ſei überhaupt kein Gott!' — ‚Wer behauptet es denn?' — ‚Der eine biſt du, Sokrates, und der andere ich!' — ‚Ich verſtehe dich nicht!' — ‚Und es iſt doch ſo einfach! Sage, Sokrates: heißeſt du nicht alle, alle Götter heil, würdeſt du den Mut haben, zu behaupten, dieſer oder jener unter den Göttern wäre nicht heil?' — ‚Nein, bei Zeus, niemals!' — ‚Und nennſt du weiter nicht jene Weſen heil, die alles Gute, alles Schöne beſitzen?' — ‚Ja, natürlich!' — ‚Du haſt ja aber doch eingeſehen, daß Eros das Gute und Schöne begehre, weil er beides nicht beſitzt.' — ‚Ja!' — ‚Wie könnte alſo der ein Gott ſein, dem kein Teil am Schönen und am Guten ward? Wie wäre das möglich?' — ‚Es iſt nicht möglich, Diotima!' — ‚Sieh, alſo auch du nennſt Eros nicht Gott!'

‚Was aber iſt dann Eros, wenn er kein Gott iſt? Gehört Eros zu den Sterblichen?' — ‚O nein!' — ‚Ja, was iſt er, ſprich?' — ‚Wir ſahen es doch eben, Eros ſei in der Mitte; Eros iſt in der Mitte zwiſchen dem Unſterblichen und dem Sterblichen!' — ‚Und?' —

‚Ein Dämon, Sokrates, ist Eros, ein großer Dämon, ein Heiland, und alles Dämonische, alles Heilende lebt zwischen Gott und Mensch!‘ — ‚Und wo ist dann seine Macht?‘ — ‚Der Dämon ist immer der Bote: er bringt den Göttern das Flehen und die Opfer der Menschen, und er kündet den Menschen, was die Götter sie heißen, und er kündet die Gnade der Götter, der Heiland ist in der Mitte, und er füllt die Kluft zwischen den Unsterblichen und den Sterblichen, und das All ist durch den Heiland gebunden. Durch ihn kommt alles Schauen den Sehern, und durch den Heiland gehen die Opfer und Weihen! Es mischt sich ja nie der Gott mit dem Menschen: durch den Dämon verkehren Götter mit Menschen und durch den Heiland reden Götter zu Menschen: zu den Wachen und dann, wenn die Menschen der Schlaf umfängt. Wer das schon begreift, in dem ist der Heiland; die anderen alle, die da Künste können und Fertigkeiten haben, sind ja nur Handwerker. Und es gibt der Heilenden viele, und sie sind vielfacher Art, und einer von ihnen ist Eros!‘ — ‚Und hat Eros einen Vater, Diotima, eine Mutter?‘ — ‚Das ist lang, aber ich will es dir erzählen: Da Aphrodite geboren wurde, feierten die Götter ihre Geburt und hatten ein großes Mahl, und mit den Göttern saß auch der Reichtum, der Sohn der Erfindsamkeit. Da sie nun gegessen hatten, kam die Armut und wollte etwas von dem Überflusse haben und blieb vor der Tür stehen, gleich den Bettlern. Nun geschah es, daß der Reichtum zuviel vom Nektar getrunken hatte — es gab ja damals noch keinen Wein — und daß er schwer und berauscht in des Zeus Garten ging und dort einschlief. Und das gab jetzt der Armut ihre eigene List ein: sie dachte sich, weil ich arm bin, so will ich vom Reichtum ein Kind haben, und die Armut legte sich zum Reichtum, und die Armut empfing vom Reichtum den Eros. Und weil nun Eros am Geburtstage der Aphrodite gezeugt wurde, so ist er jetzt ihr Diener und Herold, und da Aphrodite schön ist, so ist Eros von Natur aus in alles Schöne verliebt. Dann aber, weil Eros der Sohn des Reichtums und der Armut ist, so hat er beider Natur und Zeichen. Eros ist seiner Mutter Sohn und darum ganz arm und gar nicht weich und schön, wie viele meinen; o nein, Eros ist hart und dürr und läuft barfuß herum und hat kein Dach, das ihn schützte; auf der nackten Erde ohne

Lager muß er ſchlafen; vor aller Türen triffſt du ihn, auf den Straßen unter freiem Himmel liegt er: Eros hat der Mutter Art, und die Armut läßt nicht von ihm. Dann aber iſt Eros auch ſeines Vaters Sohn und iſt, wie dieſer, voll Liſt nach allem, was ſchön iſt und edel; er iſt kühn und frech und ſtark, ein gewaltiger Jäger, und er kann die Netze knüpfen und die Eiſen ſtellen; Eros will immer Gründe und weiß zu raten; ſein ganzes Leben lang philoſophiert er und kann verhexen und zaubern und iſt ein großer Sophiſt. Da er nun nicht Gott und nicht Menſch geboren iſt, ſo blüht er bald und iſt voll Leben, bald iſt er müde und ſtirbt hin, und das alles oft an demſelben Tage; aber immer wieder lebt er auf; denn der Vater ſteckt in ihm. Was er heute erwirbt, das verliert er morgen, und ſo iſt Eros niemals reich und niemals arm. Und er iſt immer zwiſchen der Weisheit und der Torheit in der Mitte, ich meine das ſo: Von den Göttern iſt niemand das, was wir Philoſoph nennen, und kein Gott hat den Wunſch, weiſe zu werden. Denn die Götter ſind ja weiſe, und jeder, der ſchon weiſe iſt, iſt kein Philoſoph. Aber auch die Unwiſſenden dürfen nicht Philoſophen heißen, auch ſie haben nicht den Wunſch, weiſe zu werden. Denn das gerade iſt das Bittere an der Torheit: Der Tor iſt weder ſchön noch gut, noch verſtändig, und dennoch hält er ſich dafür. Der Tor hat nie den Wunſch nach dem, was ihm fehlt, da er der Meinung iſt, es fehle ihm nichts.' — ‚Und wer ſind nun, Diotima, die Philoſophen, wenn es weder die Weiſen noch die Toren ſein können?' — ‚Das weiß jetzt doch jedes Kind, Sokrates: die Philoſophen ſind eben auch zwiſchen beiden, und zwiſchen dieſen iſt dann auch Eros. Die Weisheit ſtrebt nach der letzten Schönheit, und Eros iſt die Liebe zu allem Schönen: es liebt Eros alſo auch die Weisheit, und darum iſt Eros ein Philoſoph, Sokrates, ja, ja, ein Philoſoph; denn der Philoſoph iſt nicht weiſe und nicht unwiſſend und iſt zwiſchen den Weiſen und den Toren in der Mitte. Und auch das iſt nur das Blut in Eros: denn ſein Vater war weiſe und wußte ſich zu helfen, und ſeine Mutter war arm und töricht. Das und nur ſo, Freund, iſt die Natur des Heilands; was du für Eros gehalten haſt, das war nichts. Nach allem, was du mir ſagteſt, mußt du gemeint haben, Eros ſei alles Geliebte und nicht der, welcher liebt. Und darum erſchien dir Eros von ſo vollkommener

Schönheit zu sein. Denn, was wir lieben, das ist ja natürlich immer schön und zart und vollendet und selig. Der aber, welcher liebt, ist anderer Art, und ich habe dir sein Bild gegeben.' — ‚Und du hast wahr von ihm gesprochen, Gastfreund,' sprach ich.

‚Wenn das nun Eros ist, welchen Nutzen haben dann die Menschen von diesem Heiland?' — ‚Auch darüber, Sokrates, will ich dich aufzuklären versuchen. Wie ich ihn dir beschrieb, so ist Eros, so wurde er geboren, und sein Begehren ist — so sagtest du doch — das Schöne. Wenn man uns nun jetzt fragte: Sokrates und Diotima, wie und warum begehrt Eros das Schöne? Nein, ich will noch bestimmter sein und fragen: Was will der Liebende von dem Schönen, das er begehrt?' — ‚Er will es besitzen', antwortete ich. ‚Ja, er will es besitzen; aber noch eine Frage mußt du mir beantworten: Was ist dem zu eigen geworden, der das Schöne besitzt?' — ‚Auf diese Frage kann ich dir nicht gleich antworten!' — ‚Nun, wenn ich statt des Schönen das Gute setzte und dich fragte: Sokrates, es liebt einer das Gute, was, glaubst du, will er mit dem Guten?' — ‚Er will, daß ihm das Gute zu eigen werde!' — ‚Und wie ist der Mensch, dem das Gute zu eigen wurde?' — ‚Darauf kann ich dir schon leichter antworten: Er ist heil!' — ‚Ja, er ist heil, heil, und wer durch den Besitz des Guten heil geworden ist, der ist es wahrhaft und vollendet, und wir brauchen nicht noch zu fragen, warum er das Heil gewollt hat. Denn hier ist die Frage zu Ende.' — ‚Ja!' — ‚Und glaubst du, daß dieser Wille, diese Liebe allen Menschen gemeinsam sei, und daß alle an dem Guten teilhaben wollen?' — ‚Ja, diese Liebe ist allen Menschen gemeinsam!' — ‚Müßten wir also darum nicht sagen, daß alle Menschen lieben, wenn alle dasselbe und immer lieben, oder soll es weiter heißen, diese hier lieben, jene dort lieben nicht?' — ‚Mir war das nie ganz klar!' — ‚Es wird dir klar werden: denn von dem großen Begriffe Liebe nehmen wir immer nur einen Teil und geben dem Teil den Namen des Ganzen und nennen ihn Liebe; das übrige findet dann andere Namen!' — ‚Wie ist das?' — ‚So — du weißt doch, daß der Begriff Schöpfung sehr weit ist. Wer irgendein Ding aus dem Nichts zum Dasein bringt, der hat das Ding geschaffen, und so ist die Arbeit in allen Künsten ein Schaffen, und alle Meister sind Schöpfer!' — ‚Ja, da sprichst du wahr!' — ‚Und doch heißen

sie nicht so, sondern haben andere Namen, und nur einem Teil, dem Werke der Musiker und Dichter, wird der Name des Ganzen, Schöpfung, zugesprochen. Und nur ihr Werk heißt Schöpfung, und nur diese Künstler Schöpfer. Ein Gleiches gilt nun von dem Begriff der Liebe. Im allgemeinen ist zwar alles Streben nach dem Guten, alles Streben nach dem Heil Liebe, aber die Menschen wollen das Gute und das Heil eben auf eigenen, vielen Wegen finden: der eine will es, indem er viel Geld verdient, der andere, wenn er seinen Körper bildet, der dritte als Philosoph; und von diesen allen sagt eigentlich niemand, daß sie lieben, und niemand nennt sie verliebt. Und nur von jenen sagt man es, und nur jene heißen so und haben den Begriff des Ganzen, die eben mit allem Ehrgeiz nach jenem einzigen Ziele streben.' — ‚Ich glaube, du hast recht! Es heißt so oft unter uns: nur wer seine eigene Hälfte sucht, liebt. Ich aber sage dir, die Liebe will nicht die eigene Hälfte, und die Liebe will nicht das eigene Ganze, wenn beides, Freund, nicht ein Gutes ist. Die Menschen schneiden sich ja die eigenen Hände und die eigenen Füße weg, wenn die eigenen Hände und die eigenen Füße sie ärgern. Nein, Sokrates, die Menschen mögen das Eigene nicht mehr als das Fremde, es sei denn, daß jemand das Gute ein Eigenes und das Böse ein Fremdes heißt. Denn nur das Gute und nichts anderes als das Gute lieben die Menschen. Ist das nicht auch dein Glauben, Sokrates?' — ‚Bei Zeus, ja, das ist auch mein Glauben!' — ‚Aber auch hier dürfen wir nicht einfach behaupten: die Menschen lieben das Gute. Auch hier müssen wir hinzusetzen: die Liebe der Menschen will das Gute, die Tugend besitzen, nicht wahr?' — ‚Ja!' — ‚Und sie will es nicht nur heute und morgen haben, die Liebe will es ewig besitzen!' — ‚Ja!' — ‚Ich fasse also zusammen und sage: die Liebe der Menschen ist das Streben nach dem Besitz des Guten, nach der Tugend.' — ‚Und damit hast du eine große Wahrheit ausgesprochen!'" Platon.

Das Weib soll den Mann, besonders in unserer sogenannten intellektuellen Zeit, darüber belehren, daß es noch etwas Höheres gibt, als Geist und Verstand. Es ist der Ruhm der Frau, in die Welt gesandt zu sein, um mehr für andere, als für sich zu leben. Die Frauen müssen echte, tüchtige Vertreterinnen ihres Geschlechtes werden und keine

Nachahmungen der Männer. Nur dann können sie Anspruch auf den göttlichen Beruf des Weibes erheben, indem sie Priesterinnen der Reinheit, Schönheit und Liebe werden. Solange noch Frauen und Kummer auf der Welt sein werden, solange wird das Evangelium unseres Herrn Jesus in der Welt leben und siegen. Das Weib ist der natürliche und darum göttliche Führer, Reiniger, Begeisterer des Mannes. Kingsley.

Weh mir! nach allem, was ich jemals las
Und jemals hört' in Sagen und Geschichten,
Rann nie der Strom der treuen Liebe sanft;
Denn bald war sie verschieden an Geburt,
Bald war sie in den Jahren mißgepaart,
Bald hing sie ab von der Verwandten Wahl
— O weh, mit fremdem Aug' den Liebsten wählen!
Und war auch Sympathie in ihrer Wahl,
So stürmte Krieg, Tod, Krankheit auf sie ein
Und macht' ihr Glück gleich einem Schalle flüchtig,
Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz,
Schnell wie der Blitz, der in geschwärzter Nacht
Himmel und Erd' in einem Wink entfaltet,
Doch eh' ein Mensch vermag zu sagen: seht!
Schlingt gierig ihn die Finsternis hinab. —
So rasch verdunkelt sich des Glückes Schein.
Weil also Leid stets treue Liebe traf,
So steht es fest im Rate des Geschickes.
Drum laßt Geduld uns durch die Prüfung lernen,
Weil Leid der Liebe so geeignet ist,
Wie Träume, Seufzer, stille Wünsche, Tränen
Der armen, kranken Leidenschaft Gefolge. Shakespeare.

Man sage nicht, daß man einen Menschen kenne, geschweige eine Frau, ohne in ein Verhältnis des Handelns mit ihr gekommen zu sein. Schaue eine schöne, lächelnde Frau wochenlang und höre ihre Worte: sie sagt doch nur ihre Vorsätze, Poesien, Wünsche und alles, was sie in ihrer Kraft zu haben glaubt; aber sie handle im Ungestüm

der Verhältniſſe und im Widerſtreit zwiſchen ſich und außen und dir — dann zeigt ſich's. Jean Paul.

Das Auge der Frau ſieht alles, ihr Ohr hört alles, mit inſtinktartiger Schnelligkeit, und unter dem Scheine von Unachtſamkeit verbergen ſich Beobachtungen, die dem größten Philoſophen entgehen. In dieſem Scharfblick liegt der Hauptgrund, warum die Manieren der Männer am erſten von kleinen Ungereimtheiten gereinigt werden in der großen Welt, wo Damen gebieten. J. Weber.

Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.
Goethe.

Es gibt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüts. W. v. Humboldt.

Der iſt am glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt. Goethe.

Kein drückender Gefühl iſt, als zu wiſſen,
Daß, wo du gehſt, dich niemand wird vermiſſen;
Drum danke Gott, daß du ein Herz gefunden,
Das weinen wird, wenn du ihm wirſt entriſſen. Rückert.

Das iſt die rechte Ehe,
Wo zweie ſind gemeint,
Durch alles Glück und Wehe
Zu pilgern treu vereint.

Der eine Stab des andern
Und liebe Laſt zugleich;
Gemeinſam Raſt und Wandern
Und Ziel das Himmelreich. Geibel.

Es ſind ganz verſchiedene Lobſprüche: eine feine Dame und: ein wackeres und angenehmes Weib. Jenes läßt ſich leicht erlangen und iſt gut vorzuzeigen oder Parade zu machen, zu Hauſe aber viel Umſtände und Bemühung ohne Nutzen. Das letztere macht die Glückſeligkeit des Mannes. Wenn ich ſage: ein feiner Herr, ſo iſt dieſes bei weitem etwas anderes als: ein tüchtiger und wackerer Mann. Wenn jener aufhört, Herr zu ſein, ſo iſt er nichts. Das Wort „Weib" möchte ich nicht gern aus den Lobſprüchen des Geſchlechts verſchwinden ſehen. Wenn ſich die eigentümlichen Wörter verlieren, ſo verſchwinden allgemach die Begriffe. Kant.

Macht einen Gang durch eine große Stadt und ſeht euch an, was in den beſten Läden verkauft wird, es hat den Wert von Millionen, und es ſind Erzeugniſſe mühſamer, oft zerrüttender Arbeit von Millionen Arbeitern. Alles lauter Luxusgegenſtände, die von Frauen gebraucht werden, und zwar ſolche, die man ganz gut entbehren kann. Wenn nur die Frauen das Übel einſehen wollten, welches ihr leichtſinniger und unnötiger Prachtaufwand ſchafft! Tolſtoi.

Je ſchöner ein Frauenzimmer iſt, deſto aufrichtiger ſollte es ſein; denn durch ſeine Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den ſeine Schönheit verüben kann. Leſſing.

Wir wollen mit einer Liebe ſchließen, die wir nur darum nicht ſo hoch ſtellen, wie die von uns als die wahre bezeichnete, weil ihr der Zauber fehlt, der jene befähigt, den ganzen Himmel der Glückſeligkeit uns zu gewähren. In ihr iſt das leidenſchaftliche Moment nahezu gänzlich getilgt. Darum iſt ſie womöglich noch edler als ihre glücklichere Schweſter. Ihr richtiger Name iſt Neigung, aber wir haben ſie zu faſſen als das Höchſte in ihrer Art. Mit vollendeter Selbſtloſigkeit gibt ſie ſich hin, ausſchließlich darauf bedacht, den Mann ihrer Wahl zu beglücken. Wie die wahre Liebe iſt ſie für

die Ehe geſchaffen. Das Hausweſen iſt ihre Gegenwart; die Familie ihre Zukunft; für alles Schöne hat ſie einen regen Sinn; teilnehmend iſt ſie mit den Fröhlichen, hilfreich den Leidenden und Bedrängten; der Fortſchritt der Menſchheit iſt ihr Aufblick, gute, dem Kampf ums Daſein gewachſene Kinder heranzubilden ihr Lebenszweck. Von der Liebe redend, haben wir unwillkürlich ein Weib geſchildert. Aber gerade dieſe Liebe iſt auch eine Liebe, welche tüchtige Männer dem Weibe ihrer Wahl entgegenbringen und bis in den Tod bewahren. Verſtehen müſſen ſich beide. Der Gatte muß die Sorgfalt zu würdigen wiſſen, mit welcher die Gattin das Heim verwaltet, das nach des Tages Mühen als ſeine beſſere Welt ihn aufnimmt, ihn allen Verdruß des Lebens vergeſſen läßt. Die Gattin muß Verſtändnis haben für die gemeinnützigen Ziele, welchen der Gatte ſeine Tatkraft widmet. Die Anhänglichkeit, Nachſicht und Duldſamkeit, deren dieſe Zuneigung fähig iſt, macht ſie weit beſeligender als manche Liebesleidenſchaft, deren tiefſtes Weſen Selbſtſucht iſt. Nur wer nicht weiß, wie ſchal in ihrem Grunde all die Sinnesreize ſind, für welche Torheit und Übermut eigenes und fremdes Lebensglück aufs Spiel ſetzen, blickt mit Geringſchätzung auf einen ſolchen Bund. Carneri.

Die Eiferſucht iſt das größte Übel und erweckt doch gerade den Perſonen, die es verurſachen, am wenigſten Mitleid. Rochefoucauld.

Mit bloßen Reizen, leiblichen oder geiſtigen, in der Ehe zu feſſeln hoffen, ohne Herz und Vernunft, welche allein anknüpfen und feſthalten, das heißt eine Blumenkette aus den bloßen Blüten ohne die Stengel machen wollen. Denn der Verſtand — zumal des Weibes — gilt in der Ehe weit mehr als Liebe, und nicht die liebevollſte, ſondern die klügſte Gattin macht eine glückliche Ehe. Schönheit, erhabene Empfindungen helfen nicht viel; denn die Ehe macht, wie der Tod, alles gleich, und in jedem Zuſammenleben erſchöpfen ſich Kopf, Witz und Phantaſie. Dies ſind wohl Blumenketten für Amor — Hymen aber wird am beſten von der goldenen Erbskette wirtſchaftlicher Anſtelligkeit gehalten und gelenkt.

Die Frau iſt zur Veſta oder Veſtalin des Hauſes, nicht zur

Ozeanide des Weltmeers bestimmt, und auch mit dem wärmsten Herzen wird sie nicht Weltbürgerin, sondern nur Hausbürgerin sein.

Jean Paul.

Wohl dem Manne, welchem die Frau nicht in seinem höchsten Geistesfeuer seine Strümpfe vorwirft! Wenn sie auch sonst nur kleine Vorzüge besitzt; dringt nur in ihr aufgeschlossenes Auge und Herz die blühende Erde und der glänzende Himmel nicht infinitesimalteilchenweise ein, sondern in erhabenern Massen. Dann ist auch für sie das All ein Höheres, als bloß Kinderstube und Tanzsaal, und mit einem Herzen, das fromm und groß zugleich ist, wird sie sogar den immerfort bessern, den sie heiratet. Jean Paul.

Die Damen kommen nicht in den Himmel, denn schon in der Offenbarung Johannis heißt es an einer Stelle, es sei eine Stille gewesen von einer halben Stunde. So was läßt sich aber, wo Frauenzimmer sind, gar nicht als möglich denken. Kant.

Schon das Wort conjugium (Ehe) beweist hinlänglich, daß beide Eheleute an einem Joch tragen; und in ein Joch gespannt sein, kann doch keine Glückseligkeit genannt werden. Kant.

Auch die Ehe soll Freundschaft sein, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit sein wollte! —
Wie die Freundschaft Herzen und Hände zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammenknüpft, so ist auch unter Gatten die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder der schöne, leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da und werden dastehen, umringt vom Kranze jugendlich grünender Zweige. Herder.

Wär' ich König, sprach' ich: „Du
Schöne Hand, bleib mir in Ruh'!
Sollst nicht nähen, sollst nicht stricken,
Nichts tun sollst du, als einst drücken
Mir im Tod die müden Augen zu." Kerner.

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloſchner Sonnen,
In den Tagen lang verrauſchter Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Schiller.

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß;
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelsſchluß;
Ich liebe dich durch einen Zauberbann.
Dich lieb' ich, wie die Roſe ihren Strauch;
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil du biſt mein Lebenshauch;
Dich lieb' ich, weil dich lieben iſt mein Sein.

Rückert.

Eine tiefinnerliche reine Gemeinſchaft des Denkens und Fühlens, die von der Sinnlichkeit nur die Berührung zweier Hände oder den Blick aus vier Augen kennt, iſt ſicher eine Wolluſt, wie ſie in der geſchlechtlichen Sphäre nicht idealer denkbar iſt. Es bedarf keiner platoniſchen Liebe, um zwei Weſen in ſolchem Augenblick vergeſſen zu laſſen, daß ſie Mann und Weib ſind. In ſolchen Verhältniſſen ſtrahlt der weibliche Charakter im himmliſch reinſten Lichte; er iſt dann eine Quelle der Poeſie, an welcher der Genius ſeine höchſte Energie entflammen kann, an welcher auch die grobſinnlichen Naturen ſich veredeln. In ſolcher reinen Luft ſchwinden die ſozialen Gebrechen und reinigt ſich mancher Erdenſchlamm. Wenn nur die Frauen ſolche flüchtigen Momente benutzten, um die Männer zu höherem Streben zu begeiſtern! Ihr Frauen, vergeſſet nicht, daß der Mann nicht ſo lange wie ihr ſich in der bloßen Gefühlsekſtaſe bewegt, gar bald wird euer Engel euch zu Füßen ſinken und von euch den Kuß des Erdengeſchöpfes fordern. In ſolchem Augenblick ſeid ihr allmächtig, denn ihr habt den Löwen zu euren Füßen; iſt der Mann ſtark, ſo ſeid ihr doch noch ſtärker, denn ſeine Stärke gehört ja euch an. Leitet ſie auf den Weg des Guten, des Beſſeren, weiſet ſie auf das Schöne hin; in dieſem zu euren Füßen liegenden Löwen iſt noch viel vom Tiere, in dem bezähmten Herkules noch gar

viel von der menschlichen Bestie. Bringet die Bestie in ihm zum Schweigen und rufet mit dem Spiel eurer zarten Finger aus der Tiefe seines Wesens die besseren Bestrebungen, die edeln Begierden, den Durst nach dem Idealen hervor.

Wir wollen groß sein für euch, stark sein, um euch unsere Stärke zu opfern; wir wollen alles bezwingen, um euch den Siegespreis zu Füßen zu legen. Ein jeder Kuß von euren Lippen bedeute für die Menschheit ein großes dadurch ins Leben gerufenes Werk. Jede eurer Liebkosungen habe einen nützlichen Vorsatz zur Folge. Eure Lieb, sei die schönste Belohnung jedes Strebens. Wahr ist's, ihr seid schwach, aber sobald der Mann euch begehrt, werdet ihr stark. Was ist gebieterischer als das Nein eines Weibes? Wer wagt es, einen Schritt weiter zu tun, wenn der Finger eines Weibes ihm drohend zuruft: „Zurück!"

Die Frau sündigt mindestens viermal weniger als der Mann; sie fürchtet sich vor dem Verbrechen, sie schaudert davor zurück. Sie entwaffne also den Arm des Mannes, der sich nur zu oft mit Blut befleckt. Der verächtliche Mann finde kein Weib, das ihn liebe, ihm bleibe nur die allergröbste sinnliche Wolluft. Daß nur der unwissende, der verworfene Mann, daß alle die vielen sozialen Parasiten, alle die Ungeheuer der moralischen Welt keines Weibes Busen fänden, daran sie ihr Haupt niederlegen könnten! Wie die Kirche einst die Exkommunizierten in den Bann tat, so daß sie kein Brot zur Nahrung, kein Obdach über ihrem Haupte fanden, so halte man es mit den moralischen Ungeheuern — die Liebe tue sie in ihren Bann. Und die von der Natur begnadeten, mit der Zaubergabe der Schönheit begabten Frauen mögen ihre Schätze nur den Starken, den Edeln spenden; ihr Lächeln sei der Ruhmeskranz des siegreichen Genies und des edeln Herzens, Genie und Schönheit sei die erhabene Vereinigung menschlicher Kräfte — gewiß das herrlichste Bild auf Erden.

Mantegazza.

Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten. Der fröhliche Sinn der Kinder, den man für störend und lästig hält, wird mit der Zeit angenehm; er macht Vater und Mutter einander lieber und unentbehrlicher und knüpft

das Eheband, das sie vereinigt, enger und fester. Wenn ein Geist gegenseitiger inniger und lebhafter Zuneigung die Familienglieder aneinander kettet, dann bilden die häuslichen Sorgen die beste Beschäftigung der Frau und den angenehmsten Zeitvertreib des Mannes. Rousseau.

— — Ein liebes Kind zu Hauf'
Wird täglich' Brot uns, Spaß und Zeitvertreib;
Es kürzt uns Juli- zu Dezembertagen
Und heilt mit seinen tausend Kinderein
Gedanken, die das Blut verdicken. Shakespeare.

Kinder sind nicht nur freundliche Lichtstrahlen des Himmels und Gottesgröße, die unser Haus verklären; sie sind auch ernste Fragen aus der Ewigkeit und schwere Aufgaben für die Zukunft.

Schleiermacher.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie;
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre;
Denn nur den kurzen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald, was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei, was du nicht hast,
Erfahren sie von einer andern Welt,
Die ihren Geist erfüllt. Die Zukunft schwebt
Nur ihnen vor; so geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nötigkeiten zieht der Knabe fort;
Du siehst ihm jammernd nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein — —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre! L. Schefer.

Zu stehn in frommer Eltern Pflege,
O welch ein Segen für ein Kind,
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die andern schwer zu finden sind. Uhland.

Der Mensch stehe fest auf eigenen Füßen und besinne sich nicht nur bei besonderen Anlässen auf seine Religion. Das innerste Leben des Hauses soll vom Geiste wahrer Frömmigkeit durchweht sein; das schützende Dach dem hohen Endzweck dienen, Trost und Erquickung zu gewähren; die Ehe ein Bündnis sein, jedem die köstliche Freude und Ehre zu sichern, daß er dem andern ein stiller, beständiger, selbstverständiger Wohltäter sein darf. Emerson.

Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unsers Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib. Jahn.

Das Leben im Staate.

Die Gründung einer Regierung ist im Grunde genommen ein offenbares Zeichen dessen, daß der Mensch im gesellschaftlichen Leben die innere Macht über sich selbst verloren hat und deshalb zu äußerer Gewalt greifen muß. Nachdem er den Verkehr mit dem innern Menschen — seinem treuen Führer — eingebüßt hat, muß er sich auf das äußere Gesetz stützen. Das äußere Gesetz ist aber stets irrig. Wenn jedermann seinen organischen Zusammenhang mit dem menschlichen Geschlecht aufrechterhalten würde, könnte es keine Zwietracht geben; wenn aber dieser Zusammenhang erschlafft, werden künstliche Mittel zu seiner Aufrechterhaltung unentbehrlich, und so entsteht mit der Erschlaffung des ursprünglichen unbewußten einheitlichen Lebens eine Regierungsform, die keinen wirklichen Ausdruck des Lebens des ganzen Volkes mehr darstellt, sondern nur die äußerlich-zwingende Gewalt der herrschenden Klasse oder Kaste.

Carpenter.

Welch ein Kampf ums Dasein oder welche unbändige Verrücktheit hat euch denn dazu bewogen, eure Hände mit Blut zu besudeln, — euch, wiederholen wir, die ihr alles Notwendige und alle Bequemlichkeiten des Daseins genießt? Warum verleumdet ihr die Erde, als ob sie nicht imstande wäre, euch zu ernähren und zu sättigen?

Plutarch.

Ich glaube, wir müssen vor allen Dingen Menschen sein und dann erst Bürger. Es ist unerwünscht, sich eine ebensolche Achtung vor den Gesetzen anzuerziehen, wie zum Guten. Das Gesetz hat die Menschen niemals gerechter gemacht; im Gegenteil, infolge der Achtung vor dem Gesetz werden gute Menschen zu Vollziehern der Ungerechtigkeit.

Thoreau.

Trachte, so zu leben, daß du der Gewalt nicht bedarfst. Tolstoi.

Schon das Kind sehnet sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimat umschließen; aber es sehnet sich dann wieder pflanzenartig zurück. Denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und Verlorenem ihn davor bewahrt, ausschließlich an dem Augenblicke zu haften.

W. v. Humboldt.

Das Göttlichste für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, ist das Vaterland. Seume.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind wir zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß. Goethe.

Man vergesse nicht, daß das wahre Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder einzelne vor allem Glied eines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist; daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenart der Völker auslischt, die ihn bilden sollen.

Vischer.

Die Menschen sind füreinander geboren. So belehre oder dulde, die das noch nicht wissen. Mark Aurel.

Hieraus ist klar, daß die bürgerliche Gesellschaft, wie sie in ihrer ersten und einfachsten Form, in einer Stadt, besteht, unter die Werke der Natur gehört, und der Mensch ein zum bürgerlich gesellschaftlichen Leben bestimmtes und eingerichtetes Geschöpf ist. Der Mensch, welcher nicht durch zufällige Umstände, sondern vermöge seiner Natur außer aller bürgerlichen Gesellschaft lebt, ist entweder mehr, — oder weniger als ein Mensch. Aristoteles.

Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des andern nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann. Kant.

Tugend ist moralische Gesinnung im Kampfe. Kant.

Die männliche Stärke äußert sich nicht darin, daß man sich zwinge, die Ungerechtigkeiten anderer zu erdulden, wenn man sie zurücktreiben kann, sondern das schwere Joch der Notwendigkeit zu ertragen, ingleichen die Lernübungen auszustehen, als ein Opfer für die Freiheit, oder für dasjenige, was ich sonst liebe. Die Erduldung der Frechheit ist eine Mönchstugend. Kant.

Werdet nicht der Menschen Knechte; — laßt euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit Füßen treten. Kant.

Soviel gab ich dem Volke Gewalt, wie diesem genug ist,
Nichts ihm nehmend und nichts übriges bietend an Macht.
Auch für jene, die Macht und Schätze in Fülle besitzen,
Sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab.
Also trat ich mit starkem Schilde als Schützer vor beide:
Keinem erlaubt ich den Sieg gegen das heilige Recht.

Solon (Jacobs).

Wer treu im Dienst des Rechts und der Pflicht beharrt,
Den bringt des Pöbels schnöde Begehrlichkeit
Nicht aus der Fassung, nicht des Zwingherrn
Drohende Miene, noch auch die Windsbraut,

Die zornig herrscht im Meere von Adria,
Noch des gewalt'gen Jupiter Donnerkeil;
Und stürzte selbst die Welt ein — furchtlos
Ließ' er sich unter dem Schutt begraben. Horaz (Mähly).

Mensch, in diesem großen Staate bist du Bürger gewesen; fünf Jahre oder drei Jahre, was liegt daran! Ob im Einklang mit den Gesetzen, das war das Wichtige! Was soll nun Schreckliches daran sein, diesen Staat wieder zu verlassen, nicht vertrieben von einem

Tyrannen oder einem ungerechten Richter, sondern geleitet von der Natur, die dich einst in ihn eingeführt hat, wie ein Schauspieler, den der Prätor eingestellt hat und nun wieder entläßt? „Ich habe aber meine fünf Akte noch nicht gespielt, sondern erst drei", sagst du. Gut gesprochen. Aber im Leben sind diese drei schon das ganze Stück! Bestimmt doch den Schluß der, der einst das Gesamtspiel einrichtete und es heute wieder auflöst, während du an beiden unbeteiligt bist. So scheide denn freundlich von hinnen, denn auch er, der dich entläßt, ist freundlich! Mark Aurel (Kiefer).

Wohl kann der Mensch den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken; er kann nur darauf fahren und steuern, und es kommt auf Erfahrung und Geschick an, ob er Schiffbruch leidet und strandet oder in einen guten Hafen kommt. Wie Gott will — es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage. Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. — — Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt! Bismarck.

In meinen Augen bedeutet das Wort Zivilisation nicht größeren Reichtum, mehr Glanz, mehr Selbstbefriedigung, auch nicht größeren ästhetischen oder künstlerischen Luxus — sondern höhere Herzensbildung, mehr Wissen, mehr Selbstbeherrschung. Kingsley.

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage. Goethe.

Werfen wir einen Blick in die Geschichte, so werden wir sehen, daß die Gesetze, welche eigentlich nur Verträge freier Menschen mit-

einander sind oder sein sollten, meist nur das Werkzeug der Leidenschaften einiger weniger, oder nur durch zufällige und vorübergehende Notwendigkeit erzeugt worden, aber nie das Werk eines weisen Kenners der menschlichen Natur sind, der die Handlungen vieler Menschen in eins zusammenfassen und sie unter folgendem Gesichtspunkte betrachten würde: das höchste Glück ist das, welches auf die größte Anzahl verteilt ist.

Glücklich sind die Völker — wenn es deren gibt —, welche nicht abwarten, daß die langsamen Bewegungen der menschlichen Kombinationen und Fehler dem größten Übel einen Fortschritt zum Guten folgen lassen, sondern das Vorübergehen der Zwischenstufen durch gute Gesetze beschleunigen; und es verdient den Dank der Menschheit der Philosoph, welcher den Mut besitzt, aus dem Dunkel und der Einsamkeit seines Arbeitszimmers die ersten, lange Zeit unbefruchteten Keime der nutzbringenden Wahrheiten unter die Menge auszustreuen. Cesare de Beccaria.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Zschokke.

In Zeiten, wo die Menschen schlechter werden und die wahre Lehre untergeht, steigt die Zahl der Gesetzesregeln. Buddha.

Es ist besser, den Verbrechen vorzubeugen, als sie zu bestrafen. Dies ist der Hauptzweck jeder guten Gesetzgebung, die in der Kunst besteht, die Menschen zum höchsten Glück und zum geringsten Unglück zu führen und, sozusagen, alles Gute und Böse dieses Lebens zu berechnen. Die dabei angewendeten Mittel sind aber meist falsch und dem beabsichtigten Ziele gerade entgegengesetzt.

Cesare de Beccaria

Das sicherste, aber schwierigste Mittel, den Verbrechen vorzubeugen, ist die Vervollkommnung der Erziehung, ein zu umfassender und die mir gesetzten Grenzen weit überschreitender Gegenstand, der, wie ich zu sagen wage, zu tief in die Natur der Regierung einschneidet, als daß er nicht immer bis zu den entferntesten Jahrhunderten des öffentlichen Wohles ein unfruchtbares und nur von wenigen Weisen angebautes Feld finden wird. Ein großer Mensch,

welcher die ihn verfolgende Menschheit aufklärt, hat im einzelnen die Hauptgrundzüge der den Menschen wahrhaft nützlichen Erziehung dargelegt, gezeigt, daß sie weniger in einer unfruchtbaren Menge der Gegenstände als in deren Auswahl und Bestimmtheit besteht, in dem Ersatze der Kopien bei physischen und moralischen Gegenständen, welche Zufall oder Absicht den unbefangenen Gemütern der Jugend vorführen, durch die Originale und darin, daß man sie auf dem leichten Wege des Gefühls zur Tugend anspornt und vom Bösen durch die unfehlbare Notwendigkeit der ihm entspringenden Nachteile zurückhält, nicht aber durch die Unsicherheit des Befehls, der nur einen heuchlerischen und augenblicklichen Gehorsam erzwingt. Cesare de Beccaria.

Seht ihr einen Menschen in das Gefängnis oder zur Richtstätte führen, sprecht nicht gleich: das ist ein böser Mensch, der gegen die Menschen ein Verbrechen begangen.
Denn vielleicht ist es ein edler Mensch, der den Menschen dienen wollte, und der von ihren Unterdrückern dafür bestraft wird.
Seht ihr ein Volk mit Ketten belastet und dem Henker preisgegeben, sprecht nicht gleich: dieses Volk ist ein gewalttätiges Volk, das den Frieden der Welt stören wollte.
Denn vielleicht ist es ein Märtyrervolk, das für das Heil des Menschengeschlechts stirbt.
Vor achtzehnhundert Jahren geschah es in einer Stadt des Morgenlandes, daß die Priester und die Könige jener Zeit einen Aufrührer, einen Gotteslästerer, wie sie ihn nannten, an das Kreuz schlugen, nachdem sie ihn mit Ruten gepeitscht.
Am Tage seines Todes war großes Entsetzen in der Hölle und eine große Freude im Himmel.
Denn das Blut des Gerechten hatte die Welt gerettet. Lamennais.

Wie du selbst vor der Strafe zitterst und den Tod fürchtest, so sollst auch du, im Nächsten dein Ich erkennend, weder töten noch richten.
Buddha.

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären,

und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anderes denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion auf den Menschen ist, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Lichtenberg.

Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker und findet nichts, als Krieg und Empörungen zu erzählen; die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann einmal. Und ebenso ist das Leben des einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwa bloß metaphorisch mit der Not oder mit der Langenweile, sondern auch wirklich mit andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand. Schopenhauer.

Das Verbrechen ist niemals schön, die Menschenschlächterei bietet einen nicht weniger finsteren Anblick als das Verbrechen. Die Anhänger des Krieges finden ihn malerisch und bewundern das harmonische Fortschreiten einer Armee unter den Strahlen der Sonne; sie sind auch geblendet von der erhabenen Unordnung des bunten Gemisches. Im ganzen entdecken sie leicht die glänzende Wirkung des Lichtes, die Ströme purpurnen Blutes, die dramatisch wirkende Masse der menschlichen Körper, das Ganze von einer schwülstigen Poesie übergossen, welche die Gestaltungskraft des Künstlers entflammt und ihn zu üppigen Bildern begeistert. Wir wollen das zugeben, aber unter der verführerischen äußeren Erscheinung muß man auch die traurige Wahrheit sehen. Nur an der Oberfläche ist der Krieg schön, lüftet man aber den glänzenden Schleier, der ihn bedeckt, so verflüchtigt sich alle Poesie. Man sieht dann an Stelle der glänzenden Armee eine bestialische Horde, und die Tapferkeit des Soldaten ist wilde Trunkenheit; unter den tapfer geführten Streichen sieht man die Trauer einer Mutter oder eines Kindes, unter der Uniform die blutende Narbe, unter dem glänzenden Stahl rasendes Leiden, und statt des Ruhmes sieht man das Krankenhaus. Eigentümliche Schönheit! Bei allen Dingen muß man doch das

Ende betrachten, und das Ende des Krieges ist durchaus nicht eine glänzende Heerschau, sondern eine Schlacht, und die Schrecken des Mordes bilden den Schluß. „Soldaten!“ verkündete Napoleon nach Friedland, „in zehn Kriegstagen haben wir 120 Kanonen genommen und 60 000 Russen getötet, verwundet oder zu Gefangenen gemacht ... Mit Lorbeeren beladen kehrt ihr nach Frankreich zurück! ...“ Das heißt soviel als: „Wir sind zehn Tage haßerfüllt gewesen, wir haben 120 Mordinstrumente gestohlen, welche Arme und Beine vieler armer Franzosen zertrümmert haben; wir haben Trauer, körperlichen Schmerz und moralische Qualen über 60 000 Männer ausgegossen, welche keiner von uns gehaßt hat, weil wir sie nie gesehen haben, und wir haben auf diese Weise heldenmütig 60 000 Familien ins Unglück gestürzt. Darum, ihr Soldaten, werdet ihr, mit Lorbeeren bedeckt, in Frankreich einziehen, oder, um mich richtig auszudrücken, ihr werdet meinem Triumphzuge als Gefolge dienen am Tage der Heimkehr, an dem ich eure blutigen Lorbeeren mir als Krone aufsetze, denn ich bin Napoleon!“ Dieses ist die Wahrheit; sie ist abscheulich! Michel Revon.

Gerecht ist ein Krieg, wenn er notwendig; und heilig sind die Waffen, wenn sonst keine Hoffnung übriggeblieben. Machiavelli.

Wir müssen von der Anschauung loskommen, daß die Regierung etwas ist, das uns nichts angeht, und dafür die Überzeugung gewinnen, daß wir selbst es sind, die die Regierung darstellen, und müssen uns angewöhnen, die Dinge selber zu tun, die wir bisher andre für uns tun ließen — und wie schlecht und wie selbstsüchtig haben sie es oft getan! Dann werden wir auch endlich politische Einrichtungen und Zustände bekommen, auf die wir mit gerechtem und uneingeschränktem Stolze blicken können. Trine.

Wer seine Überzeugung unterdrückt, um seine Rechtgläubigkeit vor Anzweiflungen zu schützen, oder in seinen Reden doppelsinnige Worte gebraucht, um mit seinen Parteigenossen gut Freund bleiben zu können, der verdunkelt und schwächt das Licht seines Verstandes und zerstört die Reinheit seines Charakters. Channing.

Eine der Haupturſachen der tiefen Verderbnis unſres Parteiweſens iſt die Tatſache, daß ſo viele Menſchen blinde Anhänger einer beſtimmten Partei ſind aus keinem andern Grunde, als weil ſie zufällig zu ihr gehören. Und warum gehören ſie zu ihr? Oft genug bloß, weil ihr Vater oder ihr Onkel zu ihr gehörte; nächſtens wird es noch ein Grund ſein, daß die Mutter oder die Tante zu ihr gehört!

Trine.

Ein Geſchäftsmann lieſt in ſeiner Zeitung am Frühſtückstiſch die Ereigniſſe des vorhergehenden Tages. Er lieſt, daß Fürſt Bismarck eine Schutzzollpolitik für das Deutſche Reich angekündigt hat, und daß Mr. Henry George als Kandidat für den Bürgermeiſterpoſten von Neuyork aufgeſtellt worden iſt. Dieſe Tatſachen erregen in ſeinem Geiſt Gefühle von Billigung oder Mißbilligung, welche je nach ſeiner bisherigen Zu- oder Abneigung gegen die Schutzzollpolitik oder gegen Mr. Henry George und natürlich je nach ſeinem perſönlichen Intereſſe an der Sache ſtark oder ſchwach ſein mögen. Sie erwecken auch gewiſſe Erwartungen von Folgen, die vorausſichtlich eintreten werden. Weder dieſe Gefühle noch die Erwartungen gründen ſich auf bewußte Denkoperationen — unſer Geſchäftsmann hat nicht Zeit, beim Frühſtück nachzudenken — es ſind ausſchließlich momentane Eindrücke. Er wendet ſich zu dem Leitartikel, und ſeine Gefühle und Erwartungen werden, je nachdem er ſie durch den Zeitungsſchreiber geteilt oder nicht geteilt findet, befeſtigt oder abgeſchwächt. Er fährt mit der Bahn in ſein Geſchäft, ſpricht unterwegs mit zwei oder drei Bekannten und erfährt, daß ſie mit ſeinen noch unbeſtimmten Anſichten übereinſtimmen oder nicht übereinſtimmen. In ſeinem Kontor trifft er ſeinen Kompagnon und findet ein Paket von andern Zeitungen vor, welche er flüchtig durchſieht. Ihre Äußerungen machen ebenfalls Eindruck auf ihn, und ſo beginnt ſich in ſeinem Geiſte, wenn der Tag vorüber iſt, eine beſtimmte Meinung feſtzuſetzen, welche die Erklärung des Fürſten Bismarck oder die Kandidatur des Mr. George billigt oder mißbilligt. Inzwiſchen haben ſich ähnliche Vorgänge im Geiſte der andern und beſonders der Journaliſten abgeſpielt, deren Geſchäft es iſt, zu entdecken, was das Publikum denkt. Die Abendausgabe der Zeitung hat die Meinungen der Morgenzeitungen geſammelt und iſt ſchon be-

stimmter in ihrer Voraussage der Folgen. Am nächsten Morgen bringen die leitenden Parteiblätter Artikel, welche noch bestimmter und entschiedener in ihrer Billigung oder Verwerfung und in der Voraussage der zu erwartenden Folgen sind; und die Meinung der Durchschnittsgeister, welche bisher meistens noch flüssig und unentschieden war, hat sich zu festen Formen zu kristallisieren begonnen. Dies ist die zweite Stufe. — Dann beginnen Debatte und Diskussion. Die Leute und die Zeitungen, welche Mr. Georges Kandidatur billigen, bringen ihre Gründe gegen diejenigen vor, welche dies nicht tun. Sie finden bald heraus, wer ihre Freunde und Gegner sind. Die Wirkung der Diskussion ist, die Parteigänger auf beiden Seiten zur Aufgabe einiger ihrer Argumente, welche sich als schwach erweisen, zu drängen, sie dagegen in anderen zu bestärken, welche sie für beweiskräftig halten, und sie zu einer endgültigen Stellungnahme auf einer oder der anderen Seite zu veranlassen. Das ist die dritte Stufe. — Die vierte Stufe ist erreicht, sobald man sich genötigt sieht, zu handeln. Wenn ein Bürger seine Stimme abgibt, so stimmt er als ein Parteimitglied. Seine Parteivorurteile und die Parteidisziplin halten ihn im Bann und ersticken im allgemeinen alle persönlichen Zweifel und Bedenken, die er fühlen mag.

Wenn man die Leute vor die Wahlurne bringt, so geschieht ungefähr dasselbe, als wenn eine Dampfwalze über frisch aufgeschüttete Schottersteine fährt: die hervorstehenden Ecken werden niedergedrückt, und es entsteht ein Schein von Glätte und Gleichmäßigkeit, welcher bisher noch nicht existierte. Wenn ein Mann seine Stimme abgegeben hat, so ist er gebunden, er hat in der Folge ein Interesse, die Anschauung, welcher er zum Siege zu verhelfen gesucht hat, zu stützen. Außerdem ist die öffentliche Meinung, welche bis zu dem Wahlakt vielfältig war, nach demselben im allgemeinen nur zwiefach: es gibt eine Ansicht, welche triumphiert hat, und eine, welche unterlegen ist.

Wenn wir den Vorgang prüfen, durch welchen die öffentliche Meinung sich bildet, können wir unmöglich verkennen, ein wie geringer Bruchteil der Meinung, die ein Durchschnittsmensch vertritt, wenn er zum Wahlakt schreitet, von ihm selbst herrührt. Sein ursprünglicher Eindruck war schwach und unbestimmt, seine gegenwärtige

Bestimmtheit und Stärke verdankt er hauptsächlich dem, was er gehört und gelesen hat. Man hat ihm gesagt, was er denken soll, und warum er so denken soll. Gründe sind ihm von außen dargeboten worden, und die Diskussion hat sie seinem Geiste eingeprägt. Obgleich er seine Meinung für seine eigene ansieht, hält er an ihr nur deshalb fest, weil seine Bekannten, seine Zeitungen, die Führer seiner Partei an ihr festhalten. Seine Bekannten tun das gleiche, jeder einzige glaubt und wiederholt gewisse Phrasen, weil er meint, daß jedermann sonst auf seiner Seite daran glaubt. Davon, was der einzelne glaubt, beruht nur ein ganz geringer Teil auf ursprünglich eigenen Eindrücken; bei weitem der größere Teil ist das Resultat der ineinander verfließenden Wirkung und Gegenwirkung der Eindrücke einer großen Anzahl von Individuen, bei denen das Element der reinen, persönlichen, auf eigenes Nachdenken gegründeten Überzeugung nur eine geringe Rolle spielt.

Jedermann ist natürlich infolge seiner Erziehung, seiner Denkgewohnheiten, seiner einmal feststehenden Überzeugungen, seiner religiösen oder gesellschaftlichen Beziehungen, der Voraussetzungen seines persönlichen Interesses von vornherein geneigt, die Dinge in einem ganz besonderen Lichte zu sehen. Kein Ereignis, keine Rede, kein Zeitungsartikel fällt jemals auf wirklich jungfräulichen Boden; der Leser oder Hörer ist in jedem Falle schon mehr oder weniger voreingenommen. Wenn irgendein wichtiges Ereignis, welches die Bildung einer Ansicht verlangt, sich zuträgt, so wirken alle diese schon bestehenden Gewohnheiten, Überzeugungen und Beziehungen darauf hin, den Eindruck, welchen jemand empfängt, zu bestimmen, und insofern sind diese Voraussetzungen Faktoren der bei ihm sich bildenden Meinung. Aber sie wirken hauptsächlich nur dahin, seine erste Auffassung der Sache zu bestimmen, und sie wirken auf viele Geister zu gleicher Zeit. Sie erzeugen nicht Verschiedenartigkeit und Unabhängigkeit; sie werden bald durch die Einflüsse erstickt, welche auf alle ihre Genossen, ihre Parteiführer, ihre Presse ausüben. James Bryce.

Es gibt nur ein Mittel, den Parteihäuptlingen die verderbliche Macht zu rauben: wenn du und ich und alle anständigen Männer die

ſittliche Verpflichtung vollkommen deutlich einſehen, die in den Worten „Unabhängigkeit von Parteiſtandpunkten“ enthalten iſt. Wir müſſen durch raſche und entſcheidende Taten zeigen, daß wir unſre Partei bloß dann unterſtützen, wenn ihre Ankündigungen gut und zu dem Zwecke gemacht ſind, erfüllt zu werden, und nicht bloß, um den Wählern Sand in die Augen zu ſtreuen, und ebenſo wenn die von ihr vorgeſchlagenen Männer die beſten ſind, die wir finden können; daß wir aber augenblicklich die Gegenpartei unterſtützen werden, wenn ihre Ankündigungen und ihre Wahlmänner beſſer ſind als bei uns. Das würde eine entſcheidende Umwälzung in unſern politiſchen und geſellſchaftlichen Überlieferungen und Gewohnheiten herbeiführen. Trine.

Nicht mehr kann auch der Weiſeſte ſich wünſchen,
Als einfach und beſcheiden, treu und männlich
Zu leben, nur von wenigen geehrt,
Nach nichts in Kirche, Welt und Staat zu ſtreben
Und nur im innern Herzen groß zu ſein. Lowell.

Iſt es nicht eine abgeſchmackte Lüge, im Tone einer Straßenordnung einfach zu verkünden: Die Menſchen ſind frei und gleich geboren!? Nein, ſie ſind nicht frei und gleich geboren, ſondern ſie kommen in Abhängigkeiten und Verſchiedenheiten aller Art, die von ihrer Exiſtenz ſelbſt unzertrennlich ſind, hervor. Mirabeau.

Die Freiheit iſt keine Ankündigung, die man an den Straßenecken lieſt; ſie iſt eine lebendige Macht, die man in ſich und um ſich fühlt, der Schutzgeiſt des häuslichen Herdes, die Bürgſchaft der geſelligen Rechte, und iſt das erſte dieſer Rechte. Lamennais.

Was die wahre Freiheit und den Gebrauch derſelben am deutlichſten charakteriſiert, das iſt der Mißbrauch derſelben. Lichtenberg.

Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben. Goethe.

Religion und Glaubenssatzung.

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Reinern, Höhern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Fromm sein. Goethe.

Das Wunderbare entsteht nicht erst an einer besonderen Stelle, sondern es durchdringt alles geistige Leben; wer es nicht schon in diesem sieht, wer nicht in dem, was uns täglich und stündlich umgibt, ein Geheimnis empfindet, der mag in der Religion lediglich einen überflüssigen, ja schädlichen Anhang der Lebensarbeit erblicken. Eucken.

Für die meisten Menschen ist die Religion eine Sitte, oder, eher, die Sitte ist ihnen Religion. Mag dies noch so sonderbar erscheinen, ich bin überzeugt, der erste Schritt zur sittlichen Vervollkommnung ist die Emanzipation aus der Religion, in der man aufgewachsen ist. Kein Mensch schritt je anders zur Vervollkommnung, als auf diesem Wege. Thoreau.

Ich sehe eine neue Religion, die sich auf das Zutrauen zum Menschen gründet; die uns an die unberührten Tiefen mahnt, die in uns leben; die daran glaubt, daß der Mensch das Gute ohne den Gedanken an eine Belohnung lieben kann; daran, daß der göttliche Urgrund im Menschen lebt. Salter.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion.
Schiller.

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Lessing.

Eine Stunde ehrlichen ernsten Denkens ist wertvoller, als ganze Wochen entzückter Anbetung, wenn diese sich nicht in Handlungen offenbart. F. Garrison.

Nicht in dem liegt die Untreue, was der Mensch glaubt oder nicht glaubt, sondern darin, daß der Mensch dasjenige bekennt, woran er nicht glaubt. Martineau.

Mag es noch so wahr sein, daß religiöser Unglaube und die Verachtung des Göttlichen ein großes Übel ist, der Aberglaube ist ein noch größeres. Plutarch.

Wie sonderbar, daß die Welt aus den höheren Offenbarungen der Wahrheit nur die allerältesten und jetzt unzeitgemäßen duldet und aufnimmt, jede direkte Offenbarung, jeden selbständigen Gedanken aber für nichtig ansieht, manchmal geradezu haßt. Thoreau.

Daß von dem Glauben an Dinge, von denen zum Teil gewiß ist, daß sie nicht geschehen sind, zum Teil ungewiß, ob sie geschehen sind, und nur zum geringsten Teile außer Zweifel, daß sie geschehen sind, daß von dem Glauben an dergleichen Dinge des Menschen Seligkeit abhängen sollte, ist so ungereimt, daß es heutzutage keiner Widerlegung mehr bedarf. David Friedrich Strauß.

Vom Standpunkt der Schöpfungstheorie, welche alles aus der Hand der Allmacht hervorgegangen sein läßt, mag der Mensch immerhin ein edles Wesen sein, das von seiner ursprünglichen Vollendung immer mehr sich entfernt, wie auch diese Erde, gegenüber dem Paradies, nur als ein Jammertal betrachtet werden kann. Von dieser Trostlosigkeit weiß die Entwicklungslehre nichts. Wer von ihr ausgeht, kann vielmehr nichts Staunenswerteres sich vorstellen als diese aus organischen Anfängen gewordene Welt, an ihrer Spitze den Menschen mit seinem Geist und seinem Herzen. Wir werden zeigen, daß dem Menschen nichts ferner liegt als ein

Gefühl der Verlassenheit, sobald er sich erkennt als eins mit der ihn umgebenden Natur; daß seine Selbständigkeit ihm gestattet, seinen ganzen Mann einzusetzen, wenn es gilt, sein eigenes oder fremdes Wohl zu fördern; daß er tolerant ist gegenüber seinen Mitmenschen, deren Schwächen er versteht, ohne darum aufzuhören, von ihnen zu fordern, was er mit Recht von ihnen fordern kann; daß er Ideale sich zu schaffen vermag, die ihm sichere Führer sind auf den schwierigsten Pfaden und ein Aufblick in jeder Lage des Lebens. Carneri.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.
Goethe.

Wer die ungeheure Bedeutung der Religion unterschätzt, arbeitet trotz aller Aufklärung nur dem Aberglauben in die Hände.
Leibniz.

Religion und Kunst werden sich immer suchen, sich finden, sie werden nicht voneinander lassen können; über den Eingangspforten in ihrem Reiche steht das gleiche Wort Sehnsucht. Wilh. Steinhausen.

Religion zu haben ist Pflicht gegen sich selbst — aber nicht einen Religionsglauben zu haben. Die Religion muß nicht auf dem Glauben, sondern dieser auf jener gegründet sein. Kant.

In der Religion kommt alles aufs Tun an. Kant.

Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch. (Dein Reich komme.) Christus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verstanden und das Reich der Priester errichtet, nicht das Gottes in uns. Kant.

Die Menschen sind nicht leicht zu überzeugen: daß die standhafte Beflissenheit zu einem moralisch-guten Lebenswandel alles sei, was Gott von Menschen fordert, um ihm wohlgefällige Untertanen in seinem Reiche zu sein. Sie können sich ihre Verpflichtung nicht wohl anders als zu irgendeinem Dienst denken, den sie Gott zu leisten

haben; wo es nicht sowohl auf den innern moralischen Wert der Handlungen, als vielmehr darauf ankommt, daß sie Gott geleistet werden, um, so moralisch indifferent sie auch an sich selbst sein möchten, doch wenigstens durch passiven Gehorsam Gott zu gefallen. Daß sie, wenn sie ihre Pflichten gegen Menschen (sich selbst und andere) erfüllen, eben dadurch auch göttliche Gebote ausrichten, mithin in allem ihren Tun und Lassen, sofern es Beziehung auf Sittlichkeit hat, beständig im Dienste Gottes sind, und daß es auch schlechterdings unmöglich sei, Gott auf andere Weise näher zu dienen (weil sie doch auf keine anderen als bloß auf Weltwesen, nicht aber auf Gott wirken und Einfluß haben können), will ihnen nicht in den Kopf. Weil ein jeder große Herr der Welt ein besonderes Bedürfnis hat, von seinen Untertanen geehrt und durch Unterwürfigkeitsbezeigungen gepriesen zu werden, ohne welches er nicht so viel Folgsamkeit gegen seine Befehle, als er wohl nötig hat, um sie beherrschen zu können, von ihnen erwarten kann; überdem auch der Mensch, so vernunftvoll er auch sein mag, an Ehrenbezeigungen doch immer ein unmittelbares Wohlgefallen findet: so behandelt man die Pflicht, sofern sie zugleich göttliches Gebot ist, als Betreibung einer Angelegenheit Gottes, nicht des Menschen, und so entspringt der Begriff einer gottesdienstlichen, statt des Begriffs einer reinen moralischen Religion. Kant.

Der Glaube einer „gottesdienstlichen" Religion ist ein Fron- und Lohnglaube und kann nicht für den seligmachenden angesehen werden, weil er nicht moralisch ist. Denn dieser muß ein freier, auf lautere Herzensgesinnungen gegründeter Glaube sein. Der erstere wähnt durch Handlungen des Kultus, welche (obzwar mühsam) doch für sich keinen moralischen Wert haben, mithin nur durch Furcht oder Hoffnung abgenötigte Handlungen sind, die auch ein böser Mensch ausüben kann, Gott wohlgefällig zu werden, anstatt daß der letztere dazu eine moralisch gute Gesinnung als notwendig voraussetzt. Kant.

Daß die Religion nichts als eine Art von Gunstbewerbung und Einschmeichelung bei dem höchsten Wesen sei, in Ansehung deren die

Menſchen ſich nur durch die Verſchiedenheit ihrer Meinungen von der Art, die ihm die beliebteſte ſein möchte, unterſcheiden, iſt ein Wahn, der, er mag auf Satzungen oder frei von Satzungen geſtimmt ſein, alle moraliſche Geſinnung unſicher macht und auf Schrauben ſtellt, dadurch, daß er außer dem guten Lebenswandel noch etwas anderes als ein Mittel annimmt, die Gunſt des Höchſten gleichſam zu erſchleichen und ſich dadurch der genaueſten Sorgfalt in Anſehung des erſteren gelegentlich zu überheben, und doch auf den Notfall eine ſichere Ausflucht in Bereitſchaft zu haben. Kant.

Eine Religion, die den Menſchen finſter macht, iſt falſch; denn er muß Gott mit frohem Herzen und nicht aus Zwang dienen. Kant.

Das Hinknien oder Hinwerfen zur Erde, ſelbſt um die Verehrung himmliſcher Gegenſtände ſich dadurch zu verſinnlichen, iſt der Menſchenwürde zuwider, ſo wie die Anrufung derſelben in gegenwärtigen Bildern; denn ihr demütigt euch alsdann nicht unter einem Ideal, das euch eure eigene Vernunft vorſtellt, ſondern unter einem Idol, was euer eigenes Gemächſel iſt. Kant.

Daß das bloße Glauben und Nachſagen unbegreiflicher Dinge (was ein jeder kann, ohne darum ein beſſerer Menſch zu ſein, oder jemals dadurch zu werden) eine Art und gar die einzige ſei, Gott wohlzugefallen; — gegen dieſes Vorgeben muß mit aller Macht geſtritten werden. Kant.

Es verrät einen ſträflichen Grad moraliſchen Unglaubens, wenn man den Vorſchriften der Pflicht, wie ſie urſprünglich ins Herz des Menſchen durch die Vernunft geſchrieben ſind, anders nicht hinreichende Autorität zugeſtehen will, als wenn ſie noch dazu durch Wunder beglaubigt werden: „wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubt ihr nicht“. — Die Religion des bloßen Kultus und der Obſervanzen muß ihr Ende erreichen und dafür eine im Geiſt und in der Wahrheit (der moraliſchen Geſinnung) gegründete eingeführt werden. Kant.

Ein Glaube, der geboten wird, iſt ein Unding. Kant.

Der nämliche Mann, der so dreist ist zu sagen: wer an diese oder jene Geschichtslehre als eine teure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein! — Wenn es jemand gäbe, der einen solchen schrecklichen Ausspruch tun könnte, so würde ich raten, sich in Ansehung seiner nach dem persischen Sprichwort von einem Hadschi zu richten: ist jemand einmal (als Pilgrim) in Mekka gewesen, so ziehe aus dem Hause, worin er mit dir wohnt; ist er zweimal da gewesen, so ziehe aus derselben Straße, wo er sich befindet; ist er aber dreimal da gewesen, so verlasse die Stadt oder gar das Land, wo er sich aufhält. Kant.

Geistliche weissagen gelegentlich den gänzlichen Verfall der Religion und die nahe Erscheinung des Antichrists, währenddessen sie gerade das tun, was erforderlich ist, ihn einzuführen: indem sie nämlich ihrer Gemeine nicht sittliche Grundsätze ans Herz zu legen bedacht sind, die geradezu aufs Bessern führen, sondern Observanzen und historischen Glauben zur wesentlichen Pflicht machen, die es indirekt bewirken sollen, woraus zwar mechanische Einhelligkeit als in einer bürgerlichen Verfassung, aber keine in der moralischen Gesinnung erwachsen kann; alsdann aber über Irreligiosität klagen, welche sie selber gemacht haben, die sie also auch ohne besondere Wahrsagergabe vorher verkündigen konnten. Kant

Im Gleichnis Christi ist die enge Pforte und der schmale Weg, der zum Leben führt, der des guten Lebenswandels; die weite Pforte und der breite Weg, den viele wandeln, ist die Kirche. Nicht als ob es an ihr und an ihren Satzungen liege, daß Menschen verloren werden, sondern daß das Gehen in dieselbe und Bekenntnis ihrer Statuten oder Zelebrierung ihrer Gebräuche für die Art genommen wird, durch die Gott eigentlich bedient sein will. Kant.

Das Pfaffentum ist jederzeit geneigt, aus einem bloßen Lehrstand in einen regierenden überzugehen. Kant.

Alle das Gewissen beängstigenden Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht. Kant.

Der Glaube an einen bloßen Geſchichtsſatz iſt tot an ihm ſelber.

Kant.

Warum ſollten wir wegen einer Geſchichtserzählung, die wir immer an ihren Ort (unter die Adiaphora) geſtellt ſein laſſen ſollen, uns in ſo viel gelehrte Unterſuchungen und Streitigkeiten verflechten, wenn es um Religion zu tun iſt, zu welcher der Glaube in praktiſcher Beziehung ſchon für ſich hinreichend iſt? Kant.

Wer den Glauben bekennt und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ferner von Gott, als wer liebt ohne Glaubensbekenntnis. Höher ſteht der, der dein, o Gott, täglich gedenkt, als wer allſonntäglich vor dir in der Kirche kniet und doch ſeinen Nächſten betrügt.

Pſalmen des Weſtens.

Viele glauben, geiſtiges Leben, welches zum Himmel leitet, liege in Frömmigkeit, in äußerer Heiligkeit und in Ablagung von der Welt. Allein Frömmigkeit, die aus Liebestätigkeit, äußere Heiligkeit, die aus innerlicher Heiligkeit hervorgeht, und Weltentſagung, verbunden mit Leben in der Welt, machen das geiſtige Leben aus.

Swedenborg.

Ein Geiſt, der auf zur Gottheit ſtrebt,
Muß zwar vom Staube ſich erheben!
Doch kann, wer nicht der Erde lebt,
Auch nicht dem Himmel leben. Jacobi.

Wir lachen mit Recht über das Eichhörnchen, das, in ſeinem Käfig eingeſchloſſen, durch ſeine Sprünge fortwährend ſich und ſein Häuschen bewegt und dadurch doch nicht von der Stelle kommt; aber es iſt nicht traurig, denn es hat kein Verſtändnis für ſeine Gefangenſchaft. Wenn aber der Menſch, der doch für die Ewigkeit beſtimmt und in dieſe Zeitlichkeit wie in einen Käfig eingeſchloſſen iſt, ſich doch trotz der Kürze der Zeit nur mit Unwichtigkeiten, aber nicht mit ſich ſelbſt und mit Gott beſchäftigt, ſo iſt das ernſtlich zu beklagen. O, wenn ſich doch die menſchliche Torheit aufrichten wollte an der göttlichen Weisheit, wenn ſie doch das Gemeine von

dem Kostbaren scheiden lernte. Wie bald würde dann Philosophie, Politik und Religion ein anderes Gesicht zeigen! Comenius.

Religion und Moral sind die unerläßlichen Stützen der öffentlichen Wohlfahrt. Der ist kein Mann des Vaterlandes, der diese mächtigen Pfeiler der menschlichen Glückseligkeit untergräbt ... Vernunft und Erfahrung beweisen, daß Moralität im Volke ohne Religiosität nicht bestehen kann. Washington.

Aussprüche der Vernunft nennt jeder gewisse Sätze, die er ohne Untersuchung für wahr hält, und davon er sich so fest überzeugt glaubt, daß sogar, wenn er es wollte, er es nicht dahin bringen könnte, sie ernstlich zu prüfen, als wozu er sie einstweilen in Zweifel ziehen müßte. In diesen festen Kredit sind sie bei ihm dadurch gekommen, daß, als er anfing, zu reden und zu denken, sie ihm anhaltend vorgesagt und dadurch eingeimpft wurden; daher denn seine Gewohnheit, sie zu denken, ebenso alt ist, wie die Gewohnheit, überhaupt zu denken; wodurch es kommt, daß er beides nicht mehr trennen kann; ja, sie sind mit seinem Gehirn verwachsen. Das hier Gesagte ist so wahr, daß es mit Beispielen zu belegen einerseits überflüssig und andererseits bedenklich wäre. Schopenhauer.

Das Christentum ist bei den meisten keine Inbrunst mehr, sondern eine bequeme Gewohnheit. Kierkegaard.

Immer wieder verfallen edle Seelen in den Irrtum, daß ihre Pilgerfahrt nach der Wahrheit endlich ans Ziel gelangt sei. Aber jedes Glaubensbekenntnis, das mehr sein will als ein Meilenstein am Wege, ist eine Selbsttäuschung .... Wir müssen uns an die Erkenntnis gewöhnen, daß der Geist mit seiner sich immer erweiternden Erfahrung auch den Gesichtskreis seines Glaubens immer wieder wechseln muß. Lowell.

„Ewig ist die Welt", das ist ein Pfad der Meinungen, ein Dickicht der Meinungen, eine Wildnis der Meinungen, ein Spiel der Meinungen, eine Fessel der Meinungen, voll Leid, voll Verderblichkeit,

voll Qual, voll Verzweiflung, führt nicht zur Abkehr, nicht zum Erkennen, nicht zum Erfallen, nicht zur Erleuchtung, zum Erwachen, zur Erlösung.
„Zeitlich ist die Welt" — „Endlich ist die Welt" — „Unendlich ist die Welt" — „Körper und Seele ist eins" — „Anders ist der Körper und anders die Seele" — „Der Vollendete ist ewig" — „Der Vollendete geht mit dem Tode ein" — „Der Vollendete ist ewig und nicht ewig" — „Der Vollendete ist weder ewig, noch ist er nicht ewig" — das ist ein Pfad der Meinungen, ein Dickicht der Meinungen, eine Wildnis der Meinungen, ein Spiel der Meinungen, eine Fessel der Meinungen, voll Leid, voll Verderblichkeit, voll Qual, voll Verzweiflung; führt nicht zur Abkehr, nicht zum Erkennen, nicht zum Erfallen, nicht zur Erleuchtung, zum Erwachen, zur Erlösung.
Das ist eitel, darum entschlag ich mich völlig solcher Anschauungen.

Buddha.

Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.

Fichte.

Die geistlichen Frösche.

Sie lagen stumm im heißen Jahr, — wie Pfäfflein,
Wenn ein Gelübde ihren Mund versperrt.
Nun aber weckt der Regengott die Frölchlein —
Sie leben auf, da wird geschwatzt, geplärrt.

Wie trocknes Leder lag die Padde faul.
Doch nun das neue Naß den Pfuhl erfüllt,
Auf einmal funktioniert das breite Maul,
Als ob die Kuh nach ihrem Kalbe brüllt.

„Uff! Wasser!" stöhnte matt der Paddenpater,
Solang er lechzend auf dem Trocknen lag.
Nun grüßt er munter: „Morgen, Herr Konfrater!"
Und der lacht fett: „Papachen, guten Tag!"

Wie ausgelaſſen ſich die Zwei bequaken!
Ja, das behagt euch, ſo herumzupatſchen,
Zu hüpfen, grün und braun, durch Regenlaken
Und weidlich ſich einander anzuquatſchen.

Wenn man ſo zuhört, wie ſie Worte wechſeln,
So wähnt man ſich in Prieſterſeminaren,
Wo hochgelahrte Formelmeiſter drechſeln,
Brav nachgeahmt von plärrenden Scholaren.

Das wühlt und wimmelt, gelb und braun bekleckert;
Wie Ochſen grölt es Chorgeſänge, meckert
Wie Böcke Litanei-Brimboria —
„Lobſinge, fromme Kehle! Gloria!“

Wie Opferprieſter nachts beim Somafaß
Sermones halten, voll vom Opfertrank,
So zollt der Padden Chor im erſten Naß
Der Regenzeit dem Wolkengotte Dank.

Ja, Pfäfflein ſind's, die hier beim Soma ſitzen
Und laut das große Jahrgebet begehn,
Prälaten, die vom ſüßen Milchgrog ſchwitzen,
Recht öffentlich — die Menge ſoll ſie ſehn.

Dann heißt es: „Dieſe pünktlich treuen Hüter
Der Jahresordnung wahren unſre Güter.
Der Himmel hört auf ſie, er gibt den Regen,
Sobald ihr Keſſel raucht — des Opfers wegen!

Hochwürden Brüllochs! Pater Meckerbock!
Herr Grün und Gelb! Bringt uns die Gottesgaben!
Wer's glaubt, wird ſelig — ſoll auch noch ein Schock
Von Kühn, Geſundheit, langes Leben haben.“

Rig-Veda (Wille).

Eine Gemeinſchaft, ſei ſie nun kirchlicher oder ſonſtiger Art, die ihren Angehörigen die volle Freiheit und Unabhängigkeit des Denkens — was doch nur ein andres Wort für den Begriff Ehrlichkeit iſt — zu verkümmern ſucht, tut ihnen damit unerſetzlichen Schaden und

legt zugleich den Keim zu ihrer eigenen Zerstörung und Auflösung. Wenn eine Gemeinschaft dieses Gesetz verletzt, so kann man sicher sein, daß sie trotz alles scheinbaren Blühens und Gedeihens dafür büßen muß, und auch ihre begeistertsten Anhänger werden eines Tages erklären: „Fort mit all diesen Einschränkungen! Was an ihnen gut ist, wird weit aufgewogen durch das Falsche und Schädliche, was sie mit sich bringen! Wer mir nicht erlaubt, ein selbständig denkender Mensch zu sein, mit dem will ich keine Gemeinschaft mehr haben." Tausendmal besser, eine Gemeinschaft auf dem Grund der Wahrheit und Ehrlichkeit aufbauen, wenn auch die Entwicklung langsamer ist — es lohnt sich zuletzt doch. Nur was auf dem Grund der Wahrheit ruht, ist für die Ewigkeit gebaut.

Trine.

Wenn ein Vater seinen Sohn in die Welt treten läßt — etwa als Lehrling in einem Geschäft — und der Sohn käme eines Abends nach Hause und sagt zu ihm: „Vater, heute hätte ich die Ladenkasse bestehlen können, aber ich hab's nicht getan, weil ich dachte, du würdest nicht damit einverstanden sein" — meint ihr wohl, daß der Vater sehr erbaut von dieser Mitteilung wäre? Ich denke, er würde als verständiger und rechtschaffener Mann antworten: „Mein Junge, auch wenn du keinen Vater hättest, dürftest du die Ladenkasse nicht bestehlen."
So hat auch noch niemand unserm himmlischen Vater etwas zu Gefallen getan, wenn er es nicht auch getan hätte ohne einen Vater im Himmel, der darum weiß.

Ruskin.

Wenn die innere Sanktion zum Endzweck des Lebens gemacht wird, so wird die höchste Regel des Rechten diese sein: Laß deinen Endzweck im Leben deinen eigenen Seelenfrieden sein, indem du tust, was nach deiner besten Überzeugung zur allgemeinen Glückseligkeit führt.

Stanton Coit.

Die Pilger, die zur Kaba ausgegangen,
Wenn endlich sie zum Ziele hingelangen,
Sehn sie ein Haus von Stein, erhaben, heilig,
Von kahlen Talabhängen rings umfangen.

Sie ziehen aus und hoffen Gott zu ſchauen —
Sie ſuchen viel, umſonſt iſt ihr Verlangen!
Doch ſchallt wohl eine Stimme aus dem Tempel,
Wenn ſie voll Inbrunſt ſeine Schwell' umfangen:
„Was betet ihr zu Ton und Stein, ihr Toren!
Das Haus verehrt, nach dem die Reinen rangen!
Des Herzens Haus, das Haus des Wahren, Einen;
O ſelig, die in dieſen Tempel drangen!“ Rumi (Roſen).

Religion iſt in ihrem wahren Sinn das Freudenvollſte, was die menſchliche Seele kennt, und wo wahre Religion iſt, da ſehen wir, daß ſie Friede, Freude und Glück bringt; aber niemals Düſterheit und Trübſeligkeit. — Sie iſt anziehend für alle und für keinen abſtoßend. Ihr Prüfſtein iſt, ob ſie fürs Alltagsleben geeignet iſt. Das ewige Leben, das wir jetzt ſchon leben, iſt nur dann recht gelebt, wenn wir Tag um Tag jede Spanne Zeit wohl benützen. Wenn uns das nicht gelingt, ſo wird uns nichts gelingen. Trine.

Es bleibt der letzte und allgemeinſte Maßſtab für den Wert eines Menſchen, ob er auch der Andacht fähig iſt, ob er ſeine Gedanken vom Staub des Werktages losmachen und eine Feiertagsſtille in ſich erzeugen und würdig genießen kann. Paul Heyſe.

Früher hieß es: Gebt der Seele einen Sonntag! Jetzt heißt es: Gebt dem Sonntag eine Seele.
Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeſchwärzte Kammer; der Sonntag iſt das helle Fenſterlein, durch das man hineingucken kann in die weite Welt, ja ſogar ein wenig in die Ewigkeit hinein. Roſegger.

Hier gilt kein äußerer Adel. Seelenadel heiligt den Menſchen.
Buddah

Ich urteile nicht, daß edle Abſtammung beſſer mache, ich urteile auch nicht, daß edle Abſtammung ſchlechter mache. Ich urteile nicht, daß große Schönheit beſſer mache, ich urteile auch nicht, daß große Schönheit ſchlechter mache. Ich urteile nicht, daß reicher Beſitz beſſer mache, ich urteile auch nicht, daß reicher Beſitz ſchlechter mache. Mancher Sprößling hoher Geburt, mancher, der voll Schön-

heit lebt oder in Reichtum, gehört zu den Mördern und Lügnern, zu den Wüstlingen und Schwätzern, hat weder dem Haß noch der Gier noch der Niedrigkeit entsagt. Das ist es, warum ich nicht urteile, daß edle Abstammung besser mache. Buddha.

Daß wir nach Gott uns so sehnen, daß es ihn selber verlangt, in uns geboren zu werden, dazu helf' uns Gott. Es darf niemanden unmöglich dünken, hierzu zu kommen. Mag es noch so schwer sein, was macht mir das, da er es ja wirkt. Alle seine Gebote sind mir leicht zu halten! Er heiße mich, was er wolle, das achte ich für nichts, das ist mir alles ein Kleines: sofern er mir seine Gnade dazu gibt. Es sprechen manche: Sie hätten's nicht! Da erwidere ich: Das ist mir leid. Ersehnst du es aber auch nicht, so ist mir das noch leider! Könnt ihr es denn nicht haben, so habt doch ein Sehnen danach! Mag man aber auch das Sehnen nicht haben, so sehne man sich doch wenigstens nach einer Sehnsucht! Wie David sagt: „Ich habe ersehnt, Herr, ein Sehnen nach deiner Gerechtigkeit!" Meister Eckehart.

Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid. Joh. 12.

O komm mit Brausen, heiliger Geist,
Komm, Flamme, singende, rasche,
Und sprenge die Grüfte und wecke zumeist
Der Lebenden Herzensasche.

Komm singend, du großer Wendetag,
Erst leise, gleich Nachtigallen,
Dann brich in den Grund, was nicht weichen mag,
Mit brausendem Tubaschallen.

Bring einen Hoffnungslenz herbei
Den Herzen der Geringsten
Und leg' den verzäunten Himmel frei;
Komm, fröhliches, seliges Pfingsten! Schönaich-Carolath.

Religion ist im Grunde nichts anderes als Gottes Gegenwart in unserer Seele. Spalding.

Das Übel und der Wert des Lebens.

Weltgeist: Hier also ist das Pensum deiner Arbeiten und deiner Leiden; dafür sollst du da sein, wie alle andern Dinge da sind.

Mensch: Was aber habe ich vom Dasein? Ist es beschäftigt, habe ich Not; ist es unbeschäftigt, Langeweile. Wie kannst du mir für soviel Arbeit und soviel Leiden einen so kümmerlichen Lohn bieten?

Weltgeist: Und doch ist er ein Äquivalent aller deiner Mühen und aller deiner Leiden: und dies ist er gerade vermöge seiner Dürftigkeit.

Mensch: So?! Das freilich übersteigt meine Fassungskraft.

Weltgeist: Ich weiß es. — (Beiseite:) Sollte ich dem sagen, daß der Wert des Lebens gerade darin besteht, daß es ihn lehrt, es nicht zu wollen?! Zu dieser höchsten Weihe muß erst das Leben selbst ihn vorbereiten.

Schopenhauer.

Im ganzen wird man finden, daß, sobald es dahin gekommen ist, daß die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen, der Mensch seinem Leben ein Ende macht. Der Widerstand der letzteren ist jedoch bedeutend: sie stehn gleichsam als Wächter vor der Ausgangspforte. Vielleicht lebt keiner, der nicht schon seinem Leben ein Ende gemacht hätte, wenn dies Ende etwas rein Negatives wäre, ein plötzliches Aufhören des Daseins. — Allein es ist etwas Positives dabei: die Zerstörung des Leibes. Diese scheucht zurück; eben weil der Leib die Erscheinung des Willens zum Leben ist.

Inzwischen ist der Kampf mit jenen Wächtern in der Regel nicht so schwer, wie es uns von weitem scheinen mag; und zwar infolge des Antagonismus zwischen geistigen und körperlichen Leiden. Nämlich wenn wir körperlich sehr schwer oder anhaltend leiden

werden wir gegen allen andern Kummer gleichgültig: unſre Herſtellung allein liegt uns am Herzen. Ebenſo nun machen ſtarke geiſtige Leiden uns gegen körperliche unempfindlich: wir verachten ſie. Ja, wenn ſie etwan das Übergewicht erlangen, ſo iſt uns dies eine wohltuende Zerſtreuung, eine Pauſe der geiſtigen Leiden. Dies eben iſt es, was den Selbſtmord erleichtert, indem der mit demſelben verknüpfte körperliche Schmerz in den Augen des von übergroßen geiſtigen Leiden Gepeinigten alle Wichtigkeit verliert. Beſonders ſichtbar wird dies an denen, welche durch rein krankhafte, tiefe Mißſtimmung zum Selbſtmord getrieben werden. Dieſen koſtet er gar keine Selbſtüberwindung: ſie brauchen gar keinen Anlauf dazu zu nehmen; ſondern ſobald der ihnen beigegebene Hüter ſie auf zwei Minuten allein läßt, machen ſie raſch ihrem Leben ein Ende.

Wenn in ſchweren, grauſenhaften Träumen die Beängſtigung den höchſten Grad erreicht, ſo bringt eben ſie ſelbſt uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verſchwinden. Dasſelbe geſchieht im Traume des Lebens, wann der höchſte Grad der Beängſtigung uns nötigt, ihn abzubrechen.

Der Selbſtmord kann auch angeſehen werden als ein Experiment, eine Frage, die man der Natur ſtellt und die Antwort darauf erzwingen will: nämlich, welche Änderung das Daſein und die Erkenntnis des Menſchen durch den Tod erfahre. Aber es iſt ein ungeſchicktes: denn es hebt die Identität des Bewußtſeins, welches die Antwort zu vernehmen hätte, auf. Schopenhauer.

Wir Menſchen beklagen uns oft, daß der guten Tage ſo wenig ſind und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet: wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Übel zu ertragen, wenn es kommt. Es iſt mit der übeln Laune völlig wie mit der Tätigkeit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Tätigkeit wahres Vergnügen. Goethe.

Weinend betrat ich die Erde zuerſt und verlaſſe ſie weinend;
Nichts auf irdiſchem Pfad fand ich als Tränen und Schmerz.
Tränenbegabtes Geſchlecht, ſo jammerbelaſtet und kraftlos
Steigeſt du nieder zur Gruft, wo du in Aſche zerfällſt.

Palladas (Jacobs).

Ihr Menſchengeſchlechter, ach!
Euch, die leben im Lichte, wie
Zähl' ich ähnlich dem Nichts euch!
Denn welcher der Sterblichen
Nimmt ein größeres Glück dahin,
Als ſoviel ihm der Wahn verleiht,
Bis vom Wahn er hinabſinkt?

Sophokles.

Vor uns bleibt allerdings nur das Nichts. Aber das, was ſich gegen dieſes Zerfließen ins Nichts ſträubt, unſere Natur, iſt ja eben nur der Wille zum Leben, der wir ſelbſt ſind, wie er unſere Welt iſt. Daß wir ſo ſehr das Nichts verabſcheuen, iſt nichts weiter als ein anderer Ausdruck davon, daß wir ſo ſehr das Leben wollen und nichts ſind, als dieſer Wille, und nichts kennen, als eben ihn. — Wenden wir aber den Blick von unſerer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen, welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbſterkenntnis gelangt, ſich in allem wiederfand und dann ſich ſelbſt frei verneinte, und welche dann nur noch ſeine letzte Spur mit dem Leibe, den ſie belebt, verſchwinden zu ſehen abwarten; ſo zeigt ſich uns, ſtatt des raſtloſen Dranges und Treibens, ſtatt des ſteten Überganges von Wunſch zu Furcht und von Freude zu Leid, ſtatt der nie befriedigten und nie erſterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menſchen beſteht, jener Friede, der höher iſt als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresſtille des Gemüts, jene tiefe Ruhe, unerſchütterliche Zuverſicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raffael und Correggio dargeſtellt haben, ein ganzes und ſicheres Evangelium iſt: nur die Erkenntnis iſt geblieben, der Wille iſt verſchwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und ſchmerzlicher Sehnſucht auf dieſen Zuſtand, neben welchem das Jammervolle und Heilloſe unſeres eigenen durch den Kontraſt in vollem Lichte erſcheint.

Dennoch ist diese Betrachtung die einzige, welche uns dauernd tröften kann, wann wir einerseits unheilbares Leiden und endlosen Jammer als der Erscheinung des Willens, der Welt, wesentlich erkannt haben, und andererseits, bei aufgehobenem Willen, die Welt zerfließen sehen und nur das leere Nichts vor uns behalten. Also auf diese Weise, durch Betrachtung des Lebens und Wandelns der Heiligen, welchen in der eigenen Erfahrung zu begegnen freilich selten vergönnt ist, aber welche ihre aufgezeichnete Geschichte und, mit dem Stempel innerer Wahrheit verbürgt, die Kunst uns vor die Augen bringt, haben wir den finstern Eindruck jenes Nichts, das als das letzte Ziel hinter aller Tugend und Heiligkeit schwebt, und das wir, wie die Kinder das Finstere, fürchten, zu verscheuchen; statt selbst es zu umgehen wie die Inder, durch Mythen und bedeutungsleere Worte, wie Resorption in das Brahm oder Nirwana der Buddhaisten. Wir bekennen es vielmehr frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrigbleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — nichts. Schopenhauer.

Wie der einzelne zuerst als Kind dem Augenblicke lebt, dann als Jüngling in transzendenten Idealen schwärmt, dann als Mann dem Ruhm und später dem Besitz und der praktischen Wissenschaft nachstrebt, bis er endlich als Greis, die Eitelkeit alles Strebens erkennend, sein müdes, nach Frieden sich sehnendes Haupt zur Ruhe legt, so auch die Menschheit. Sehen wir doch die Nationen entstehen, reifen und vergehen, finden wir doch auch an der Menschheit die deutlichsten Symptome des Alterwerdens; warum sollten wir bezweifeln, daß nach der kräftigen Mannestätigkeit nicht auch für sie einst das Greisenalter kommt, wo sie, zehrend von den praktischen und theoretischen Früchten der Vergangenheit, in eine Periode der reifen Beschaulichkeit eintritt, wo sie die ganzen wüst durchstürmten Leiden ihres vergangenen Lebenslaufes mit wehmütiger Trauer in eins fassend überschaut und die ganze Eitelkeit der bisherigen vermeintlichen Ziele ihres Strebens begreift.

Nur ein Unterschied ist zwischen ihr und dem Individuum: die greise Menschheit wird keinen Erben haben, dem sie ihre aufgehäuften Reichtümer hinterlassen kann, keine Kinder und Enkel, die Liebe zu welchen die Klarheit ihres Denkens stören könnte. Dann wird sie in jener erhabenen Melancholie, welche man bei Genies oder auch bei geistig hochstehenden Greisen gewöhnlich findet, gleichsam wie ein verklärter Geist über ihrem eigenen Leibe schweben und wie Ödipus auf Kolonos in dem vorgefühlten Frieden des Nichtseins die Leiden des Seins gleichsam nur noch als fremde fühlen, nicht mehr ein Leid, sondern nur noch ein Mitleid mit sich selbst. Das ist die Himmelsklarheit, jene göttliche Ruhe, die in Spinozas Ethik weht, wo die Leidenschaften in dem Abgrunde der Vernunft verschlungen sind, weil sie klar und deutlich in Ideen gefaßt sind. Aber selbst wenn wir jenen Zustand reiner Leidenschaftslosigkeit als erreicht annehmen, wenn selbst das Leid in Mitleid mit sich verklärt ist, es hört doch nicht auf, Trauer, d. h. Unlust zu sein. Die Illusionen sind tot, die Hoffnung ist ausgebrannt; denn worauf sollte man noch hoffen? Die todesmüde Menschheit schleppt ihren gebrechlichen irdischen Leib mühsam von Tage zu Tage weiter. Das höchste Erreichbare wäre doch die Schmerzlosigkeit; denn wo sollte das positive Glück noch gesucht werden? Etwa in der eitlen Selbstgenügsamkeit des Wissens, daß alles eitel ist, oder daß im Kampfe mit jenen eitlen Trieben die Vernunft nunmehr gewöhnlich Sieger bleibt? O nein, solche eitelste von allen Eitelkeiten, solcher Verstandeshochmut ist dann längst überwunden! Aber auch die Schmerzlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht, denn sie ist ja kein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich und muß trotzdem arbeiten, um zu leben, und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschungen des Lebens hinter sich und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis, nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. Nach den drei Stadien der Illusion, der Hoffnung auf ein positives Glück, hat sie endlich die Torheit ihres Strebens eingesehen, sie verzichtet endgültig auf alles positive Glück und sehnt sich nur noch nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts,

Nirwana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium der Illusion. Eduard v. Hartmann.

Nun seht, wie unser Lachen
Mit Weinen erlischet;
Unsre Süße ist vermischet
Mit bitterer Gallen;
Unsre Blume, die muß fallen,
Wenn sie am grünsten wähnt zu sein.

Hartmann von Aue.

Allen irdischen Dingen ist ihr Ende bereitet. Inmitten der fröhlichen Laufbahn ihres Glanzes und ihrer Eitelkeit geht ihnen die Kraft aus, und sie werden zu Staub. Das ganze Erdenrund ist nichts als ein Grab, und alles, was darauf lebt, wird einst darunter begraben werden. Die Dinge von gestern sind heute nicht mehr, und die Dinge von heute werden vielleicht schon morgen nicht mehr sein. Die einst auf Thronen gesessen, Versammlungen gelenkt, Heere befehligt, Länder erobert, göttliche Verehrung gefordert, der Macht, der Herrschaft, dem Ruhm nachgejagt haben, wo sind sie jetzt? Verschwunden mit all ihrer Herrlichkeit gleich dem Rauche, der aus dem Krater des Popokatepetl aufsteigt und spurlos verschwindet. Alt-Mexikanisch

Das Leben ist kurz, wenn es diesen Namen nur verdient, insofern es angenehm ist; denn wenn man alle diese Stunden, welche man auf angenehme Weise zubringt, zusammenstellte, so würde man aus einer großen Anzahl von Jahren kaum ein Leben von einigen Monaten zusammenbringen. La Bruyère.

Jedwedes Tier, das kreucht und fleucht zu Wasser und zu Lande,
Ist glücklicher doch als der Mensch und reicher an Verstande.
Der Esel gilt als dummes Tier ob seiner langen Ohren.
Was kann das Unglücksvieh dafür! Es ist mal so geboren.
Doch wir, noch nicht zufrieden mit des Schicksals schwerer Plage,
Verbittern uns durch eigne Schuld die kurzen Lebenstage.

Niest jemand, sind wir außer uns. Vielleicht ohn' es zu wollen,
Sagt jemand ein verletzend Wort — gleich zürnen wir und grollen.
Hat jemand einen bösen Traum, sind wir von Furcht befangen,
Und schreit ein Käuzlein in der Nacht, so packt uns Angst und Bangen.
Gesetz, Einbildung, Strebertum, die Jagd nach Ruhm und Ehren
Sind von den Menschen nur erdacht, um ihre Qual zu mehren.

Menander.

Zu den Beseligten zählt kein Sterblicher, sondern in Mühsal
Leben sie alle, soviel ihrer die Sonne beschaut. Solon.

Jedem ist andere Not, in Wahrheit aber gesegnet
Keiner der Menschen, soviel ihrer die Sonne beschaut. Theognis.

Was ist das Leid? Ein Ozean.
Was ist die Lust? Die Perle drin.
Eh' ich sie bringe an den Tag,
Zerbricht die Perle und ist hin. Petöfi.

Wie leer und schal und nichtig erscheint uns fast jeder verflossene Tag! Wie geringe Spuren hinterläßt er! Wie dumm schwand Stunde auf Stunde dahin!

Und doch will der Mensch leben; er klammert sich an das Leben, er baut auf dieses, auf sich und auf die Zukunft all seine Hoffnungen .... O, wieviel Glück erwartet er von der Zukunft!

Aber warum bildet er sich ein, daß die andern, zukünftigen Tage diesem soeben verlebten Tage nicht gleichen würden? Doch das bildet er sich auch nicht ein. Er liebt das Grübeln nicht — und daran tut er wohl.

„Morgen, morgen!" tröstet er sich — bis dieses „Morgen" ihn ins Grab senkt.

Nun — ruhst du erst im Grabe, dann hörst du wohl oder übel von selbst auf zu grübeln. Turgenjeff

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel,
Sei mit dir im reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel

Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philoſophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär' einer droben in Wolkenhöhn
Und würde das Schauſpiel mitanſehn,
Wie mitleidlos, wie teufliſch wild
Tier gegen Tier und Menſchenbild,
Menſch gegen Tier und Menſchenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgeſonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er dreinſchlagen,
Mit tauſend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerſchmettern.

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grauſam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in ſeinen Himmel heben?
Oh, wenn ſie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!" würden ſie ſagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen.
Es iſt überſtanden. Es iſt geſchehen.
Schließ mir die Augen, mag nichts mehr ſehen.
Leben iſt Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur iſt kein Erbarmen.
Da werden auch wieder Menſchen ſein,
Die könnten wie dazumal mich umarmen —
Oh, leg ins Grab mich wieder hinein!"

Viſcher.

Das Morgen, Morgen, und dann wieder Morgen
Kriecht knappen Schritts von Tag zu Tage fort
Bis zu der letzten Silb' im Buch der Zeit,

Und alle unſre Geſtern leuchteten
Nur Narren vor, den Weg zum Grabesſtaub.
Erliſch, du Stümpfchen Licht! Ein Schatten nur,
Der wandelt, iſt das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen ſtelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen iſt's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortſchwalls, doch bedeutungsleer.

Shakeſpeare.

Nur Gram und Tränen, welche raſtlos rinnen,
Gab uns das kurze Weilen auf der Welt;
Nichts, was uns dunkel, ward uns aufgehellt,
Und unter Seufzen gehn wir nun von hinnen.

Chijam.

Nun wirſt du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es ſchwand der letzte Wahn,
Der ewig ſchien. Er ſchwand. Ich fühl' es tief.
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuſchung, auch der Wunſch entſchlief.
So ruh' für immer. Lange
Genug haſt du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers iſt
Die Erde wert. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, andres nicht. Die Welt iſt Kot.
Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menſchen hat das Schickſal
Nur eins geſchenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die ſchnöde Macht, die
Verborgen herrſcht zu unſrer Qual,
Und dieſes Alls unendlich nicht'ge Öde. Leopardi (Heyſe).

Nicht gezeugt ſein, wäre das beſte Schickſal,
Oder doch früh ſterben in zarter Kindheit.
Wächſt zum Jüngling einer empor, verfolgt ihn
Uppige Torheit,

Während Mißgunſt, Streit und Gefahr und Haß ihm
Quälend nahn. Reift vollends hinan zum Greis er,
Jede Schmach muß dulden er dann, vereinzelt
Ruhend und kraftlos.

Stets umdroht uns Flutengedräng und ſchleudert
Hart an ſteilabfallenden Klippenſtrand uns,
Mag der Süd nun peitſchen die Woge, mag ſie
Schwellen der Nordſturm. Sophokles (Platen).

Dies iſt die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt iſt Leiden, Alter iſt Leiden, Krankheit iſt Leiden, Tod iſt Leiden, mit Unliebem vereint ſein iſt Leiden, von Liebem getrennt ſein iſt Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, iſt Leiden; kurz, die fünferlei Objekte des Ergreifens ſind Leiden.
Dies iſt die heilige Wahrheit von der Entſtehung des Leidens: es iſt der Durſt, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, ſamt Freude und Begier, der hier und dort ſeine Freude findet: der Lüſtedurſt, der Werdedurſt, der Vergänglichkeitsdurſt.
Dies iſt die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieſes Durſtes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren laſſen, ſich ſeiner entäußern, ſich von ihm löſen, ihm keine Stätte gewähren.
Dies iſt die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es iſt dieſer heilige, achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entſchließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichverſenken.
Buddha.

Nur Trübſal iſt ja der Sterblichen Los,
Und niemals ruhn ſie vom Leide.
Was mehr Wert hat denn das Leben im Licht,
Das birgt in Gewölk die verhüllende Nacht.
Wohl hängen wir nur ſo töricht an ihm,
Weil's hier auf Erden uns glänzt, weil nie
Von dem andern Leben uns Kenntnis ward,
Noch Kunde von dem, was die Erde verbirgt:
Denn nichtige Fabel betört uns. Euripides.

Übrigens kann ich hier die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus, wo er nicht etwan das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bittrer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit. Schopenhauer.

Der Materialismus führt naturgemäß zum Pessimismus. Die Erkenntnis dagegen, daß eine geistige Kraft in und durch uns wirkt wie in allen Dingen, diese Erkenntnis führt zum Optimismus. Der Pessimismus macht schwach, der Optimismus macht stark. Trine.

Also das wäre die Summe: mit der Steigerung der Kultur wächst die Mannigfaltigkeit und Intensität der Leiden, aber auch der Freuden. Ob in stärkerem Maße? Das war die zuversichtliche Behauptung des historischen Optimismus, der Fortschritt der Geschichte mehre das Glück. Ihr tritt der Pessimismus mit der ebenso zuversichtlichen Behauptung gegenüber, er mehre die Leiden. Ich halte beide Behauptungen für gleich unerweislich; beiden läßt sich durch rhetorische Ausführungen eine große Scheinbarkeit verschaffen; in Wahrheit kann es kein Verfahren geben, wodurch die entscheidenden Ermittelungen angestellt würden. Vielleicht käme der Wahrheit am nächsten eine dritte Ansicht, daß das Wachstum auf beiden Seiten stets gleich groß und daher, wenn Lust und Schmerz wie positive und negative Größe addiert würden, die Summe stets dieselbe bleibe, nämlich null. Man könnte die Gefühle darstellen als Schwankungen um einen Nullpunkt und nun sagen, mit der steigenden Kultur würden die Schwankungen häufiger und größer, oder die Summe der Abweichungen erfahre keine Veränderung. Ich gebe diese Ansicht als eine mögliche, sie scheint mir einen eigentlichen Beweis so wenig als die beiden andern zuzulassen. Eine Messung der Gefühle ist unausführbar; ich möchte sogar behaupten, daß, wenn jemand umherginge und die einzelnen Menschen behufs statistischer Aufzeichnung fragte, ob sie in diesem Augenblick Schmerz oder Lust fühlten, er sehr häufig zur Antwort erhalten würde, darauf habe man gar nicht geachtet; und auf weitere Nachfrage, man könne es wirklich selbst nicht sagen — was denn übrigens eine

sehr deutliche Erklärung der Natur wäre, daß in ihren Augen Lust und Schmerz nicht so wichtige Dinge sind, als in den Augen der hedonistischen und pessimistischen Philosophen. Aber wenn ich eine Behauptung wählen müßte, so würde ich diese am ersten verteidigen zu können glauben. Ich würde auf die relative Natur der Gefühle hinweisen, daß sie überall auftreten, wo Abweichungen von einem Mittel stattfinden: ein Mehr oder Minder, gemessen an einem Mittel, wird mit Lust und Schmerz empfunden. Das Mittel selbst aber ist beweglich: bei dauerndem Mehr oder Minder verschiebt es sich, so daß es wieder in die Mittellage kommt. Friedrich Paulsen.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! Und wären hundert und hundert Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.
Goethe.

Süß ist es, dieses Gotteslicht, uns allen süß. Euripides.

Jeder Mensch, auch wenn er Sklave, labt sich an des Lichtes Glanz.
Euripides.

Empfinden, daß man lebe, ist aber etwas an sich selbst Angenehmes — denn das Leben ist von Natur ein Gut, und das Gute, als in uns vorhandenes Empfinden, ist ein Genuß. Das Leben ist also ein wünschenswertes, und vorzüglich für die Guten, weil das Dasein für sie ein Gut und ein Genuß ist; denn indem sie das an sich selbst Gute in sich empfinden, haben sie an dieser Empfindung einen Genuß. Aristoteles.

Endlich aber ist noch eines hinzuzufügen: dem menschlichen Leben ist auch Schmerz und schmerzhafte Betätigung unentbehrlich. Man müßte also den Begriff des Lustvollen oder Befriedigenden so erweitern, daß er das Schmerzhafte in gewisser Weise mit einschließt. Die Tatsache, scheint mir, ist nicht zweifelhaft. Wenn uns von einem Gott angeboten würde, daß aus unserem Leben aller Schmerz und alles Schmerzbringende gänzlich ausgetilgt werden sollte, dann würden wir freilich wohl zunächst in große Versuchung kommen, das Anerbieten anzunehmen. Wenn harte Arbeit und Not drückt,

wenn der Schmerz brennt, wenn die Angſt das Herz zuſammenſchnürt, dann haben wir die Empfindung, es könne nichts Beſſeres geben, als ein Leben voll Ruhe und Sicherheit und Frieden. Aber ich glaube, daß wir nach gemachter Probe bald Reue empfinden und unſer früheres Leben ſamt Mühe und Not und Schmerz und Furcht uns zurück erbitten würden. Das abſolut ſchmerz- und furchtloſe Leben würde uns, ſolange wir die Natur behielten, die wir haben, bald geſchmacklos und unerträglich vorkommen. Denn natürlich, mit den Urſachen des Schmerzes wäre aus dem Leben entfernt alle Gefahr, aller Widerſtand, alles Mißlingen, damit alle Anſtrengung und alles Ringen, die Aufregung vor dem Wagnis, der Drang des Kampfes, das Frohlocken des Sieges. Es gäbe nach der Vorausſetzung nur Befriedigung ohne Hemmung, Gelingen ohne Widerſtand. Wir würden ſeiner bald ſo ſatt ſein als eines Spieles, in welchem wir von vornherein gewiß wären, jedesmal zu gewinnen. Welcher Schachſpieler mag mit einem Gegner ſpielen, den er ſicher iſt, jedesmal zu beſiegen? Welcher Jäger möchte eine Jagd, auf der er bei jedem Schritt zum Schuß käme und mit jedem Schuß unfehlbar träfe? Die Ungewißheit, die Bedrängnis, das Mißlingen ſind ebenſo notwendige Elemente eines Spiels, das uns feſſeln und befriedigen ſoll, als Glück und Sieg. Friedrich Paulſen.

Heute Freud', morgen Leid,
Das iſt der Welt Unſtetigkeit. Uridank.

Iſt einer Welt Beſitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber — es iſt nichts!
Und haſt du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es iſt nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber — es iſt nichts! Perſiſch.

Töricht haſchen wir auf Erden
Nach des Glückes Irrlichtſchein;
Wer ſich quält, beglückt zu werden,
Hat die Zeit nicht, es zu ſein. Lenau.

Das Glück besteht so wenig in den Dingen, daß es vielleicht am besten ohne sie besteht, und wem die Dinge gleichgültig geworden, der ist dem Geheimnisse des Glückes vielleicht am nächsten. Hamerling.

Warum wir das Glück nicht finden? Weil wir es da suchen, wo es nicht ist, auf dem Gipfel des Daseins, in weiten Fernen, wo die „blaue Blume" wächst. Das Glück aber ist an einem stillen, dunkeln, tief verborgenen Orte, der uns sehr nahe liegt, und wo wir dennoch nur allzu selten hinkommen: In uns selbst! v. Kapff-Essenther.

Die meisten glauben, ihr eigenes Glück zu fördern, indem sie ihre Wünsche befriedigen. Aber das ist durchaus zweierlei. Wehe dem, der jeden erdenklichen Wunsch erfüllt sieht, dem nichts mehr zu wünschen, zu erlangen bleibt. Mantegazza.

Trotz aller unserer Wanderungen ist das Glück stets nur in einem engen Kreise und mitten unter Gegenständen zu finden, welche in unserem unmittelbaren Bereich liegen. Bulwer.

Außer dir nur, was in dir. v. Salis.

Einer sei jung, schön, reich und geehrt, so fragt sich, wenn man sein Glück beurteilen will, ob er dabei heiter sei; ist er hingegen heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder buckelig, arm oder reich sei, er ist glücklich. Schopenhauer.

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein günstiges Geschick
Von Grund aus läßt genießen. Goethe.

Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. W. v. Humboldt.

Das höchste Glück besteht in dem festen Willen, tugendhaft zu handeln, und in der Gewissensruhe, welche die Tugend begleitet.

Descartes.

Das wahre Glück, du Menschenkind,
O wähne doch mitnichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind, —
Es sind erfüllte Pflichten! Karl Gerok.

In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer suchen muß. Goethe.

„Wie unzufrieden du aussiehst", sagte ein Eimer zu seinem Gefährten, als sie zum Brunnen gingen. Dieser erwiderte: „Ach, ich dachte, wie nutzlos es doch ist, uns zu füllen: wenn wir noch so voll hier weggehen, kommen wir doch immer leer wieder." — „Ei, wie sonderbar siehst du die Sachen an," sagte der andere Eimer, „siehst du, ich bin vergnügt, denn meine Gedanken sind gerade umgekehrt: gehen wir doch jedesmal, auch wenn wir ganz leer hier ankommen, voll wieder weg. Wenn du es so ansiehst, wirst du ebenso froh sein wie ich." Hardy.

Troſt im Unmut.

In allem ſeinen Troſt finden. Sogar die Unnützen mögen ihn darin finden, daß ſie unſterblich ſind. Kein Kummer ohne ſeinen Troſt. Für die Dummen iſt es einer, daß ſie Glück haben: auch das Glück häßlicher Weiber iſt ſprichwörtlich geworden. Um lange zu leben, iſt ein gutes Mittel, wenig zu taugen. Das brüchige Gefäß iſt ſtets das, was nie vollends zerbricht, ſondern durch ſeine Dauer Überdruß erregt. Gegen die wichtigſten Menſchen ſcheint das Schickſal Neid zu hegen, da es den unnützeſten Leuten die längſte, den wichtigſten die kürzeſte Lebensdauer verleiht. Alle, an denen viel gelegen, nehmen bald ein Ende; aber der, welcher keinem etwas nützt, lebt ewig: teils, weil es uns ſo vorkommt, teils, weil es wirklich ſo iſt. Dem Unglücklichen ſcheint es, daß das Glück und der Tod ſich verſchworen haben, ihn zu vergeſſen. **Gracian.**

Vernünftige Weſen, berufen, an ein und derſelben Arbeit gemeinſam zu wirken, erfüllen im gemeinſamen Weltleben die Beſtimmung, welche die Glieder am menſchlichen Körper erfüllen. Sie ſind für ein vernünftiges Zuſammenwirken geſchaffen. Im Bewußtſein, daß man das Glied einer großen, geiſtigen Brüderſchaft iſt, liegt etwas Aufmunterndes und Tröſtendes. **Mark Aurel.**

Wie die Augen die Fenſter der Seele ſind, ſo iſt das Ohr ihre Tür. Durch ſie dringt die Verwirrung der Welt zum Bewußtſein. Die Gewaltigen, die das Leben ſich unterworfen haben, die mehr als nur Lernende geworden ſind, ſtehen friedlich und unerſchüttert inmitten der Schwingungen und wechſelvollen Bewegungen der Menſchheit. In ſich ſelbſt tragen ſie die ſichere Erkenntnis und den vollkommenen Frieden; und ſo werden ſie nicht erregt und geſtört durch das ein-

seitige, irrige und zerstückelte Wissen, das durch die wechselnden Stimmen ihrer Umgebung an ihr Ohr dringt. Mabel Collins.

Wie Edgar Allan Poe sagt, sind die Augen die Fenster der Seele — die Fenster jenes von Geistern heimgesuchten Schlosses, in dem sie wohnt. In gewöhnliche Sprache übertragen, würde dies die annäherndste Inhaltswiedergabe der uns vorliegenden Worte sein: Wenn Kummer, Bangigkeit, Enttäuschung oder Freude die Seele erschüttern bis zur Lockerung ihres festen Haltes im unbewegten Geist, durch den sie lebt, und der hervorbrechende Saft des Lebens Wissen und Empfinden überflutet — dann wird alles verwischt, die Fenster werden undurchsichtig, das Licht wird nutzlos.
Mabel Collins.

Erwarte das Blühen der Blume inmitten der Stille nach Sturmesgetose: nicht früher. Wohl wird sie keimen, sprießen, wachsen, wird Blatt und Zweig und Knospe bilden, noch während Sturm und Kampf dich wild umtoben. Doch nicht bevor dein ganzes Menschenwesen geschmolzen und zerronnen, nicht bevor der Gottesteil in dir, der jenes schuf, in ihm das bloße Werkzeug nur erkennt, um der Erfahrung reichen Schatz zu sammeln, und nicht bevor dein ganzes inneres Sein sich deinem höhern Selbst hat unterworfen, kann jene Blüte ihren Kelch erschließen. Dann — wie im Tropenland nach Sturm die Stille, wo die Natur mit Doppeleifer schafft, und man ihr Wirken wahrzunehmen wähnt — wird eine Ruhe sich herniedersenken auf deinen müden und gequälten Geist. Und dann inmitten dieser tiefen Stille wird das Geheimnisvolle sich ereignen, dir kündend, daß der Weg gefunden ist. Du magst es nennen, wie es gut dir dünkt. Nenn's eine Stimme, welche zu dir spricht, wo niemand ist, der sprechen kann — nenn's einen Boten, der zu dir gesandt, ein Bote, der nicht Stoff hat, noch Gestalt — nenn's deiner Seele Blume, die sich öffnet. Kein sinnig Bild vermag es dir zu schildern. Doch selbst, wenn du vom Sturme noch umbraust, kannst danach tasten du und spähen und deines Herzens Sehnen darauf richten. Ob Augenblicke nur die Stille währe, ob Tausende von Jahren, — sie wird enden, du aber gehst gestärkt aus ihr hervor. — Und stets von

neuem wiederum beginnend, mußt du zum Kampfe ſchreiten und mußt ſiegen. Denn Zwiſchenraſten nur kennt die Natur.

Mabel Collins.

Bevor das Auge ſehen kann, muß es der Tränen ſich entwöhnen. Bevor das Ohr vermag zu hören, muß die Empfindlichkeit ihm ſchwinden. Eh' vor den Meiſtern kann die Stimme ſprechen, muß das Verwunden ſie verlernen. Und eh' vor ihnen ſtehen kann die Seele, muß ihres Herzens Blut die Füße netzen. Mabel Collins.

Sonnenſtrahl durch Wolken, im Sturme.

O wie ruhſt du im Sturme, der alles beugt und zerſtreuet,
Feſt, unerſchüttert und ſtill, du Strahl der erheiternden Sonne!
Lächelnd wie du, wie du mild, wie du feſt und in ewiger Klarheit,
Ruhet der Weiſe im Sturm des jammer- und angſtvollen Lebens.

Schopenhauer.

„Iſt doch — rufen ſie vermeſſen —
Nichts im Werke, nichts getan!"
Und das Große reift indeſſen
Still heran.

Es erſcheint nun: niemand ſieht es,
Niemand hört es im Geſchrei.
Mit beſcheidner Trauer zieht es
Still vorbei.

Feuchtersleben.

Biſt du geſund? — Ja.
Biſt du ein ehrlicher Menſch? — Ja.
Haſt du dein tägliches Brot? — Ja.
Biſt du glücklich? — Nein.

Nun dann laß dich vom Doktor in die Kur nehmen und gehe noch einmal in die Schule; denn du biſt krank und unwiſſend.

Mantegazza.

Das Leben iſt freilich weiter nichts als ein eitles Jagen nach Pomp, als ein Bühnenſpiel, wo Züge von Laſt- und anderem Vieh erſcheinen, oder ein Lanzenrennen, ein Herumbeißen junger Hunde um den hingeworfenen Knochen, ein Geſchnappe der Fiſche nach dem

Bissen, die Mühen und Strapazen der Ameisen, das Hin- und Herlaufen unruhig gemachter Fliegen, oder ein Guckkasten, wo ein Bild nach dem andern abschnurrt: aber mitten in diesem Getreibe festzustehen mit ruhigem und freundlichem Sinn, das eben ist unsere Aufgabe. Mark Aurel.

Es gibt auch seelisch Farbenblinde,
Denen just für Hoffnungsgrün
Und Freudenrot das Auge fehlt. v. Schönthan.

Mach dir's doch deutlich, daß das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben:
Nicht soll's in Grillen, Phantasien
Und Spintisiererei entfliehen:
So lang man lebt, sei man lebendig! Goethe.

Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Träumerein,
Die Träume lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erntesegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht. Fontane.

Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, dieser Frühling des Tages, schmilzt die Bosheit des vorigen Abends hinweg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, besser ein Krebs sein, als ein Mensch unter Menschen leben. Börne.

O süß unschuld'ger Schlaf!
Du bist's, der den verworrnen Knäul des Lebens
Auflöst, der jedes Tages Tod ist;
Der Mühen Bad, der Herzenswunden Balsam,
Der zweite Gang der gastlichen Natur
Und Haupternährer bei dem Fest des Lebens.
Shakespeare.

Hypochondrie ist es nicht bloß, sich ein Leiden, das man nicht hat, einzubilden, sondern Leiden, die man hat, zu aufmerksam zu beschauen — — Vernunft, Sittlichkeit, Witz und selbst Religion haben diesem Dämon schon auf alle Arten, in Schweinsleder und Broschüren, auf dem Kothurn und mit der Jokusmaske, von der Kanzel und der Bühne herab beizukommen versucht — aber er, ein Milchbruder der Sorge (die bekanntlich durchs Schlüsselloch dringt), hat sich in den Schleier seiner Nichte, der Klugheit, gewickelt, und da will keiner so dumm sein, ihn abzuweisen. — — Man hat ihn Egoismus gescholten, aber das rührt ihn nicht; er ist modern geworden und weiß, daß Egoismus für Geist und freie Denkungsart gilt — —
Es gibt eine Hypochondrie, die der Arzt zu behandeln hat, und eine, die in die Seelen-Diätetik gehört. Betrachtet diesen letztern leidigen Zustand, als was ihr wollt, als Schwäche, Einbildung, Faulheit, Dummheit, Egoismus, Krankheit, anfangenden Wahnsinn — denn er ist alles und mehr; sein Name ist Legion und er kommt vom Obersten des Bösen — immer aber bleibt Tätigkeit der Engel mit dem Flammenschwerte, der ihm den Eintritt in das Paradies verwehrt, welches Menschen bewohnen, die der Natur und Pflicht treu geblieben sind. Feuchtersleben.

Völlig elend ist der tät'ge Mensch nie;
Und Natur in ihrer wilden Schönheit
Heilt die Seele selbst des Leidensvollsten. Platen.

Es ist eine Schwäche unsers Geistes, das Gefühl immer für einen Beweis zu halten und die Tageszeit gleich nach einer Wolke oder einem Sonnenstrahl zu beurteilen. Souvestre.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir;
Doch gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster. —
Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!

Freu' dich! ſchon ſind da und dorten
Morgenglocken wach geworden. Mörike.

Von all dem rauſchenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heileſt:
Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teileſt,
Du, die ich frühe ſucht' und fand.

Und du, die gern ſich mit mir gattet,
Wie ſie der Seele Sturm beſchwört;
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht. Schiller.

Wer aber lebt, muß es klar ſich ſagen:
Durch dies Leben ſich durchzuſchlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du das haſt erfahren
Und kannſt dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten,
Und Mitleid üben und menſchlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und ſchaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da iſt Gott. Viſcher.

Leben iſt dem leicht, der nicht weiß oder der vergißt
Sorglos, was vergangen und was zu erwarten iſt.
Montenebbi (Rückert).

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht:
Ist ein unbekanntes Wehe.
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, die mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein! Mörike.

Wahre Philosophie öffnet den Sinn, befriedigt das Gemüt, erweitert den Gesichtskreis des Verstandes und führt den Menschen zur wahren Glückseligkeit, soweit er derselben bei seiner irdischen Beschaffenheit fähig ist; sie befreit von unruhiger Sorge um Vergnügungen und Lüste wie nicht minder vom dumpfen Schmerz, macht fähig, sich eines gegenwärtigen Gutes zu erfreuen, ohne von der Zukunft zu hoffen oder zu fürchten. Die Vorsehung oder das Schicksal, das über allem Wechsel waltet, verbietet uns, von dem Guten wie von dem Bösen, das sie bringen will, etwas zu wissen. Vieles mag auch auf den ersten Blick unsere Zweifel und Bedenken erregen; aber wenn wir unser eigenes Sein und Wesen tiefer bedenken und uns erinnern, daß wir alle Kinder des einen und besten Vaters sind, so dürfen wir nichts anderes glauben, schätzen und hoffen, als dieses: daß alles vom Guten stammt, gut ist und durch das Gute zum Guten geführt werden soll, von seinem Heil durch sein Heil zu seinem Heil. Das Gegenteil davon scheint nur dem der Fall zu sein, der nur die Gegenwart im Auge hat; aber auch die Schönheit eines großartigen Gebäudes vermag der nicht zu würdigen, der nur einen geringen

Teil desſelben, etwa einen Stamm, einen Balken, einen Nagel ſieht, ſondern der allein, der ſowohl das Ganze überſchaut, als auch Teil für Teil miteinander vergleichen kann. Giordano Bruno.

Das gründlichſte und leichteſte Beſänftigungsmittel aller Schmerzen iſt der Gedanke, den man einem vernünftigen Menſchen wohl anmuten kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desſelben betrifft, der von Glücksumſtänden abhängt, gar keinen eigenen Wert und nur, was den Gebrauch desſelben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet iſt, einen Wert habe, den nicht das Glück, ſondern allein die Weisheit dem Menſchen verſchaffen kann; der alſo in ſeiner Gewalt iſt. Wer ängſtlich wegen des Verluſtes desſelben bekümmert iſt, wird des Lebens nie froh werden. Kant.

Dem, welcher ein Bein gebrochen hat, kann man dadurch ſein Unglück doch erträglicher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können. Kant.

Es kann und ſollte Frömmigkeit in guter Laune geben; man kann und ſoll beſchwerliche, aber notwendige Arbeit in guter Laune verrichten; ja ſelbſt ſterben in guter Laune: denn alles dieſes verliert ſeinen Wert dadurch, daß es in übler Laune und mürriſcher Stimmung begangen oder erlitten wird. Kant.

Das Leben iſt ein großes Geſchenk. Wenn wir in die Jahre kommen, in denen der Verſtand reift, müſſen wir uns fragen: Was iſt der Hauptzweck unſeres Daſeins? Nicht jeder huldigt dem Grundſatz von „dem größten Glück für die größte Anzahl“, aber jeder wird zugeben, daß wir verpflichtet ſind, nach Kräften am Wohle unſrer Nächſten mitzuarbeiten. Von mancher Seite wird freilich unſer Berechtigung, ja unſere Fähigkeit zum Glück geleugnet. Und ſelbſte redend darf auch unſer Streben nicht ausſchließlich dahin gerichtet ſein. Wer das Glück voll Egoismus ſucht, wird es überdies niemals finden. Das Leben ſoll uns viel Freude bringen, aber die Freuden dürfen nicht zur Herrſchaft über uns gelangen; tun ſie es, ſo geben ſie uns der Sorge preis, und „in welch gefährliche, elende Abhängigkeit begibt ſich der, der bald der Freude, bald der Sorge — dieſen

zwei ungetreuen und grausamen Verbündeten! — die Macht über sich einräumte!"

Es will mir scheinen, als müßte die Welt besser und heller werden, wenn uns die Lehre von der Pflicht, glücklich zu sein, ebenso eifrig eingeprägt würde, als die Lehre vom Glück, das in der Pflichterfüllung liegt. Schon zu unserm eigenen Heil würden wir uns dann bestreben, so frohsinnig zu sein, wie wir irgend vermöchten, und damit ein gutes Teil zum Glück der andern beizutragen.

Wohl hat jeder unter uns schon empfunden, daß ein heiterer Freund einem sonnigen Tage gleicht, der alles rings mit Glanz erfüllt.

Fast immer ist es uns selbst anheimgegeben, ob wir diese Welt zu einem Palast oder zu einem Gefängnis gestalten wollen.

In melancholischen Gedanken liegt ein selbstsüchtiger Reiz; wir halten uns für Opfer des Schicksals; wir brüten über Kümmernissen, die mehr oder weniger eingebildet sind. Heiter und freundlich sein, bedarf oft einer Anstrengung; es gehört eine Art Kunst dazu, sich selbst glücklich zu erhalten, und in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, sollten wir so streng über uns wachen, wie wir es sonst nur über andere zu tun gewöhnt sind.

Unsere Nation hat einen Hang zum Trübsinn. Man sagt unseren Landsleuten nach, daß sie selbst in der Freude schwermütig seien. Hoffentlich beruht das auf einer oberflächlichen, wenn nicht gar falschen Beobachtung. „Fröhliches England" heißt ein altes Wort! Möchte es von neuem zur Wahrheit werden. Wer die echte Melancholie sucht, muß sich gen Osten wenden. Kann etwas trüber klingen als die Zeilen, mit denen Omar Chijam seine Stanzen beginnt:

Wir wohnen hienieden nur kurze Zeit,
Wir finden nichts als Kummer und Leid,
Des Rätsels Lösung weiß keiner,
Nur Reue plagt uns, dann heißt es gehn!

oder:

Die Stimmen sind von wandernden Winden,
Die Ruhe suchen und Ruhe nicht finden.
Ja, dem Winde gleich ist des Menschen Zeit,
Ein Klagen, ein Seufzen, ein Sturm, ein Streit.

Wäre das Erdendaſein tatſächlich ſo trübe, ſo leiderfüllt, kein Wunder, wenn wir Nirwana — das Ende allen Kummers — ſelbſt um den Preis des Bewußtſeins eintauſchen möchten.

Aber gibt es kein anderes Ideal, keine geſunde, männliche, edlere Hoffnung?

Das Leben ſoll nicht nur gelebt, es ſoll auch recht gelebt werden. Wohl wandert mancher „ziellos durch die Welt, dem Strohhalm gleich, der auf den Waſſern gleitet: er rudert nicht, er läßt ſich treiben". (Seneka.) Goethe erzählt uns, daß er mit 30 Jahren den Entſchluß faßte, das Leben nicht mehr halb, ſondern in all ſeiner Schönheit und Ganzheit auszunutzen:

Im Wahren, Guten, Schönen
Reſolut zu leben.

Nicht die Zeit, Gedanken und Taten vielmehr ſind das Maß des Lebens. Hell, voll Anregung und Glück ſoll und kann es dahinfließen. Mit Recht ſagt das italieniſche Sprichwort: „Nicht alle können auf der Piazza wohnen, aber jedem ſcheint die Sonne."

Wenn wir unſer Beſtes tun, wenn wir aufhören, unſre kleinlichen Sorgen zu hegen und zu pflegen, wenn wir mutvoll die Dinge betrachten, nicht nur von der guten, ſondern von allen Seiten; wenn wir ausnutzen, was uns an Segnungen umgibt — dann muß uns die Erkenntnis kommen, daß das Leben doch ein herrliches Erbteil iſt.

John Lubbock.

Vergeſſen können: es iſt mehr ein Glück, als eine Kunſt. Der Dinge, welche am meiſten fürs Vergeſſen geeignet ſind, erinnern wir uns am beſten. Das Gedächtnis iſt nicht allein widerſpenſtig, indem es uns verläßt, wann wir es am meiſten brauchen, ſondern auch töricht, indem es herangelaufen kommt, wann es ſich gar nicht paßt. In allem, was uns Pein verurſacht, iſt es ausführlich, aber in dem, was uns ergötzen könnte, nachläſſig. Oft beſteht das einzige Heilmittel unſrer Schmerzen im Vergeſſen; aber wir vergeſſen das Heilmittel. Man muß jedoch ſeinem Gedächtnis bequeme Gewohnheiten beibringen: denn es reicht hin, Seligkeit oder Hölle zu ſchaffen. Auszunehmen ſind hier die Zufriedenen, welche im Stande ihrer Unſchuld ihre einfältige Glückſeligkeit genießen.

Gracian.

Friedfertig leben, lange leben. Um zu leben, leben laſſen. Die Friedfertigen leben nicht nur; ſie herrſchen. Man höre, ſehe und ſchweige. Der Tag ohne Streit bringt ruhigen Schlaf in der Nacht. Lange leben und angenehm leben heißt für zwei leben und iſt die Frucht des Friedens. Alles hat der, welcher ſich aus dem nichts macht, woran ihm nichts liegt. Keine größre Verkehrtheit, als ſich alles zu Herzen nehmen. Gleich große Torheit, daß uns das Herz durchbohre, was uns nicht angeht, und daß wir uns nicht kümmern wollen um das, was wichtig für uns iſt. Gracian.

Die Dinge nie wider den Strich nehmen, wie ſie auch kommen mögen. Alle haben eine rechte und eine Kehrſeite, und ſelbſt das Beſte und Günſtigſte verurſacht Schmerz, wenn man es bei der Schneide ergreift, hingegen wird das Feindſeligſte zur ſchützenden Waffe, wenn beim Griff angefaßt. Über viele Dinge hat man ſich ſchon betrübt, über welche man ſich würde gefreut haben, hätte man ihre Vorteile betrachtet. In allem liegt Günſtiges und Ungünſtiges; die Geſchicklichkeit beſteht im Herausfinden des Vorteilhaften. Dieſelbe Sache nimmt ſich, in verſchiedenem Lichte geſehen, gar verſchieden aus: man betrachte ſie alſo im günſtigen Lichte und verwechſele nicht das Gute mit dem Schlimmen. Hieraus entſteht es, daß manche aus allem Zufriedenheit, andere aus allem Betrübnis ſchöpfen. Dieſe Betrachtung iſt eine große Schutzwehr gegen die Widerwärtigkeiten des Geſchicks und eine wichtige Lebensregel für alle Zeiten und alle Stände. Gracian.

Zerſtreuen laſſen ſich tiefe Gemüter nicht; ſie finden vielmehr ſich ſelbſt und dadurch die Ruhe wieder, daß ſie ſich abſichtlich mit dem Gegenſtande ihres Grames beſchäftigen. W. v. Humboldt.

Sei frei von Leid! Nicht, indem du gefühllos biſt, wie die unvernünftigen Tiere; auch nicht, indem du unvernünftig biſt, wie die unverſtändigen Menſchen, ſondern indem du als tugendhafter Menſch die Vernunft als Troſt gegen jedes Leid gebrauchſt.

Epiktet.

Wenn ich Gott wäre, würde ich einen Propheten senden mit der Botschaft, daß ich viel hielte von Luft, Licht, Leben, Farbe ... und daß ich meine Lust hätte an Fröhlichkeit. Multatuli (Spohr).

Drum, geht auch ein düstrer Moment durchs Leben —
Ist's licht im Herzen, wird's bald wieder hell;
Und wer sich den fröhlichen Stunden ergeben,
Der ist dem Glück ein willkomm'ner Gesell. Körner.

Ach, ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Mut:
O, wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben. Goethe.

Leg's dem Leben nicht zur Last,
Dünkt sein Wert dich Plunder!
Wenn du Märchenaugen hast,
Ist die Welt voll Wunder. Blüthgen.

Der körperliche Zustand hängt sehr viel von der Seele ab. Man suche sich vor allem zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. W. v. Humboldt.

Joviales Gemüt. Wenn mit Mäßigung, ist es eine Gabe, kein Fehler. Ein Gran Munterkeit würzt alles. Die größten Männer treiben auch bisweilen Possen, und es macht sie bei allen beliebt; jedoch verlieren sie dabei nie die Rücksichten der Klugheit, noch die Achtung vor dem Anstand aus den Augen. Andere wiederum helfen sich durch einen Scherz auf dem kürzesten Wege aus Verwickelungen: denn es gibt Dinge, die man als Scherz nehmen muß, und bisweilen sind es gerade die, welche der andre am ernstlichsten gemeint hat. Man legt dadurch Friedfertigkeit an den Tag, die ein Magnet der Herzen ist. Gracian.

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.

Ein ſchwarzer Kater ſchleicht herzu,
Die Krallen ſcharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.

Der Vogel denkt: Weil das ſo iſt,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und luſtig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, ſcheint mir, hat Humor. Wilhelm Buſch.

Ein froher Sinn, der immer die Sonnenſeite der Dinge ſieht und das Komiſche an einer Sache erblickt, wo andere nur das Üble und Widerwärtige ſehen, iſt eine Sache der Gewohnheit, aber ebenſogut der Angewöhnung. Wer ihn nicht beſitzt, dem fehlt eine der wichtigſten und weſentlichſten Eigenſchaften, die man zum Leben braucht. Deshalb iſt es auch ſo, daß, wer dieſen Sinn in ſich ausbildet, ſich die fürs Leben wünſchenswerteſte Eigenſchaft erwirbt. Trine.

Genieß die Gegenwart mit frohem Sinn,
Sorglos, was dir die Zukunft bringen werde;
Doch nimm auch bittern Kelch mit Lächeln hin —
Vollkommen iſt kein Glück auf dieſer Erde. Horaz

Du liebſter Gott, und wenn man auch allen Sonnenſchein wegſtreicht, ſo gibt es doch noch den Mond und die hübſchen Sterne und die Lampe am Winterabend — es iſt ſo viel ſchönes Licht in der Welt.
Raabe.

Ein Regentropfen fiel hinab ins Meer
Und ſtaunte ob des Meeres Größe ſehr.
„Was kann ich neben ihm zu ſein noch meinen?
Fürwahr, bei ihm muß ich ein Nichts erſcheinen.“
Indem er ſo verächtlich hielt ſein Los,
Pflegt ihn die Muſchel ſtill in ihrem Schoß,
Und nach und nach ließ ihn des Himmels Walten
Zur prächt'gen Königsperle ſich geſtalten.
Sadi (Schlechta).

Das Leben lacht,
Der Wind geht weich,
Die Welt wird sacht
Zum Himmelreich —
Siehst du das Blau sich weiten
Und reine Menschen schreiten. Bierbaum.

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön. Goethe.

Pflicht und Gewiſſen, Schuld und Erlöſung.

Die Eltern waren aufs Feld gegangen, und ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen blieben allein zurück. Sie ſpielten im Graſe, bis ſie müde wurden und Durſt bekamen. Da fiel ihnen ein, daß die Mutter am frühen Morgen einen großen Napf Milch in den Keller getragen hatte, der ſo finſter war, daß ſie ein Licht mitnehmen mußte. Von der Stiege aus hatten ſie geguckt und genau geſehen, wie die friſche Milch auf den Tiſch geſtellt wurde. „Holen wir uns Löffel und nehmen wir von der guten Milch", liſpelte das Mädchen. — „Wenn uns aber wer ſieht", ſeufzte der Knabe. „Weit und breit iſt niemand; wer ſoll uns ſehen?" — „Gottüberall." — „Wenn der's auch ſieht, er ſagt's nicht weiter." — Das gab den Ausſchlag. Die Kinder holten ſich Löffel und ſtiegen behutſam die dunkle Kellerſtiege hinab. Unten eingetreten, ſahen ſie im erſten Moment nichts. Aber bald hatten ſich die Augen an die Nacht gewöhnt; ſie erblickten die Milch und dann auch den Tiſch, auf dem ſie ſtand. Erſt wechſelten ſie zaghafte Blicke, dann gingen ſie zum Tiſch und machten ſich daran, ihren Herzenswunſch zu erfüllen. Aber wie ſie mit ihren Löffeln in die Milch fahren wollten, brach durch einen Sprung der alten Mauer ein heller Sonnenſtrahl in den Keller, und jedes ſah in das funkelnd beleuchtete Geſichtchen des andern. „Wir ſind geſehen", riefen beide zugleich, ließen die Löffel auf den Tiſch fallen und machten ſich davon. Ins Freie gelangt, ſetzten ſie ſich unter einen Baum, ſchlangen eines um den Hals des andern die zitternden kleinen Arme und weinten bitterlich. So fand ſie die Mutter, die über die helle Verzweiflung nicht wenig erſchrak. Gleich auf die erſte Frage beichteten die ſchluchzenden, feinen Stimmchen die ganze ſchreckliche Begebenheit. Die Mutter, die ſich zu ihnen geſetzt hatte, liebkoſte ſie, während ſie erzählten, gab jedem einen Kuß, wie ſie zu Ende waren, und ging mit einem

Licht in den Keller. Die Kleinen hüteten sich, ihr zu folgen. Als die Mutter die beiden Löffel fand, noch ganz unberührt von der Milch, traten ihr Tränen in die Augen. Mit einem Teller Milch kam sie zu den Kindern zurück, die wie festgebannt unter dem Baum saßen. „Diese Milch" — sprach sie — „schickt euch Gottüberall, weil ihr ihm nicht getrotzt habt. Merkt's euch für die Zukunft. Nur der Schlechte tut, was unrecht ist, weil er hofft, nicht gesehen zu werden. Der gute Mensch weiß, daß alles gesehen wird: Gottüberall ist das Gewissen." Cameri.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große, mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung

meines Daſeins durch dieſes Geſetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieſes Lebens eingeſchränkt iſt, ſondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt. Kant.

Pflicht! du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einſchmeichelung bei ſich führt, in dir faſſeſt, ſondern Unterwerfung verlangſt, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und ſchreckte, um den Willen zu bewegen, ſondern bloß ein Geſetz aufſtellſt, welches von ſelbſt im Gemüte Eingang findet und doch ſich ſelbſt wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verſtummen, wenn ſie gleich insgeheim ihm entgegenwirken: welches iſt der deiner würdige Urſprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtſchaft mit Neigungen ſtolz ausſchlägt, und von welcher Wurzel abzuſtammen die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werts iſt, den ſich Menſchen allein ſelbſt geben können?

Es kann nichts Minderes ſein, als was den Menſchen über ſich ſelbſt (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verſtand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empiriſch-beſtimmbare Daſein des Menſchen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein ſolchen unbedingten praktiſchen Geſetzen als das moraliſche angemeſſen iſt), unter ſich hat. Es iſt nichts anders als die Perſönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Weſens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von ſeiner eigenen Vernunft gegebenen, reinen praktiſchen Geſetzen, die Perſon alſo, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Perſönlichkeit unterworfen iſt, ſofern ſie zugleich zur intelligibelen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern iſt, wenn der Menſch, als zu beiden Welten gehörig, ſein eigenes Weſen, in Beziehung auf ſeine zweite und höchſte Beſtimmung, nicht anders als mit Verehrung und die Geſetze derſelben mit der höchſten Achtung betrachten muß.
Kant.

Die Erkenntnis dieſes Geſetzes der Geſetze erweckt im Geiſte ein Gefühl, das wir das religiöſe Gefühl nennen, und das unſere höchſte

Glückseligkeit ausmacht. Wunderbar ist seine Kraft, zu bezaubern und zu gebieten. Es ist wie Bergesluft, es ist der Balsam der Welt. Es ist Myrrhe und Storax, Weihrauch und Rosmarin. Es macht den Himmel und die Hügel erhaben, es tönt im schweigenden Gesang der Sterne. Nur ihm verdankt die Welt ihre Sicherheit und Bewohnbarkeit, nicht dem Wissen oder der Macht. Der Gedanke kann nur kalt und intransitiv auf die Dinge wirken, findet kein Ende und keine Einheit; aber das Dämmern des sittlichen Gefühls im Herzen gibt und ist die Gewißheit, daß ein Gesetz souverän über allen Naturen herrscht; und die Welten, Zeit, Raum und Ewigkeit scheinen in lauten Jubel auszubrechen.

Dieses Gefühl ist göttlich, und es vergöttlicht. Es ist des Menschen höchste Seligkeit. Es macht ihn unbegrenzbar. Nun erst lernt die Seele sich selber kennen. Nun erst wird der Hauptfehler des unmündigen Menschen beseitigt, der da groß zu sein strebt, indem er den Großen nachfolgt, der da hofft, von anderen Vorteile zu erlangen — denn dieses Gefühl zeigt, daß die Quelle alles Guten in ihm selbst ist, und daß er, so gut wie jeder andere Mensch, eine Pforte zu den Tiefen der Vernunft ist. Wenn er spricht: „Ich soll", wenn ihn Liebe erwärmt, wenn er, der Stimme der Höhe gehorchend, das Große und Gute erwählt, dann wandern tiefe Melodien der höchsten Weisheit durch seine Seele. — Nun erst kann er anbeten und durch seine Andacht wachsen — denn über jenes Gefühl hinaus kann er nie gelangen. In seinen erhabensten Flügen schwingt sich der Geist nie über die Höhe der Sittlichkeit, nie über den Gipfel der Liebe empor.

Emerson.

Wir spüren es ganz deutlich, wenn irgend etwas an unserm Verhalten nicht recht ist, wenn wir das nicht oder nicht recht tun, von dem wir wissen oder glauben, daß es das Richtigere sei: schon das zeigt uns, daß es ein Gesetz gibt, das für das ganze All gilt und dessen unwiderstehliche Macht uns vorwärts zwingt, wenn wir nicht die Klugheit haben, von selbst in der rechten Richtung zu gehen.

Trine.

Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen.

Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt's uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu fliehn. Goethe.

Immer sei darauf bedacht, bei allem, was es zu tun gibt, eine strenge, ungekünstelte Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu üben und dabei alle Nebengedanken fernzuhalten. Dies wirst du können, wenn du jede deiner Handlungen als die letzte ansiehst, fern von jeder Unbesonnenheit und Eitelkeit, welche leicht taub macht gegen die Stimme der richtenden Vernunft. Mark Aurel.

Nur der ist ruhig, der sich sagen kann:
Ich habe mir die Sache reif durchdacht;
Wenn mich mein bestes Wissen nur nicht täuscht,
So muß sie so, darf anders nicht geschehn.
Wohl kann ich irren, doch ein andrer auch;
Ich weiß von mir, daß ich, was recht ist, will,
Wie es mit andern steht, vermut' ich nur.
Am besten ist's, ich folge meinem Sinn. Collins.

Der langweiligste Gesellschafter ist man sich selbst ohne Zweifel dann, wenn man mit seinem Herzen, mit seinem Gewissen in nachteiliger Abrechnung steht; wer sich davon überzeugen will, der gebe acht auf die Verschiedenheit seiner Laune. Wie verdrießlich, zerstreut, wie sich selbst zur Last ist man nach einer Reihe in strafbarem Genusse hingebrachter Stunden; und wie heiter, froh in der Unterhaltung mit sich selbst am Abend eines der Pflicht geweihten Tages. Knigge.

Das Lebensgesetz ist für die weisen Männer unklar, klärt sich jedoch immer mehr und mehr, in dem Maße, in welchem sie es befolgen. Das Lebensgesetz ist für den gewöhnlichen Menschen klar, wird aber immer mehr unklar, in dem Maße, in welchem sie es befolgen.
Konfuzius.

Gewissen, Gewissen! Bei diesem Worte höre ich aber schon von allen Seiten das Geschrei der sogenannten Weisen. „Irrtümer der Kindheit, Vorurteile der Erziehung", tönt es in seltener Einstimmigkeit

um mich her. „Im Menschengeiste ist nur das gegeben, was er der Erfahrung entnommen hat."

Ja, sie bleiben hierbei noch nicht einmal stehen, sie wagen es sogar, die klare und allgemeine Übereinstimmung aller Völker zu verwerfen, und suchen gegen die eklatante Gleichheit des Urteils der Menschen im Dunkeln nach irgendeinem obskuren, ihnen allein bekannten Beispiele, als ob alle uns von der Natur eingepflanzten Triebe durch die Entartung eines Volkes vernichtet würden und mit dem Vorkommen einzelner Mißgeburten das ganze Geschlecht ausgerottet wäre. Jeder, behaupten sie, trägt aus eigenem Interesse zum allgemeinen Besten bei. Woher kommt es dann aber, daß der Gerechte zu seinem eigenen Schaden dazu beiträgt? Was soll das heißen, aus eigenem Interesse in den Tod gehen? Allerdings bezweckt jeder bei seinen Handlungen nur das eigene Beste. Wenn es indes nicht auch ein moralisches Beste gibt, welches hierbei ebenfalls berücksichtigt werden muß, so wird man aus dem eigenen Interesse immer nur die Handlungen der Bösen erklären können. Traurig wäre es aber um eine Philosophie bestellt, welche durch tugendhafte Handlungen in Verlegenheit geriete und sich nur dadurch aus derselben zu ziehen vermöchte, daß sie ihnen niedrige Gesinnungen und unlautere Beweggründe andichtete.

Gewissen, Gewissen! Du unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der du dem Menschen Gottähnlichkeit verleihst, dir hat er die Vollkommenheit seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen zu verdanken. Ohne dich empfinde ich nichts in mir, was mich über die Tiere erhebt, als das traurige Vorrecht, infolge eines regellosen Verstandes und einer grundsatzlosen Vernunft von Irrtum zu Irrtum zu taumeln. Rousseau.

So jemand schuldig ist und in Wahrheit erkennt: „In mir ist Schuld!", darf man von ihm erwarten, daß er sich bezwingt und die Kraft besitzen wird, seiner Schuld zu entsagen, um ohne Haß und Gier, Irrtum und Schuld lauteren Herzens zu sterben. Wie wenn ein Mensch auf dem Markte oder beim Kupferschmied eine beschmutzte Messingschale voller Flecken ersteht, sie nicht in den Winkel wirft,

sondern säubert, um sie zu gebrauchen, so wird nach kurzer Frist die Messingschale wieder blank und rein sein. Buddha.

Einem reißenden Strome gleicht die Welt; alles führt sie dahin. Wie nichtig die Taten der Menschen, die er politisch oder philosophisch nennt; wie eitel Schaum! Aber tue, was die Natur gerade jetzt von dir fordert; strebe, wenn dir ein Gegenstand des Strebens gegeben wird, und blicke nicht um dich, ob es einer sieht.
Ein unerschütterliches Herz den Dingen gegenüber, die von außen kommen, und ein rechtschaffenes in allen denen, die von dir abhängen. Mark Aurel.

Die Gesetze des Gewissens, die nach unserer Sage in der Natur liegen, entspringen aus der Gewohnheit. Ein jeglicher Mann, der in seinem Innern die Meinungen und Sitten verehrt, die um ihn her gebilligt werden und im Schwange gehen, kann sich ihnen nicht entziehen, ohne daß ihn sein Gewissen darüber bestrafe, noch sich denselben gemäß betragen, ohne daß er ihnen Beifall gäbe. Montaigne.

Der Inhalt unseres Gewissens ist alles, was in den Jahren der Kindheit von uns ohne Grund regelmäßig gefordert wurde, durch Personen, die wir verehrten und fürchteten. Vom Gewissen aus wird also jenes Gefühl des Müssens erregt („dieses muß ich tun, dieses lassen"), welches nicht fragt: Warum muß ich? — In allen Fällen, wo eine Sache mit „weil" und „warum" getan wird, handelt der Mensch ohne Gewissen, deshalb aber noch nicht wider dasselbe. — Der Glaube an Autoritäten ist die Quelle des Gewissens; es ist also nicht die Stimme Gottes in der Brust des Menschen, sondern die Stimme einiger Menschen im Menschen. Nietzsche.

Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun. Bismarck.

Wir wollen unsre Pflicht tun nach bestem Wissen und Gewissen, unbekümmert um anderer Leute Urteil, unbekümmert auch um scheinbaren Gewinn oder Verlust, um vorübergehende Ehre oder Schande. Trine.

Im Erlöſten ruht die Erlöſung. Buddha.

Dein eignes Streben macht dich gut und macht dich böſe. Kein anderer vermag dich zu erlöſen als du ſelbſt. Buddha.

In jeder Lebenslage, jeder Schwierigkeit, jeder Not, in der unſcheinbarſten Arbeit, kurz in allem, was uns im Lauf des Tages zuſtoßen kann — ſchaut dich das Problem deines Weſens an und ruft dir zu: zeige dich als Menſch, löſe, erlöſe, ſchaffe, erfülle, verkläre. Das iſt es, wozu Jeſus die Menſchen führen wollte. Er offenbarte ihnen den ewigen Wert ihres Weſens und zeigte ihnen die unerſchöpfliche Bedeutung ihres Lebens. Joh. Müller.

Willſt du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Erweiſe dich wie neugeboren. Goethe.

Schließe jeden Tag ganz und völlig ab. Du haſt getan, was du konnteſt. Wahrſcheinlich hat es nicht an Mißgriffen und Dummheiten gefehlt: vergiß ſie ſo ſchnell als möglich. Morgen iſt ein neuer Tag, fange ihn heiter an und mit freiem, durch die alte Torheit nicht bedrücktem Geiſt. Das Heute iſt gut und wertvoll: zu wertvoll mit ſeinen Hoffnungen und Aufforderungen, um auch nur einen Augenblick davon mit Gedanken an geſtern zu verſchwenden.

Emerſon.

Mancher Menſch hat ein halbes Dutzend oder mehr Jahre verloren in trübſinnigem Grübeln, in müßiger und deshalb vollkommen törichter Reue über dies oder jenes Vorkommnis oder vielleicht über eine Reihe von Vorkommniſſen in ſeiner Vergangenheit. Aber damit hat er Kräfte lahmgelegt und am Wirken verhindert, die, recht angewandt, ihn raſch zu dem erſehnten Zuſtand größerer Vollkommenheit geführt hätten. Glücklich, glücklich und dreimal geſegnet ſind wir, wenn wir weiſe genug ſind, dies bald einzuſehen: und wenn wir ſtraucheln und fallen, ſo wollen wir uns die Urſache anſehen, durch die wir zu Fall gekommen ſind, aber dann mit neuer Kraft uns zuſammenfaſſen und geradeaus weitergehen, ohne

einen weiteren Augenblick mit müßiger und fruchtloſer Reue zu verlieren. Wir dürfen auch uns ſelbſt gegenüber eine gewiſſe Milde im Urteil üben, da wir überzeugt ſein können, daß wir im ganzen nicht beſſer und nicht ſchlechter ſind als der Durchſchnitt. Wir dürfen uns nicht ſelbſt geiſtige und, was damit gleichbedeutend iſt, auch körperliche Hinderniſſe in den Weg ſtellen, die uns dann nicht zu dem Höchſten kommen laſſen, was das Leben für uns in Bereitſchaft hält. Trine.

Eine Dienſtmagd ging aus mit den Kindern ihres Herrn. Sie erhielt den Auftrag, ſie gut zu bewachen. Aber ſiehe, die Kinder waren ungehorſam und liefen fort, ſo daß ihre Aufſicht umſonſt und ihre Sorge eitel war.
Darauf ſchuf ſie aus nichts einen ſchwarzen Hund, der jedes Kind beißen ſollte, das nicht in der Nähe blieb. Und die Kinder waren in Furcht vor dem Hund und wurden ſehr gehorſam und blieben bei ihr. In der Überlegung ihres Herzens ſah ſie den Gott an, den ſie gemacht hatte, und ſie ſah, daß er brauchbar war.
Aber die Kinder wurden wahnſinnig aus Furcht vor dieſem Hund. Und das ſind ſie geblieben bis auf den heutigen Tag.
Multatuli (Spohr).

Wir wollen ſofort wieder aufſtehen, wenn wir geſtrauchelt ſind, uns ſofort wieder dem Lichte zuwenden und vorwärts gehen, ohne auch nur einen Augenblick mit Reue zu verlieren. Trine.

Errette deine Seele, und ſiehe nicht hinter dich. 1. Moſ. 19.

Wahrhaftigkeit und Selbsterkenntnis.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm in Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

Lessing.

Steht Wahrheit bei und rühmt sie frei,
Laßt euch das Maul nicht binden;
Es hang' ihr an ein jedermann,
Und keiner bleib' dahinten! Anna Ovena Hoyers.

Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Joh. 16.

Wer in ewigem Wahn begreift und urteilt, redet und handelt, kann nie die Erlösung gewinnen. Er ist wie ein Mensch, der Milch begehrt und die Kuh, die gekalbt hätte, am Horn zu melken begänne. Buddha.

Die Wahrheit ist das Göttliche, das Gute und Schöne der Dinge selbst, welches weder durch Gewalt vertilgt noch durch Alter schwach wird und hinstirbt, noch durch Verheimlichung schwindet, noch durch

Mitteilung ſich verringert. Unſer Sinn kann ſie nicht verwirren, die Zeit kann ſie nicht vergehen machen, der Raum ſie nicht begrenzen, die Nacht ſie nicht unterbrechen, die Finſternis ſie nicht verhüllen. Ja, je mehr ſie bekämpft wird, um ſo mehr wird ſie erweckt und gekräftigt, ohne Verteidiger und Beſchützer verteidigt ſie ſich ſelber. Drum liebt ſie die Begleitung weniger Weiſen, haßt die Menge und entdeckt ſich nicht denen, die ſie nicht um ihrer ſelbſt willen ſuchen, und will von denen nicht erkannt werden, deren Sinn ſich ihr nicht mit Beſcheidenheit öffnet, und noch weniger von denen, die ihr mit Betrug nachſtellen. Daher weilt ſie in ſolcher Höhe, wo alle hinaufblicken und ſie bewundern, aber wenige ſie erreichen. Giordano Bruno.

Nur der Geiſt gibt dem Menſchen Leben, und von den Menſchen hängt es ab, ob ſie es behalten oder verlieren. Durch das Leben des Fleiſches quälen die Menſchen ſich und andere, durch das Leben des Geiſtes werden ſie die volle Befriedigung des Lebens erreichen, die ihnen auch vorbeſtimmt iſt. Tolſtoi.

Das Auge iſt des Leibes Licht. Wenn nun dein Auge richtig iſt, ſo wird dein ganzer Leib hell haben. Wenn aber dein Auge nichts taugt, ſo wird dein ganzer Leib finſter haben. Chriſtus.

Ein Wort der Wahrheit, das uns Ruhe ſchenkt, iſt mehr wert als hundert Sätze ſinnloſer Worte Geſtammel. Buddha.

Mein Königreich iſt die Wahrheit, und niemand kann es mir rauben. Buddha.

Der Weiſe allein iſt unter Göttern und Menſchen der wahre Herr. Buddha.

Nach einem Schatze willſt du ſtreben?
Auf jeder Stätte iſt der rechte Platz:
Such' aus dem Dunkel deinen Geiſt zu heben,
Und ſicher hebſt du einen Schatz. Otto Bank.

Ohne meinen Willen wurde mir zuerſt das Sein gegeben,
Und mit Staunen und Verwundrung ſchau' ich an mein eignes Leben.

Uns zum Kummer aus der Welt dann werden wir hinweggeriſſen,
Ohne unſres Kommens, unſres Gehens Zweck und Ziel zu wiſſen.

Chijam.

Eine Irrlehre, ſei ſie aus falſcher Anſicht gefaßt oder aus ſchlechter Abſicht entſprungen, iſt ſtets nur auf ſpezielle Umſtände, folglich auf eine gewiſſe Zeit berechnet; die Wahrheit allein auf alle Zeit, wenn ſie auch eine Weile verkannt oder erſtickt werden kann. Denn, ſobald nur ein wenig Licht von innen oder ein wenig Luft von außen kommt, findet ſich jemand ein, ſie zu verkündigen oder zu verteidigen. Weil ſie nämlich nicht aus der Abſicht irgendeiner Partei entſprungen iſt, ſo wird, zu jeder Zeit, jeder vorzügliche Kopf ihr Verfechter. Denn ſie gleicht dem Magneten, der ſtets und überall nach einem abſolut beſtimmten Weltpunkte weiſt; die Irrlehre hingegen einer Statue, die mit der Hand auf eine andere Statue hinweiſt, von welcher einmal getrennt ſie alle Bedeutung verloren hat.

Schopenhauer.

Der wirkliche Vorzug, der der Wahrheit eigen iſt, beſteht darin, daß eine Meinung, wenn ſie wahr iſt, einmal, zweimal, oftmals erdrückt werden kann, daß ſie im Laufe der Jahrhunderte in der Regel von dem einen oder andern wiederaufgefunden werden wird, bis endlich eine ſolche Wiederauferſtehung in eine Zeit fällt, wo ſie, durch günſtige Umſtände vor Verfolgung geſchützt, hinreichend tief Wurzel ſchlägt, um jeder künftigen Verfolgung Widerſtand zu leiſten.

John Stuart Mill.

Man darf ſich alſo nicht abſchrecken laſſen, gewiſſe Begriffe unter den Menſchen zu verbreiten. Wenn ſie nützlich ſind, ſo werden ſie nach und nach Früchte bringen. Der Schriftſteller muß nur ſeine Augen nicht gerade auf die Zeit, in der er lebt, und auf ſeine gegenwärtigen Mitbürger oder ſein Vaterland, ſondern auf das ganze menſchliche Geſchlecht und die Nachkommenſchaft richten. Vergeblich würde er erwarten, ſeine Grundſätze von ſeinen Zeitgenoſſen mit Beifall aufgenommen zu ſehen und von eingenommenen Gemütern für ſeine vorzeitige Aufklärung Belohnung zu erhalten. Wenn er Wahrheiten vorgetragen hat, ſo werden künftige Jahr-

hunderte seine Bemühungen rechtfertigen. Unterdessen muß er mit dem Gedanken, gut gehandelt zu haben, oder dem heimlichen Beifall der wenigen Freunde der Wahrheit zufrieden sein. Der wahrheitsliebende Schriftsteller triumphiert erst nach seinem Tode, wenn Haß und Neid ihren Stachel verloren haben und der Wahrheit Raum geben, die, weil sie ewig ist, alle irdischen Schrecknisse überleben muß. Système de la nature.

Schließlich phantasiert kein Kranker tolleres Zeug im Fieberwahn,
Als es schon vor gläubigen Ohren manch ein Philosoph getan.
Terentius Varro.

Die unheilvolle Neigung, über die Dinge nicht mehr nachzudenken, sobald sie nicht mehr zweifelhaft sind, hat die Hälfte aller menschlichen Irrtümer zu verantworten. John Stuart Mill.

Obgleich die Erwerbung neuen Wissens der notwendige Vorläufer jedes sozialen Fortschritts ist, so muß doch einem solchen Erwerbe selbst eine Liebe zur Forschung vorangehen, d. h. ein Geist des Zweifels; denn ohne Zweifel wird es keine Forschung, ohne Forschung keine Wissenschaft geben. Denn das Wissen ist nicht etwas Müßiges und Passives, das über uns kommt, wir mögen wollen oder nicht; es muß gesucht werden, ehe es gewonnen werden kann; es ist das Ergebnis großer Arbeit und daher eines großen Opfers. Und es ist widersinnig, daß Menschen sich der Arbeit unterziehn und das Opfer bringen sollten für Gegenstände, hinsichtlich derer sie schon gänzlich zufriedengestellt sind. Die das Dunkel nicht fühlen, werden sich nie nach dem Lichte umsehen. Sind wir über einen Punkt zur Gewißheit gelangt, so untersuchen wir ihn nicht länger; denn die Untersuchung wäre überflüssig oder vielleicht gar gefährlich. Der Zweifel muß dazwischentreten, ehe die Untersuchung beginnen kann.

Hier haben wir also den Zweifel als den Ursprung, jedenfalls als den notwendigen Vorläufer alles Fortschritts. Hier haben wir den Skeptizismus, dessen bloßer Name den Unwissenden ein Greuel ist, weil er ihre faule und selbstgefällige Gemütsruhe stört, weil er ihren geliebten Aberglauben beunruhigt, weil er ihnen die Mühe der

Forschung auferlegt, und weil er selbst träge Geister aufregt, danach zu fragen, ob sich denn die Sachen so verhalten, wie sie gewöhnlich angenommen werden, und ob alles das wirklich wahr sei, was man sie von Kindheit auf glauben gelehrt.

Je mehr wir dieses große Prinzip des Skeptizismus prüfen, desto deutlicher werden wir sehn, welch eine große Rolle er im Fortschritt der europäischen Zivilisation gespielt. Ich werde in dieser Einleitung ausführlich beweisen, was ich hier nur im allgemeinen andeuten will, daß wir dem Skeptizismus den Geist der Forschung verdanken, der während der letzten zwei Jahrhunderte nach und nach sich aller Gegenstände bemächtigt hat, der jeden praktischen sowohl als spekulativen Wissenszweig reformiert, das Ansehn der privilegierten Klassen geschwächt und so einen sichern Grund zur Freiheit gelegt hat, der den Despotismus der Könige gestraft, die Anmaßung des Adels gezügelt und sogar die Vorurteile des Priesterstandes vermindert hat. Mit einem Wort, der Skeptizismus hat die drei Grundirrtümer der alten Zeit aufgehoben, Irrtümer, welche das Volk in der Politik mit zu großem Vertrauen erfüllten, in der Wissenschaft zu leichtgläubig und in der Religion zu unduldsam machten. Buckle.

Mich verwirren will das Irren,
Doch du weißt mich zu entwirren;
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte! Goethe

Die Kenntnis der Seele ist die höchste Kenntnis, und etwas Höheres als die Wahrheit gibt es nicht. Indisch.

Wer sich selbst kennt, kann sehr bald alle anderen Menschen kennen lernen; es ist alles Zurückstrahlung. Lichtenberg.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!
Schiller.

Wo jeder lärmend sich einmengt, wird man niemals zur Vernunft kommen. Buddha.

Mache den Einbildungen ein Ende. Hemme den Zug der Leidenschaften. Behalte die Gegenwart in deiner Gewalt. Durchschaue das, was dir oder einem andern begegnet. Trenne und zerlege jeden Gegenstand in seine Urkraft und seinen Stoff. Denke an deine letzte Stunde. Die Fehler, die andere begehen, laß da, wo sie begangen worden sind. Mark Aurel (Kiefer).

Wer von einem Manne mit Recht sagen kann: „Ein wahnfreies Wesen ist in der Welt erschienen aus Mitleid zur Welt, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, zum Nutzen, Heile und Wohle der Götter und Menschen", der kann eben von mir sagen: „Ein wahnfreies Wesen ist in der Welt erschienen, aus Mitleid zur Welt, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, zum Nutzen, Heile und Wohle der Götter und Menschen." Buddha.

Selig hier und selig nach dem Tode, wer reines Herzens ist; fröhlich hier und fröhlich nach dem Tode, wer im Lichte wandelt.
Buddha.

Ebensowenig wie der Löffel die Brühe schmeckt, wird der Tor die Lehre fassen, mag er auch sein ganzes Leben lang eines Meisters Schüler sein. Buddha.

Nur Puppen, mit denen das Schicksal spielt, sind hier auf Erden wir
Erkennen muß ein jeder das, der klareren Gesichts;
Figuren auf dem Schachbrett gleich geschoben werden wir,
Dann nimmt man uns hinweg und legt uns in den Sarg des Nichts.
Chijam.

Nicht seine Torheit fortsetzen. Manche machen aus einem mißlungenen Unternehmen eine Verpflichtung, und weil sie einen Irrweg eingeschlagen haben, meinen sie, es sei Charakterstärke, darauf weiterzugehn. Innerlich klagen sie ihren Irrtum an, aber äußerlich entschuldigen sie ihn. Dadurch geschieht es, daß, wenn sie beim Beginn der Torheit als unüberlegt getadelt wurden, sie beim Verfolgen derselben als Narren bestätigt werden. Weder das unüberlegte Versprechen noch der irrige Entschluß legen Verbindlichkeit auf. Allein auf jene Weise setzen einige ihre erste Tölpelei fort und wollen beharrliche Querköpfe sein. Gracian.

Die Wahrheit des alten Ausspruchs, daß das Leben eine theatralische Aufführung sei, zeigt sich vor allem darin, daß die Welt beständig anders spricht, als sie handelt. Da bei dieser Komödie heutzutage alle mitspielen, weil alle dieselbe Sprache sprechen und fast niemand den Zuschauer macht, weil das leere Geschwätz der Welt nur Kinder und Toren täuscht, so folgt daraus, daß eine solche Aufführung eine ganz alberne Sache geworden ist, die ohne allen Grund langweilt und ermüdet. Es wäre darum unseres Jahrhunderts würdig, zu versuchen, ob nicht endlich einmal das Leben aus einer Heuchelei zu einer Wahrheit zu machen und zum erstenmal in der Welt der berüchtigte Widerstreit zwischen Worten und Taten zu schlichten wäre. Da, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, die Taten nicht zu ändern sind und die Menschen sich nicht ferner bemühen sollten, das Unmögliche möglich zu machen, würde jene Versöhnung nur auf die einzige, zugleich sehr leichte, wenn auch bis heute noch nie versuchte Art zustande zu bringen sein, daß man nämlich die Redeweise ändert und endlich einmal die Dinge bei ihrem Namen nennt. Leopardi.

Doch das Lügen erscheint in mancherlei Form, als Klugheit, Ausrede, teilweises Verschweigen und ist unter irgendeiner Verhüllung oder Zweideutigkeit mehr als ein Ausweichen, und stellt die Dinge so dar, daß eine unrichtige Ansicht entsteht. Diese Art des Lügens hat ein Franzose einmal „einen Spaziergang um die Wahrheit herum" genannt.

Es gibt sogar beschränkte und unredliche Naturen, die so'z sind auf ihre jesuitische Geschicklichkeit in der Zweideutigkeit, auf ihre Fähigkeit, die Wahrheit abstreifen zu können, wie die Schlange die Haut, und auf ihre moralischen Hintertürchen, um die wirkliche Meinung zu verheimlichen und den Folgen ihres offenen Bekennens zu entgehen. Institutionen und Systeme, die auf solche Mittel gegründet sind, müssen sich natürlich als falsch und hohl erweisen. „Sei eine Lüge auch noch so schön gekleidet, sie wird doch stets erkannt", sagt George Herbert. Ein offenes Lügen ist zwar dreister und lasterhafter, aber doch nicht so verächtlich, wie ein derartiges Ausweichen und Zweideuteln. Smiles.

Schreckliche Grenzen sind von der Natur den Kräften der Verstellung gesetzt. Die Wahrheit tyrannisiert die widerstrebenden Glieder des Leibes. Das Antlitz trügt nie, sagt man. Kein Mensch hat es nötig, sich täuschen zu lassen, wenn er nur den Wechsel im Ausdrucke beobachten will. Wenn ein Mann die Wahrheit spricht, im Geiste der Wahrheit, dann ist sein Auge klar wie das des Himmels. Wenn er aber verworfene Zwecke verfolgt und falsch spricht, dann wird sein Auge trübe und bisweilen auch schielend.

Ein erfahrener Advokat sagte mir einmal, daß einzig und allein der Verteidiger Eindruck auf die Geschworenen machen werde, der von der Unschuld seines Klienten überzeugt sei. Wenn er selbst nicht daran glaubt, dann wird sein Unglauben trotz aller Proteste der Jury offenbar werden und auch bei ihr Unglauben erzeugen. . . . Was wir nicht glauben, können wir auch nicht in angemessener Weise aussprechen, und wenn wir auch unsere Worte bis ins Unendliche häufen. Dieselbe Überzeugung sprach Swedenborg aus, als er eine Gruppe von Personen der jenseitigen Welt schilderte, wie sie sich vergeblich abmühten, eine These auszusprechen, an die sie selbst nicht glaubten; aber sie kamen damit nicht zustande, obgleich sie ihre Lippen in der schrecklichsten Weise verdrehten und verzerrten. Emerson.

Nie übertreiben. Es sei ein wichtiger Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, nicht in Superlativen zu reden; teils um nicht der Wahrheit zu nahe zu treten, teils um nicht unsern Verstand herabzusetzen. Die Übertreibungen sind Verschwendungen der Hochschätzung und zeugen von der Beschränktheit unserer Kenntnisse und unsers Geschmacks. Das Lob erweckt lebhafte Neugierde, reizt das Begehren, und wann nun nachher, wie es sich gemeiniglich trifft, der Wert dem Preise nicht entspricht, so wendet die getäuschte Erwartung sich gegen den Betrug und rächt sich durch Geringschätzung des Gerühmten und des Rühmers. Daher gehe der Kluge zurückhaltend zu Werke und fehle lieber durch das Zuwenig als durch das Zuviel. Die ganz außerordentlichen Dinge jeder Art sind selten; also mäßige man seine Wertschätzung. Die Übertreibung ist der Lüge verwandt, und durch dieselbe kommt man um den Ruf des

guten Geſchmacks, was viel, und um den der Verſtändigkeit, was mehr iſt. Gracian.

Der Schaden, welcher durch die Leichtgläubigkeit eines Menſchen geſchieht, iſt nicht darauf beſchränkt, daß er den Charakter der Leichtgläubigkeit in anderen und die daraus folgende Hegung falſcher Meinungen verſtärkt. Gewohnheitsmäßiger Mangel an Sorgfalt hinſichtlich deſſen, was ich für wahr halte, führt bei anderen zu gewohnheitsmäßigem Mangel an Sorgfalt hinſichtlich deſſen, was ſie mir als Wahrheit mitteilen. Die Menſchen ſagen einander die Wahrheit, wenn jeder die Wahrheit im eigenen Geiſte und in dem des anderen verehrt; aber wie kann mein Freund die Wahrheit in mir verehren, wenn ich ſelbſt in bezug auf ſie nachläſſig bin, wenn ich Dinge glaube, nur weil ich wünſche, ſie zu glauben, und weil ſie tröſtlich und erfreulich ſind. Auf ſolche Art umgebe ich mich mit einer dichten Atmoſphäre von Falſchheit und Täuſchung, und in dieſer muß ich leben. Für mich ſelbſt in meinem Wolkenſchloß von ſüßen Illuſionen und geliebten Lügen mag es ohne Bedeutung ſein; aber für die Menſchheit hat es eine ſchwere Bedeutung, daß ich meine Nachbarn zum Täuſchen bereit gemacht habe. Der Leichtgläubige iſt der Vater des Lügners und Betrügers; er lebt im Schoße dieſer ſeiner Familie, und es iſt kein Wunder, wenn er dasſelbe wird, was ſie iſt. So eng ſind unſere Pflichten miteinander verknüpft, daß, wer das ganze Geſetz hält und es in einem Punkt übertritt, ſich der Übertretung des Ganzen ſchuldig macht.

In Summa: Es iſt immer, überall und für jeden ſchlecht, irgend etwas auf ungenügende Beweiſe hin für wahr zu halten.

Wenn ein Menſch, welcher einen Glauben hegt, der ihm in der Kindheit beigebracht oder zu dem er ſpäter überredet worden iſt, irgendwelche Zweifel, die hinſichtlich desſelben in ſeinem Geiſte entſtehen, niederhält oder vertreibt, gefliſſentlich das Leſen von Büchern und die Geſellſchaft von Menſchen vermeidet, welche den Glauben in Frage ſtellen oder unterſuchen, und ſolche Fragen für irreligiös hält, die nicht leicht geſtellt werden können, ohne den Glauben zu ſtören, — dann iſt das Leben jenes Menſchen eine große Sünde gegen die Menſchheit. Clifford

Fehler als solche erkennen, auch wenn sie in noch so hohem Ansehn stehen. Der Makellose verkenne das Laster nicht, auch wenn es sich in Gold und Seide kleidet: ja es wird bisweilen eine goldne Krone tragen, deshalb aber doch nicht weniger verwerflich sein. Die Sklaverei bleibt niederträchtig, so sehr man sie durch die Hoheit des Herrn beschönigen möchte. Die Laster können hochstehn, sind aber deshalb doch nichts Hohes. Manche sehn, daß jener große Mann mit diesem oder jenem Fehler behaftet ist; aber sie sehn nicht, daß er keineswegs durch denselben ein großer Mann ist. Das Beispiel der Höhern hat eine solche Überredungskraft, daß es uns sogar zu Häßlichkeiten beredet, und selbst die des Gesichts von Schmeichlern bisweilen affektiert wurden, welche jedoch nicht begriffen, daß, wenn man bei den Großen gegen dergleichen die Augen verschließt, man es an den Geringen verabscheut. Gracian

Das charakteristische Zeichen der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urteile. Alles, was sie vorbringen, ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich als solches an. Sie haben, gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit im Reiche der Geister; die übrigen sind mediatisiert. Schopenhauer.

O selig, wer der Forschung sich geweiht,
Und abgewandt dem unruhvollen Treiben,
Das der Parteien wilder Haß erzeugt,
Den klaren Sinn ins ew'ge All versenkt,
In der Natur geheimnisvolles Walten,
Wie sich der Stoff zum schönen Weltbau fügt,
Wie er entstand, und welch Gesetz ihn regelt.
Wer dieser Forschung sich ergab, des Geist
Bleibt über Schuld und schimpflich Tun erhaben.
Euripides.

Ruhig wie ein tiefer See mit ungetrübtem Wasser ist der Weise in seiner heitern Klarheit. Buddha.

Die Sonne überstrahlt den Tag, und der Mond erhellt die Nacht, im Schmuck der Waffen erglänzt der Krieger, und der Brahmane

leuchtet, in Andacht verſunken — aber der Buddha, der Erwachte, ſchenkt allein Tag und Nacht die Fülle ſeines Glanzes. Buddha.

Wir wollen uns immer darüber klar ſein, daß Gedanken Kräfte ſind, daß Gleiches von Gleichem hervorgebracht und angezogen wird, und daß alſo die eigenen Gedanken beeinfluſſen ſo viel iſt, als ſein Leben beeinfluſſen. Trine.

Wir fangen eben an zu begreifen, daß wir unſern Körper neuſchaffen und verändern können, wenn wir unſre Gedanken neuſchaffen und verändern, daß wir ſo werden können, wie wir werden wollen, wenn wir unſre Gedanken feſt darauf richten. Anſtatt die Sklaven des Schickſals zu ſein, können wir unſerm Schickſal gebieten und es zu einem großen Teil ſelbſt ſo geſtalten, wie wir wollen. Unſer Schickſal ändert ſich mit unſern Gedanken. Wir werden ſo, wie wir werden wollen, wenn unſre beſtändig gehegten Gedanken mit dieſem Willen übereinſtimmen ... Glücklich der Mann, der das Geheimnis der Gedankenbildung und ihrer Verwertung früh kennen lernt und die unſchätzbare Kunſt verſteht, die richtige Haltung des Geiſtes zu bewahren, ſo daß er den ſchädlichen Einfluß der feindlichen Gedanken ſeiner Umgebung beſiegen kann ... Der ganze Körper iſt in der Tat nichts als der in den Raum hinausverlegte, ſtofflich und greifbar gewordene Geiſt. Das Leben folgt dem Gedanken. Es gibt kein deutlicher erkennbares Geſetz als dieſes, und niemals kann es umgangen werden. Marden.

Die Erkenntnis durch inneres Schauen iſt grundverſchieden von jenem Wiſſen. Nicht irgendwie erlernt wird ſie; ſie iſt ſozuſagen eine Fähigkeit der Seele, — nicht jenes niedern Teils der Seele, der nach dem Tode, wenn Wolluſt oder Neigung oder die Erinnerung der böſen Tat ihn an die Nähe der Menſchen feſſelt, zum Schemen wird — ſondern der göttlichen Seele, die alle Erſcheinungsformen des Einzelweſens belebt. Mabel Collins

Wer denkt — wes Volkes auch — ich will ihn Landsmann nennen! Die Wahrheit iſt mein Vaterland. Lamartine.

Betrachte nicht die Wissenschaft als eine Krone, um mit ihr zu prangen, auch nicht als ein Beil, um mit ihm deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Talmud.

Im eigenen Gedanken suche die Wahrheit und nicht in morschen Büchern. Willst du den Mond sehen, schaue zum Himmel und nicht in die Pfütze. Persisch.

Wie sonderbar, daß die Welt aus den höheren Offenbarungen der Wahrheit nur die allerältesten und jetzt unzeitgemäßen duldet und aufnimmt, jede direkte Offenbarung, jeden selbständigen Gedanken aber für nichtig ansieht, manchmal geradezu haßt. Thoreau.

Wenn sich jemand an eine, wenn auch noch so wahre Idee bindet, so gelangt er im Grunde genommen in dieselbe Lage, in der sich ein Mensch befindet, der sich, um nicht irrezugehen, an eine Säule bindet. Das, was auf einer gewissen Stufe geistiger Entwicklung eine erwünschte Wahrheit sein kann, kann auf einer anderen, höheren Entwicklungsstufe ein Hindernis dieser Entwicklung und ein Irrtum sein. Mallory.

Sei eine Leuchte für dich selbst. Sei eine Zuflucht für dich. Halte dich an deine Leuchte und suche keine andere Zufluchtsstätte. Buddhistisch.

Tue nichts Schändliches, weder vor den Leuten, noch wenn du allein bist. Dein erstes Gesetz sei — Selbstachtung. Tolstoi.

Es ist kein Beweis für eines Menschen Verständnis, wenn er imstande ist, das zu bekräftigen, was ihm zusagt; aber die Fähigkeit, zu unterscheiden, daß das, was wahr ist, wahr — und das, was falsch ist, falsch ist, das ist ein charakteristischer Beweis für seine Intelligenz. Swedenborg.

Wenn uns irgend etwas Unannehmliches begegnet, oder wenn wir in eine beschwerliche Lage gelangen, da sind wir alle geneigt, darin andere oder unser Schicksal zu beschuldigen, anstatt zu bedenken, daß, wenn Äußeres, das von uns unabhängig ist, uns zur Unannehmlichkeit oder Beschwerlichkeit wird, dies zu bedeuten hat, daß in uns selbst etwas nicht in Ordnung sei. Epiktet

Der du zum Jünger nun geworden bist, der du vermagst, zu sprechen und zu stehen, und fähig bist, zu hören und zu sehen, der das Verlangen du hast überwunden, der du Erkenntnis deines Selbst errungen, der Seele Blühn erschauet und erkannt, der du der Stille Stimme hast vernommen, betritt nun freien Muts des Lernens Halle und lies, was dort für dich geschrieben steht. Tritt zur Seite im kommenden Kampfe, und so du auch streitest, sei du nicht der Streiter. Späh' nach dem Streiter; in dir laß ihn kämpfen. Seine Weisung erwarte zum Kampfe; ihr folge. Gehorch' ihm nicht, wie man gehorcht dem Feldherrn; gehorche ihm, als wäre er dein Selbst und sein Befehl der Ausdruck deiner Wünsche. Fürwahr er ist dein Selbst, unendlich weiser und stärker nur als du. Schau' aus nach ihm, daß in des Kampfes Hast und Hitze du nicht an ihm vorübereilst. Nicht kennen wird er dich, so du nicht ihn erkennst. Erreicht dein Ruf sein lauschend Ohr, dann wird in dir er kämpfen und erfüllen die dumpfe Leere deines Innern. So dies geschieht, dann kannst mit Gleichmut du, dann wirst du mühelos den Kampf bestehen: Du trittst zurück und läßt ihn für dich streiten; und keiner deiner Streiche fehlt sein Ziel. Doch spähst du nicht, eilst du an ihm vorüber, so bist du sonder Schutz; dein Herz verzagt, dein Hirn verwirrt sich dann, im Sturm und Staub des Kampfgewühls vergehen dir die Sinne, und von dem Feind kannst du den Freund nicht scheiden. Er ist dein Selbst, doch während endlich du dem Irrtum untertan — ist unfehlbar und ewig er. Er ist die ewige Wahrheit. Ist einmal erst er in dich eingezogen, und ist zu deinem Streiter er geworden, wird nimmer wieder ganz er von dir weichen. Und an dem Tag des großen Friedens wird er in eins mit dir verschmelzen.

Mabel Collins.

Phantasie und Gemüt, Naturgefühl und Kunst.

„Seelenhektisch ist jeder" — sagt der noch nie ganz gewürdigte Hippel —, „dessen Einbildungskraft auf schwachen Füßen geht. Die Phantasie ist die Lunge der Seele." — In der Tat, wenn es erlaubt ist, Gleichnisreden fortzuspinnen, erscheint die Phantasie als die vegetative Sphäre des innern Menschen, dessen irritable das fühlende, dessen höchste, das geistige Nervensystem bedeutende, das denkende Vermögen darstellt. Die Phantasie ist weiblicher Natur; das weibliche Leben ist im ganzen ausdauernder, als das männliche, und jene hohe physische Kraft, welche — nach der Erfahrung des Menschenforschers — der Zartheit und Reinheit verliehen ist, möchte ihr Ergebnis sein. Und sehen wir nicht, wie sich so häufig zarte, wie aus Mondschein und Äther gewebte Lianennaturen zum Staunen ihrer selbst und der Ihren erhalten und schützen, bloß von der duftigen Kost leichter, feenhafter Träume genährt? Ist nicht die Hoffnung, nächst dem Schlafe, dem Bringer der echten Träume — selbst in den Augen Kants, des nüchternsten der Vernunft-Evangelisten —, die Beschützerin und der Genius des menschlichen Lebens? Und was ist die Hoffnung meist anders, als eine Tochter der Phantasie? Eine Schwester des holden Traumes? Gewiß, Hufeland hat recht, wenn er eine lieblich gerichtete Einbildungskraft unter den wichtigsten Verlängerungsmitteln des Lebens mitaufzählt. Kallobiotik ist nur ein Teil der Makrobiotik, und die Schönheit des Daseins liegt in den Händen der Phantasie. Wenn eine in neuesten Tagen berühmt gewordene Frau von sich rühmt: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüte bewahrt zu haben," — wem hatte sie das zu danken, als jener mit den Schwingen ewiger Jugend beflügelten Phantasie, welche ihre Leser an ihr so gerne bewundern? Lange würde die traurige Katastrophe über Naturelle, wie das

eines Novalis, eines Heine, v. Kleist, nicht hereingebrochen sein, wenn nicht dieselbe Phantasie, welche tätig war, sie abzuwehren, durch die verderbliche Richtung, die sie annahm, vielmehr selbst die Lähmung aller frohen Kräfte herbeigeführt hätte. Und hier bin ich nun, wo ich anlangen wollte. Eben weil die Einbildungskraft nur die schwärmende Seite des Empfindungsvermögens, weil sie weiblicher Natur ist, so soll sie auch nie, wenn sie gedeihlich werden will, ihres passiven Standpunktes vergessen. Sie ist ein sanftes vestalisches Feuer, welches, wenn es jungfräulich gehütet wird, leuchtet und belebt, — wenn man es aber entfesselt, verzehrend um sich greift.

Feuchtersleben.

Ich bestehe darauf, daß die Phantasie die höchste Geisteskraft des Menschen ist. Sie vernünftelt nicht. Sie ist weder Algebra noch Integralrechnung. Sie ist eine der Bohrmuschel gleichende Geisteszunge. Und wie diese sich bis ins Innerste des sprödesten Felsens hineinwühlt, so züngelt und tastet sie sich in das Wesen und den Geist eines Dinges hinein. Sie scheidet alles, Mark und Bein, und legt bloß, was ein Ding zumeist an Wahrheits- und Lebensgehalt enthält. Was aber ohne Wesen, Wahrheit und Leben ist, löst sie mit einem Hauch in wesenlosen Dunst auf. Das Flüstern, das die Ohren der Menschen vernehmen, wandelt sie in ihren Augen zu Gesichtern von Engeln; Phiolen, die Jahrtausende verschlossen auf dem Meeresgrunde geruht haben, entsiegelt sie, und es entsteigen ihnen Geister. Diese Kraft trägt und erhält jeder große künstlerische Wurf. Jeden Charakter, den Männer wie Aschylos, Homer, Dante, Shakespeare nur berühren, haben sie in seinem Innersten begriffen. Jeder Umstand, jeder Ausspruch, ob angedeutet oder in Worte gefaßt, ist Ausdruck ihres Wesens, ist aus einem inneren Vorgang abgeleitet und bezieht sich auf diesen geheimen, inneren Ursprung, den sie keinen Moment aus dem Auge lassen. So eröffnet jedes Wort, das aus dem Herzen geboren ist, einen Zugang zum Herzen, führt uns zum Kern der Persönlichkeit und überläßt uns selbst, so viel daraus zu entnehmen, wie wir können. Es ist das offene Sesam einer verborgenen, dunkeln, ungeheuren, unermeßlichen Höhle, in der unerschöpfliche Schätze an reinem Golde verstreut liegen. Darin

umherwandeln und die einzelnen Stücke auflesen kann ein jeder. Aber das erste Auftun jenes unsichtbaren Felsentores vermag die Phantasie allein. Ruskin.

Herz und Kopf: die beiden Pole der Sonne unserer Fähigkeiten: eines ohne das andere, halbes Glück. Verstand reicht nicht hin; Gemüt ist erfordert. Ein Unglück der Toren ist Verfehlung des Berufs im Stande, Amt, Lande, Umgang. Gracian.

Seinem Herzen glauben, zumal wenn es erprobt ist: dann versage man ihm nicht das Gehör, da es oft das vorherverkündet, woran am meisten gelegen. Es ist ein Hausorakel. Viele sind durch das umgekommen, was sie stets gefürchtet hatten: was half aber das Fürchten, wenn sie nicht vorbeugten. Manche haben, als einen Vorzug ihrer begünstigten Natur, ein recht wahrhaftes Herz, welches sie allemal warnt und Lärm schlägt, wann Unglück droht, damit man ihm vorbeuge. Es zeugt nicht von Klugheit, daß man den Übeln entgegengeht; es sei denn, um sie zu überwinden. Gracian.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben. Rückert.

Die Tiefe des Gefühls ist Seligkeit. Schefer.

Darin, daß beim kleinsten wie beim größten Kunstwerk der Schein sich uns erzeugt, es komme in ihm das große Ganze, wie die menschliche Empfindung es durchgeistigt, zur Darstellung, liegt die überwältigende Macht des Schönen. Und ist eine Dichtung etwas anderes als die Begrenzung einer Idee durch eine Sprache, die durch ihr Maß zu etwas Lebendigem sie erhebt? Den weltumfassenden Gedanken des Schönen müssen wir erst in das sogenannte Naturschöne hineinlegen, damit es von dieser Seite uns packe. Der diesen Gedanken nicht mitbringt, wird alles Erdenkliche, nur nicht das Schöne an der Natur bewundern. Sind wir aber für den Genuß des Schönen herangebildet, so entführt es uns in eine herrlichere Welt, nicht in

eine erfundene, in eine vom Menschen in seinem Innern gefundene, die ihn lehrt, was Vollendung ist, und wie man sie anstrebt. Erst allmählich ist er zu dieser Welt gekommen durch Erfahrungen, die ihn sie ahnen ließen, durch Werke, die sie zum Ausdruck brachten; und aus der fortwährenden Wechselwirkung von Ahnen und Schaffen entwickelte sich nach unzählbaren mißglückten Versuchen die wahre Kunst und mit ihr der echte Künstler. Carneri.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich, meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen. Goethe.

Schreit aus und glaube: dir erklang das Werde!
Schick' deine Blicke aus: die ganze Erde
Blüht dir ans Herz: was schön ist, das ist dein!
Denn der ist König über alle Dinge
Und den berührt der Engel goldene Schwinge,
Der seine Blicke so aussenden kann,
Daß sie wie Adler Beute heimwärts tragen,
Und daß die Morgenstunden leuchtend sagen:
Du Mensch mit hellen Augen, nimm uns an!
Bierbaum.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,

Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch;
Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust ...
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust! Goethe.

O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun! Hölty.

Seht, wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären,
Trägt denn die Erde ein Trauergewand? v. Salis.

Die Sterne stehn am Himmel — über Gipfeln
Schneeheller Berge zieht der Mond; wie schön!
Ich weile gern bei dir, Natur! die Nacht
Hat ein vertrauter' Angesicht für mich
Als Menschen, und in ihrem Sternendämmer,
In ihrer einsam holden Seligkeit
Lernt' ich die Sprache einer andern Welt. Byron.

Es ist seltsam, wie wenig die Menschen im allgemeinen den Himmel kennen. Nirgends hat die Natur mehr getan, um den Menschen zu erfreuen, um zu ihm zu reden und ihn zu unterweisen. Und nirgends wird sie weniger wahrgenommen. Ruskin.

Nur die Natur ist ehrlich! sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstet treibt. Schiller.

Über mir in wolkigen Lüften
Jubeln Lerchen, traumverloren.

Tief im Heidekraute lieg' ich,
Fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
Wildentwachsen wär', wie Bäume,
Leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb — und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
Aufgeflogen wär' mit Schwingen,
Hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

Carl Hauptmann.

Bescheiden über diese Erde schreiten
Laß mich, o Geist, der sie und mich erträumt,
In deinen ew'gen Schatten, Gottnatur,
Hinwandelnd eine kurze Uferstrecke,
Die Schönheit atmen dieser grünen Insel.
Den Garten, der seit Ewigkeit hier blüht,
Durchschreit' auch ich nun eine Sonnenstunde,
Nur eine Hügelwelle streift mein Pfad;
Holdseliger Bilderglanz taucht um mich auf,
Kristallne Tonflut unsichtbar umwogt mich,
Fern blaut das Meer durch schatt'ge Laubgehänge
Und sonn'ger Lüfte Balsam trinkt die Brust.
Lautlos, nicht deinen Schöpfertraum zu stören,
Allheil'ge Mutter, durch dein Paradies
Hinwandl' ich, achtend, daß des Fremdlings Fuß
Kein Wesen kränke, keine Blume knicke,
Denn nicht ein Blütenblatt ist hier mein eigen.
Nichts bracht' ich dir, nichts nehm' ich mit von hinnen.
Dein Hauch verwische meines Schrittes Spur!

Lohmeyer.

Unser verwickeltes Leben von heute, wie es besonders in den großen Städten sich ausgebildet hat, nötigt viele Menschen, fast ganz in bestimmten einzelnen Tätigkeiten aufzugehen. Es kann ihnen nur zu leicht, und oft für längere Zeiträume, begegnen, daß sie an dem

ganzen vollen Leben gar keinen Anteil mehr zu haben scheinen. Es kommen Zeiten, wo wir beinahe vergessen, daß allnächtlich die Sterne am Himmel aufleuchten, ja daß überhaupt ein Himmel sich über uns wölbt, daß es Büsche und Wälder gibt, in denen immer die Vögel singen, und wo wir stundenlang auf dem Rücken liegend zusehen können, wie die Baumwipfel über unserm Haupte schwingen und die Wolken in den Lüften ziehen, wo wir mit unsrer Seele allein sind, oder wie Whitman es ausdrückt, „müßig umherschweifen und unsre Seele einladen können, wieder einmal zu uns zu kommen".

Trine.

Früh, wenn Tal, Gebirg' und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Goethe.

Der Regen raunt sein Rauschelied,
Ein sanftes Einerlei.
Ich bin allein, ein Eremit
In Wald und Wüstenei.

Weil ich beschaulich einsam bin
In Wald und Wüstenei,
So wiegt in Frieden sich mein Sinn,
Von Sorg' und Unrast frei.

Mein Leben bring ich einsam hin
In Wald und Wüstenei.
Da wiegt in Frieden sich mein Sinn,
Von Furcht und Zagen frei.

Buddhistisch (B. Wille).

Es gibt nicht nur verſtändige Rede. Was in der Sprache frei ſich bindet — nicht nach dem Geſetz der Verſtändigkeit und des Herkommens, ſondern aus der Flucht aufgeſcheuchter Gefühle und Bilder und Ahnungen — auch das kann tiefſter Weisheit Quellenborn ſein. — Deswegen lauſchten frühere Jahrhunderte, naivere Alter den heiligen Irren und Berauſchten, in denen ſich dieſer Quell auftat. Aber die Verſtändigen von heute ſind des Rauſches Feind, regiſtrieren den Wahnſinn in ihre Schubfächer und haben ihn damit abgetan. Und doch wachſen und quellen auch heute nur aus der Tiefe des Ungedachten die Wunder des ſich zur Welt erweiternden Menſchengeiſtes. Auch die Dichtung iſt nie verſtändige Rede, ſondern aus aufgeſcheuchten Ahnungen und Gefühlen ſucht der Dichter nach Erlöſung. Auch alle Kunſt iſt Leben, Traum, Wahnſinn, Leiden und Seligſein, nach keinem andern Muſter, als dem Zufall der flüchtigſten Stunde. Carl Hauptmann.

Dein Bund wird ſein mit den Steinen auf dem Felde, und die wilden Tiere auf dem Lande werden Frieden mit dir halten. Hiob.

Wenn man, durch die Kraft des Geiſtes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahren läßt, aufhört, nur ihren Relationen zueinander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eigenen Willen iſt, am Leitfaden der Geſtaltungen des Satzes vom Grunde nachzugehen, alſo nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen betrachtet; ſondern einzig und allein das Was; auch nicht das abſtrakte Denken, die Begriffe der Vernunft, das Bewußtſein einnehmen läßt; ſondern ſtatt alles dieſen die ganze Macht ſeines Geiſtes der Anſchauung hingibt, ſich ganz in dieſe verſenkt und das ganze Bewußtſein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenſtandes, ſei es eine Landſchaft, ein Baum, ein Fels, ein Gebäude oder was auch immer; indem man, nach einer ſinnvollen deutſchen Redensart, ſich gänzlich in dieſen Gegenſtand verliert, d. h. eben ſein Individuum, ſeinen Willen vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objekts beſtehend bleibt; ſo daß es iſt, als ob der Gegenſtand allein da wäre, ohne jemanden, der

ihn wahrnimmt, und man also nicht mehr den Anschauenden von der Anschauung trennen kann, sondern beide eines geworden sind, indem das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich gefüllt und eingenommen ist; wenn also solchermaßen das Objekt aus aller Relation zum Willen getreten ist: dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches; sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektivität des Willens auf dieser Stufe: und eben dadurch ist zugleich der in dieser Anschauung Begriffene nicht mehr Individuum: denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren: sondern er ist reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnis.

Schopenhauer.

Der gewöhnliche Mensch, diese Fabrikware der Natur, wie sie solche täglich zu Tausenden hervorbringt, ist, wie gesagt, einer in jedem Sinn völlig uninteressierten Betrachtung, welches die eigentliche Beschaulichkeit ist, wenigstens durchaus nicht anhaltend fähig: er kann seine Aufmerksamkeit auf die Dinge nur insofern richten, als sie irgendeine, wenn auch nur sehr mittelbare Beziehung auf seinen Willen haben. Da in dieser Hinsicht, welche immer nur die Erkenntnis der Relationen erfordert, der abstrakte Begriff des Dinges hinlänglich und meistens selbst tauglicher ist; so weilt der gewöhnliche Mensch nicht lange bei der bloßen Anschauung, heftet daher seinen Blick nicht lange auf einen Gegenstand; sondern sucht bei allem, was sich ihm darbietet, nur schnell den Begriff, unter den es zu bringen ist, wie der Träge den Stuhl sucht, und dann interessiert es ihn nicht weiter. Daher wird er so schnell mit allem fertig, mit Kunstwerken, schönen Naturgegenständen und dem eigentlich überall bedeutsamen Anblick des Lebens in allen seinen Szenen. Er aber weilt nicht: nur seinen Weg im Leben sucht er, allenfalls auch alles, was irgend einmal sein Weg werden könnte, also topographische Notizen im weitesten Sinn: mit der Betrachtung des Lebens selbst als solchen verliert er keine Zeit. Der Geniale dagegen, dessen Erkenntniskraft, durch ihr Übergewicht, sich dem Dienste seines Willens, auf einen Teil seiner Zeit, entzieht, verweilt bei der Betrachtung des Lebens selbst, strebt die Idee jedes Dinges zu erfassen, nicht dessen Relationen zu anderen Dingen: darüber

vernachlässigt er häufig die Betrachtung seines eigenen Weges im Leben und geht solchen daher meistens ungeschickt genug. Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnisvermögen die Laterne ist, die seinen Weg beleuchtet, ist es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht. Schopenhauer.

Alles Wollen entspringt aus Bedürfnis, also aus Mangel, also aus Leiden. Diesem macht die Erfüllung ein Ende; jedoch gegen einen Wunsch, der erfüllt wird, bleiben wenigstens zehn versagt: ferner, das Begehren dauert lange, die Forderungen gehen ins Unendliche; die Erfüllung ist kurz und kärglich gemessen. Sogar aber ist die endliche Befriedigung selbst nur scheinbar: der erfüllte Wunsch macht gleich einem neuen Platz: jener ist ein erkannter, dieser noch ein unerkannter Irrtum. Dauernde, nicht mehr weichende Befriedigung kann kein erlangtes Objekt des Wollens geben: sondern es gleicht immer nur dem Almosen, das, dem Bettler zugeworfen, sein Leben heute fristet, um seine Qual auf morgen zu verlängern. — Darum nun, solange unser Bewußtsein von unserm Willen erfüllt ist, solange wir dem Drange der Wünsche mit seinem steten Hoffen und Fürchten hingegeben sind, solange wir Subjekt des Wollens sind, wird uns nimmermehr dauerndes Glück, noch Ruhe. Ob wir jagen oder fliehen, Unheil fürchten oder nach Genuß streben, ist im wesentlichen einerlei: die Sorge für den stets fordernden Willen, gleichviel in welcher Gestalt, erfüllt und bewegt fortdauernd das Bewußtsein; ohne Ruhe aber ist durchaus kein wahres Wohlsein möglich. So liegt das Subjekt des Wollens beständig auf dem drehenden Rade des Ixion, schöpft immer im Siebe der Danaiden, ist der ewig schmachtende Tantalus. Schopenhauer.

In dem Augenblicke, wo wir, vom Willen losgerissen, uns dem reinen willenlosen Erkennen hingegeben haben, sind wir gleichsam in eine andere Welt getreten, wo alles, was unsern Willen bewegt und dadurch uns so heftig erschüttert, nicht mehr ist. Jenes Freiwerden der Erkenntnis hebt uns aus dem allen ebensosehr und ganz heraus, wie der Schlaf und der Traum: Glück und Unglück sind verschwunden, wir sind nicht mehr das Individuum, es ist vergessen, sondern nur noch reines Subjekt der Erkenntnis: wir sind nur noch da als das

eine Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt, im Menschen allein aber völlig frei vom Dienste des Willens werden kann, wodurch aller Unterschied der Individualität so gänzlich verschwindet, daß es alsdann einerlei ist, ob das schauende Auge einem mächtigen König oder einem gepeinigten Bettler angehört. Schopenhauer.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall. Schiller.

Sagt, was ihr wollt, zugunsten der Gesellschaft; sie lehrt den Menschen seine Pflicht, und das ist das Höchste, was man überhaupt aussprechen kann; aber sein Glück erschafft ihm nur die Einsamkeit. Der Blick, in das unendliche Blau des Äthers verloren oder über die reiche, mannigfache Schönheit der bunten Erde hingleitend, wendet sich ab von den Armseligkeiten, die ihn im Gewühle des Marktes trüben und verwirren. Die Natur denkt lauter große Gedanken, und die des Menschen, indem er ihnen nachsinnt, lernen sich ausdehnen und werden den ihrigen ähnlich. Das kleine Ich lernt sich als Atom begreifen und wird doch, mitten im Anschauen der Unendlichkeit, seines Daseins froh, da es die Harmonie des Ganzen gewahr wird. Gerechtigkeit lernt sich an den unerschütterlichen Gesetzen der Natur; sie liebt, auch wenn sie vernichtet; nur

in ihr ist Wahrheit, Ruhe und Gesundheit. Der Aufenthalt im Freien — schrieb eine geistreiche Frau — habe für sie etwas Zauberisches: die Geliebten stünden ihr hier näher und die Beschwerlichen entfernter. — Alle gesunden Geister, die der Menschheit die Früchte einer schönen Einsamkeit zu genießen gaben, gediehen im Schoße solcher Gefühle und werden, wie jener bekannte Arzt, das Wort Natur immer mit einer gewissen Ehrfurcht aussprechen, „wie man im Tempel sich vor dem Namen des Allerhöchsten beugt".

Feuchtersleben.

„Die Natur heilt, wo sie verwundet. Aber wo der Mensch sich selbst zu nahe tritt, — soll sie da, wie die Mutter des verwöhnten Kindes, ihn noch stolz durch ihre Teilnahme machen? Ist diese Ruhe, dieser schlängelnde Bach, dieser stille Wald, dieser blaue Himmel, diese allgemeine Harmonie der ewigen Schönheit, nicht mütterlicher Balsam genug in deine Seele?"
Und ist es nicht edler und natürlicher, die kleine Dissonanz der Selbstheit in jenen harmonischen Einklang aufzulösen, als ihn durch sie zu verderben? Feuchtersleben.

Es liegt für ein ruhiges Gemüt, für ein gesundes Hirn und eine fleißige Hand mehr Freude und Nutzen in einer einzigen, mit Blümlein und Sonnenschein besprenkelten Waldlichtung, als für die Ruhelosen, Herzlosen und Gedankenlosen durch ein Panorama des ganzen Erdgürtels erkauft werden könnte, das rund um den Äquator herum photographiert würde. Ruskin.

Die Kunst gehört keinem Lande an, sie stammt vom Himmel.

Michelangelo

Unter den Bestrebungen, die das geistige Leben des Menschen auf unserem Planeten bilden, ist es die Kunst, welche der Sphäre zugehört, in der wir uns eben bewegen. Wie im Traume ein freundliches Vegetieren den ermüdenden Kampf des Geistes mit der Körperwelt ablöst und, indem es Leib und Seele näher verschwistert, das Dasein durch Ersatz wiedergebiert, so erschafft uns die Kunst im Wachen Träume, welche das Leben unterhalten, das dem Zwiespalt der Wirklichkeit erliegen will. Halb an den Leib, halb an die Seele spricht die Musik, die bildende und die redende Kunst. Von

der Musik namentlich meinte ein scharfer Beobachter, der es sich zur Aufgabe gemacht, zu jeder Blüte den Stamm und die Wurzel zu suchen, — es laufe bei ihr zuletzt doch alles auf Gesundheit hinaus; denn wenn ein lebendiges Wesen sich selbst mit all seinen Kräften und Trieben recht innig fühle, so befinde es sich wohl. Durch Gesang und Musik aber entstehe eine harmonische Belebung aller Organe; die zitternde Bewegung teile sich dem ganzen Nervensysteme mit; der ganze Mensch sänge und töne gleichsam mit, seinem angebornen Triebe gemäß sein Dasein auszupolaunen. Und in der Tat — ist unser Gefühl selbst etwas anderes, als eine beständige Musik des Lebens, — eine Schwingung in uns, welche die Tonkunst nur gleichsam in Luft verkörpert, außer uns darstellt? und beruht nicht jede andere Kunst, wie die Musik, auf dem Gefühle harmonischer Verhältnisse? So werden sie alle zum Palladium der Gesundheit und des frohen Zustandes werden, wenn sie, den obigen Erörterungen gemäß, von dem männlichen Geiste beherrscht und geleitet, zum Frieden und zur Versöhnung hinwirken. Dann wird ihr holder Äther uns durchs ganze Leben erquicken, und noch im Tode werden uns, wie es von Jakob Böhme erzählt wird, Harmonien umringen und mit nie gehörter Herrlichkeit in die größere und ewige Harmonie der Sphären hinübergeleiten. Feuchtersleben.

Das Größte, was die Kunst vermag, ist die wahrhaftige Darstellung eines edlen Menschen. Mehr hat sie niemals geleistet, und sie sollte nicht weniger leisten. Ruskin.

Man kann sich nicht zu einem guten Menschen malen oder singen. Erst muß man ein guter Mensch sein, ehe man malen oder singen kann. Dann werden die Macht der Farben und Töne das Beste in einem vollenden. Ruskin.

Objektivität, Liebe ist das Geheimnis aller Genialität, also auch der künstlerischen Intuition. Der Künstler liebt den Gegenstand, den er anschaut, er will seine Existenz, und infolgedessen betrachtet er ihn nicht einseitig, nicht nur auf gewisse Merkmale hin, die ein praktisches Interesse haben, sondern allseitig, nach allen Richtungen hin, die für die Existenz des Dinges selbst wesentlich sind. Im Walde

sieht er nicht, wie der Holzhändler, nur einen Begriff, eine Summe Geldes, nein, er liebt das Ding, den Wald selbst. Er hat seine Lust daran, denn er geht auf in seinem Anblick, er sieht, er hört alles. Ganz Auge, ganz Ohr, entzückt von dem Stilleben, das eine so beredte Sprache zu seinem Herzen führt, wird er einen Ausdruck für seine Gefühle suchen, und so entsteht, je nach dem besonderen Talent und der Kunstübung des Betreffenden, ein Gedicht, ein Lied, ein Bild, ein Marmorwerk. Hermann Türck.

Ich lebe nicht in mir allein, ich werde ein Teil von dem, was mich umgibt. Byron.

Glaubt mir, es ist kein Märchen: die Quelle der Jugend, sie rinnet Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst. Schiller.

Die großen gestaltenden Kräfte, Ideen, Begeisterungsströme, die sich im Rassenleben manifestieren, und die, in Gefühle gehüllt, in den verborgenen Zentren unseres wirklichen Körpers wohnen sind der Natur der Sache nach Dinge, deren wir uns nur in jenen Augenblicken der Erregung und Ekstase direkt bewußt werden, in denen wir in die tieferen Regionen unseres Daseins geführt werden. Obgleich sie auch vom gewöhnlichen Bewußtsein unklar empfunden werden, so lassen sie sich doch in den Ausdrücken, die ihm angehören, nicht gut beschreiben. Sie werden daher in ihrer Fülle nur von den wenigen gesehen und erfaßt — den wenigen, deren mehr harmonische Natur dieser Vision fähig sind, oder, wenn sie auch von den vielen erkannt werden, so geschieht es doch nur in seltenen Augenblicken. Und so wird es die Aufgabe der inspirierten Propheten, Dichter und Künstler, ihnen eine bestimmte Form zu geben. Carpenter.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen! Gebt die Gesetze! Gebt
Uns Leben! Siegt, Heroen! Ihr nur
Habt der Eroberung Recht. Hölderlin.

Es wird oft zwischen dem Erlangen von Wissen durch Erfahrungsversuch und zwischen dem Prüfen des Wissens durch solchen Versuch

nicht genügend unterschieden. Edison wußte, daß seine Erfindungen nur erschaut werden konnten, und das Erschaute prüfte er durch den Versuch. Die tatsächliche Leistung der großen Erfinder besteht darin, das geistig Erschaute auf das Gebiet der Ausübung zu übertragen, indem sie es durch die Erfahrung erproben. Aber alle Erfinder sind Seher; und manche unter ihnen, die der Tod ereilte, bevor es ihnen gelang, die von ihnen erkannten Naturkräfte zur angestrebten Anwendung zu bringen, galten für irrsinnig. Andere sind später so glücklich, das früher Erkannte — und Verlachte — von neuem zu erfinden. Das ist von alters her der längst bekannte Verlauf; aber es ist nützlich, ihn stets von neuem uns in das Gedächtnis zu rufen. Wie oft werden große Künstler in ihrer Jugend als Wunderkinder bestaunt. Sie schauen geistig die Kraft, deren auserwählte Verkünder sie sind, und der Versuch ist für sie nichts als das Suchen, wie sie das Erkannte anderen kundgeben können.

Mabel Collins.

Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
Wir sitzen hier und lassen die Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,
Sie werden Tasten süßer Harmonie.
. . . . Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den dort du siehst,
Der nicht im Umschwung wie ein Engel singt
Und einstimmt in den Chor der Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister;
Nur wir, weil uns des Staubes grob' Gewand
Hier noch verhüllt, wir können sie nicht hören.
Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie die Unterwelt;
Trau' keinem solchen! — Horch' auf die Musik!

Shakespeare.

Das unaussprechlich Innige aller Musik, vermöge dessen sie als ein so ganz vertrautes und doch ewig fernes Paradies an uns vorüberzieht, so ganz verständlich und doch so unerklärlich ist, beruht darauf, daß sie alle Regungen unseres innersten Wesens wiedergibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern von ihrer Qual.

Schopenhauer.

Es gibt kein stärkeres, erhebenderes Verlangen als nach der Ruhe äußerer Dinge. Kein Kunstwerk ist groß ohne Ruhe. Alle Kunst ist nur insofern groß, als sie Ruhe zur Erscheinung bringt. Ruskin.

Ruhe ist eines der menschlich ursprünglichsten, unabweisbarsten Bedürfnisse. Im Gegensatz zu Leidenschaft, Wechsel, Übersättigung und anstrengender Arbeit ist Ruhe das besondere und ausschließliche Merkmal einer ewigen Macht und eines ewigen Geistes. Ruhe ist das „Ich bin" des Schöpfers im Gegensatz zu dem „Ich werde" alles Geschaffenen. Ruskin.

Die ästhetische Fähigkeit hat es mit der geistigen Wahrnehmung und Würdigung der Schönheitsvorstellungen zu tun. Irrtümlich wird sie zu einer rein sinnlichen Beschäftigung oder noch schlimmer zu einer bloßen Gewohnheitssache herabgewürdigt. Damit sinken die Künste, die sich an das ästhetische Empfinden wenden, zu bloßer Belustigung herab, zu Reizen krankhafter Erregungen, die die Seele in Schlaf fächeln und wiegen. Ruskin.

Ein echtes Erzeugnis der Kunst hat zur Folge, daß im Bewußtsein des Aufnehmers die Trennung zwischen ihm und dem Künstler aufhört, ja nicht nur zwischen ihm und dem Künstler, sondern zwischen ihm und allen Menschen, die dieses Kunsterzeugnis aufnehmen. In dieser Befreiung der Persönlichkeit von ihrer Abtrennung von den anderen Leuten, von ihrer Einsamkeit, in dieser Verschmelzung der Persönlichkeit mit anderen besteht eben die hauptsächlichste Anziehungskraft und Eigentümlichkeit der Kunst.

Tolstoi.

Wie ein Denkprodukt nur dann ein Denkprodukt ist, wenn es neue Kombinationen und Gedanken mitteilt, nicht aber das bereits

Bekannte wiederholt, ebenso ist auch ein Kunstprodukt nur dann ein Kunstprodukt, wenn es ein neues Gefühl in das Hauswesen des menschlichen Lebens einführt. Tolstoi.

Meine liebe, zarte Emilie[1]), meine liebe Freundin!
Spät kommt die Antwort auf Dein Schreiben an mich; eine Menge Geschäfte, beständiges Kränklein mögen mich entschuldigen. Das Hierlein zur Herstellung meiner Gesundheit beweist die Wahrheit meiner Entschuldigung. Nicht entreiße Händel, Haydn, Mozart ihren Lorbeerkranz; ihnen gehört er zu, mir noch nicht. Deine Brieftasche wird aufgehoben unter andern Zeichen einer noch lange nicht verdienten Achtung von manchen Menschen. Fahre fort, übe nicht allein die Kunst, sondern dringe auch in ihr Inneres; sie verdient es, denn nur die Kunst und die Wissenschaft erheben den Menschen bis zur Gottheit. Solltest Du, meine liebe Emilie, einmal etwas wünschen, so schreibe mir zuversichtlich. Der wahre Künstler hat keinen Stolz; leider sieht er, daß die Kunst keine Grenzen hat; er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziel entfernt ist, und indes er vielleicht von andern bewundert wird, trauert er, noch nicht dahin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius nur wie eine ferne Sonne vorleuchtet. Vielleicht würde ich lieber zu Dir, zu den Deinigen kommen, als zu manchem Reichen, bei dem sich die Armut des Inneren verrät. Sollte ich einst nach H. kommen, so komme ich zu Dir, zu den Deinen; ich kenne keine anderen Vorzüge des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen; wo ich diese finde, da ist meine Heimat. Willst du mir, liebe Emilie, schreiben, so mache mir die Überschrift gerade hierher, wo ich noch vier Wochen zubringe, oder nach Wien; das ist alles dasselbe. Betrachte mich als Deinen und als Freund Deiner Familie.

Beethoven.

[1]) Eine achtjährige Pianistin.

Mitgefühl und Güte.

Wenn ihr nicht bewußt gut seid gegen alle, so werdet ihr oft unbewußt gegen viele grausam sein. Ruskin.

Nicht deshalb ist Macht dem Menschen gegeben, damit er den Schwachen bedrücke, sondern damit er ihn stütze und ihm helfe. Ruskin.

Jede gute Tat ist Barmherzigkeit. Dem Dürstenden Wasser reichen — ist Barmherzigkeit. Einen Stein aus dem Weg schaffen — ist Barmherzigkeit. Den Nächsten überreden, er möge tugendhaft sein — ist Barmherzigkeit. Dem Wanderer den Weg zeigen, auch das ist Barmherzigkeit. Lächeln, indem wir dem Nächsten ins Antlitz schauen — ist Barmherzigkeit. Mohammed.

Es ist eine ziemlich verbreitete Ansicht, daß die Menschen nach ihrem Tode nichts von dem erfahren, was denen, welche sie überleben, begegnet: woher kommt es nun, daß der gute Mensch beim Herannahen des Todes nicht alle Teilnahme für seine Familie, seine Freunde, sein Vaterland verliert? Die so häufig zu beobachtende Teilnahme Sterbender am Wohle der sie überlebenden, von ihnen geliebten Wesen ist eine Erscheinung, welche allein hinreicht, die Meinung, daß alles Wollen selbstisch sei, zu verwerfen. Und so gehört es ja überhaupt zum Wesen der echten Liebe, unmittelbar das Wohl des andern zu wünschen, ohne alle Rücksicht auf das eigene Wohl; und wer jene Fähigkeit dem Menschen abspricht, der leugnet eben damit das Dasein wirklicher Liebe. Wahres Wohlwollen schließt die Rücksicht auf das Selbstinteresse aus: Der ist nicht wohlwollend, welcher zwar anderen Nützliches tut, aber nur zu seinem eigenen Vorteil. Wenn überhaupt Wohlwollen vorhanden ist, so muß unmittelbar das Wohl des andern gewollt werden —

die Vorstellung, zu des andern Wohl beizutragen, muß uns angenehm, freudvoll, die, es nicht zu befördern, unangenehm, schmerzlich sein und so den Willen bewegen; und nicht darf diese Erregung unseres Fühlens und Wollens nur mittelbar geschehen, durch die Vorstellung, daß dadurch unser eigenes Interesse gefördert wird.

Georg v. Gizycki.

In jedem Augenblick unseres Lebens müssen wir trachten, nicht das, was uns von anderen trennt, sondern das, was wir mit ihnen Gemeinsames haben, herauszufinden. Ruskin.

Je weiser und besser ein Mensch ist, um so mehr Gutes bemerkt er in den Menschen. Pascal.

Güte hervorrufen ist ein wichtiger Teil der Lebensaufgabe.

Johnson.

Ich verehre den Menschen, welcher Reichtum ist; so daß ich ihn mir nie allein, arm oder verbannt oder unglücklich oder als Klienten, sondern nur als einen beständigen Protektor, Wohltäter und glückseligen Menschen vorstellen kann. Emerson.

Es gewährt uns wenig Freude, an ein Wohlwollen zu denken, das sich nur nach seinen Werken bemißt. Liebe ist unerschöpflich, und auch, wenn ihr Schatz aufgebraucht ist, ihre Speicher geleert sind, beglückt und bereichert sie noch, und der Mensch scheint, auch wenn er schläft, die Luft zu veredeln, und sein Haus scheint die Landschaft zu schmücken und die Gesetze zu stärken. Die Menschen nehmen diesen Unterschied stets wahr. Wir wissen, wer wohltätig ist, aus ganz anderen Quellen als aus den Subskriptionsbeträgen für Suppengesellschaften. Das sind nur geringe Verdienste, die sich aufzählen lassen. Sei besorgt, wenn deine Freunde dir sagen, was du wohl und gut getan hast, und wenn sie es genau angeben; aber wenn sie dastehen mit unsicheren, furchtsamen Blicken voll Achtung und halber Abneigung und ihr Urteil für spätere Jahre aufsparen müssen, dann magst du zu hoffen anfangen. Emerson.

Allem kann man widerstehen, nur der Güte nicht. Rousseau.

Die zarteſten Pflanzen brechen ſich den Weg durch den härteſten Boden, durch Felſenſprünge. So auch die Güte. Welcher Keil, welcher Hammer, welcher Mauerbrecher kann ſich mit der Kraft eines guten, aufrichtigen Menſchen meſſen? Nichts kann ihm Widerſtand leiſten. Thoreau.

Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unſcheinbar werden, ſo wird Geiſt, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überſtrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Schopenhauer.

Das Bewußtſein der Einheit unſeres Weſens mit allen andern offenbart ſich in uns durch Liebe. Die Liebe iſt ein Erweitern des eigenen Lebens. Je mehr wir lieben, um ſo weiter, voller und freudiger wird das Leben. Tolſtoi.

„Und geht eines Tages" — fragt man uns höhniſch — „dieſe Erde in Trümmer, für was war dann dieſes Streben nach Vervollkommnung?" — Für uns, für die Menſchen, die bis zu jenem Tage, der noch die Kleinigkeit von ein paar Millionen Jahre ausbleiben kann, die Erde bewohnt haben werden. Allerdings iſt es nur die Liebe, die einen ſo erhabenen Gedanken zu faſſen vermag. Iſt die verſchwunden? Die Liebe, für die es ein Ich ohne Du und Wir nicht gibt, ſie iſt da; ſie wird daſein, ſolange Menſchen wandeln auf Erden, und daß ſie im menſchlichen Herzen ihren Urſprung hat, macht ſie uns nicht weniger wert. Carneri.

Die Liebe iſt die Goldprobe des richtig entwickelten Individualismus. Sag' mir, wie du liebſt, und ich ſage dir, wie wert deine Sittlichkeit iſt. Die Liebe iſt der mächtigſte der Affekte; niemand bleibt von ihm unberührt, und über keinen andern gehen die Meinungen ſo weit auseinander. Faſt könnte man ſagen, daß es ſoviel Nuancierungen dieſes Affektes gibt als Individuen, von welchen nicht zwei vollſtändig ſich gleichen. Die natürliche Verſchiedenheit der Individuen iſt aber nicht der einzige Grund. Entſcheidend für dieſe ſo weit gehende Verſchiedenheit der Auffaſſung ſind auch die Anſchauungen, in welchen wir erzogen werden. Von Haus aus fühlt jeder, daß er es da mit der Quelle der höchſten Glückſeligkeit zu tun

hat; aber das Verständnis für diese Glückseligkeit und die Weise ihrer Verwirklichung ist von dem Begriff abhängig, den der Mann vom Weibe, das Weib vom Manne in sich trägt. Der Mann will ein Weib, das Weib will einen Mann, und angehören wollen sie sich so innig als möglich. Das ist der Grundton dieser das ganze Menschenleben durchflutenden Seelensymphonie, deren harmonischen Abschluß die Frage bildet, welche hier uns beschäftigt. So weit es ist vom Tier zum hochentwickelten Kulturmenschen: so weit ist es von jenem Grundton zu dem Akkord, den wir meinen. Carneri.

„Selbst ist der Mann", lautet ein altes Wort, welchem die niedrige Selbstsucht, die fremdes Wohl dem eigenen opfert, ebenso fernliegt, als die überhohe Selbstlosigkeit, welche nichtigen Zwecken das eigene Wohl zum Opfer bringt. Nur das Bewußtsein der Selbständigkeit gibt uns den richtigen Maßstab an die Hand, betreffend unser Verhalten zur Welt. Was hat diese von einem allgemeinen Mitleiden, das nie zu einer großen rettenden Tat sich aufgerafft? Was hat sie von jener zu großen Güte, die zu groß ist, weil sie eine Güte ist der Schwäche und nicht der Kraft, und auf die darum auch kein Verlaß ist? Carneri.

Die Welten drehn sich all um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnot. Rückert.

— — Die Liebe ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Das keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis; sie ist
Der unschätzbare Diamant, den man
Verschenken oder, ewig ungenossen,
Verscharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz,
Sie unter ihrem Werte loszuschlagen. Schiller.

Um Liebe nur wird Liebe dir gegeben,
Und wer mit sprödem Stolz sie will erlangen,
Dem ist der Liebe Grundgesetz entgangen,
Und er vergeht sich an Natur und Leben.

Bartolomé de Argensola.

Nur Leben ist Reichtum. Leben mit all seinen Kräften der Liebe, der Freude und der Bewunderung. Das ist das reichste Land, welches die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen ernährt. Das ist der reichste Mann, der, nachdem er die Pflichten des eigenen Lebens auf das äußerste erfüllt hat, durch seine Person und durch sein Vermögen auf das Leben anderer den weitesten heilsamen Einfluß ausübt. Ruskin.

Der Inder sagt: „Du bist ich", das heißt: mein Ich lebt in dir noch einmal, mein Ich ist viel größer als ich es selbst weiß, mein Ich ist gar nicht allein auf meine Person beschränkt, sondern umspannt alles Existierende. Wenn ich sterbe, so verschwindet nur diese eine Form meines Ichs, während unzählige andere bleiben und immer neuentstehen. Der Tod vernichtet mich nicht, denn ich lebe in Gott, und Gott lebt in allem. Die Liebe ist der Ausdruck für dieses Verhältnis; sie vereinigt, was scheinbar getrennt ist; sie bringt das holde Wunder zustande, daß der Mensch hinausgeht über seine endliche, begrenzte einzelne Person, indem er sein Ich erweitert und in seinen Willen auch die Existenz der andern aufnimmt. Was heißt lieben anders, als sich bereichern, erweitern, vergrößern um das, was man liebt? Warum sorge ich für den, den ich liebe, warum schaffe ich das Beste für ihn und opfere sogar mein Leben, wenn es nötig ist? Warum tue ich das? Weil mein Ich ein Teil seines Ichs geworden ist; weil ich in ihm lebe, wie er in mir, wenn er mich liebt. Ich kann aber mein Ich immer mehr vergrößern, erweitern, indem ich meine Liebe auf immer weitere Kreise erstrecke, bis ich die Existenz der ganzen Welt in meinen Willen aufgenommen habe.

Hermann Türck.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser

einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.... Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahneten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten.... Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt. Schiller.

Niemals wird es geschehen, daß der Böse den Bösen erkennt oder der Böse den Guten. Gewißlich doch, daß der Gute erkennt den Guten wie den Bösen. Buddha.

Liebe, das ist die gierig quellende Lust am Dasein. Wessen Seele davon erfüllt ist, an dem hat alle Skepsis ihre Macht, das Rätsel des Lebens seinen Sinn verloren. Liebe allein bildet das Leben fort, ist die zeugende Kraft. In Seelen voll Liebe sind alle Leiden in Freuden, alle Fragen in Taten verwandelt und gelöst.

Carl Hauptmann.

Wir haben alle nichts und sind alle — ein jeder von uns — auf die Gnade des andern angewiesen, desjenigen, den wir lieben. Denn Liebe ankert im Grunde und fragt nicht nach dem Glanze der Oberflächen, wo alles Haben sich abspielt. Carl Hauptmann.

Hab' Sonne im Herzen,
Ob's stürmt oder schneit,
Ob der Himmel voll Wolken,
Die Erde voll Streit!
Hab' Sonne im Herzen,
Dann komme, was mag!
Das leuchtet voll Licht dir
Den dunkelsten Tag!

Hab' ein Lied auf den Lippen,
Mit fröhlichem Klang,
Und macht auch des Alltags
Gedränge dich bang!
Hab' ein Lied auf den Lippen,
Dann komme, was mag!
Das hilft dir verwinden
Den einſamſten Tag!

Hab' ein Wort auch für andre
In Sorg' und in Pein
Und ſag', was dich ſelber
So frohgemut läßt ſein:
Hab' ein Lied auf den Lippen,
Verlier nie den Mut,
Hab' Sonne im Herzen,
Und alles wird gut! Flaiſchlen.

Was uns am unmittelbarſten beglückt, iſt die Heiterkeit des Sinnes, denn dieſe gute Eigenſchaft belohnt ſich augenblicklich ſelbſt.
Schopenhauer.

Des Lebens Sonnenſchein
Iſt Singen und Fröhlichſein. Volksmund.

Gleichwie der Schlaf dem Leib wohl tut,
So kommt Freude dem Gemüt zugut. Fiſchart.

Der Erde köſtlichſter Gewinn
Iſt frohes Herz und reiner Sinn. Seume.

Gib nur der Freude, der göttlichen, Raum,
Dann erfüllt ſich der ſchöne, der ewige Traum,
Und der Himmel kommt wieder auf Erden. Rupertus.

Mach' andern Freude! Du wirſt erfahren, daß Freude freut.
Viſcher.

Fröhliche Menſchen ſind nicht bloß glückliche, ſondern auch in der Regel gute Menſchen. K. J. Weber.

Die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Goethe.

Was es auch Großes und Unſterbliches zu erleben gibt: den Mitmenſchen Freude zu machen iſt doch das Beſte, was man auf der Welt tun kann. Roſegger.

Einer trage des andern Laſt, ſo werdet ihr das Geſetz Chriſti erfüllen. Gal. 6.

Dem Flehenden in Drang und Sorgen
Hilf ungeſäumt, und ſage nicht: Komm morgen.
Sprüche Salomonis (Daumer).

Lebſt du dem Geiz, ſo iſt dir die Welt der Götter verſchloſſen, denn der Tor nur verachtet das Wohltun. Doch den Weisheitvollen freut die offene Hand, und das Himmelreich iſt ſein. Buddha.

Kehren wir in unſer eigenes Innere zurück, mein junger Freund! Prüfen wir, abgeſehen von jedem perſönlichen Intereſſe, wohin ſich unſere Neigungen richten. Welches Schauſpiel ſagt uns mehr zu, das der Qualen oder des Glückes anderer? Welche Handlung iſt uns am angenehmſten und läßt den befriedigendſten Eindruck in uns zurück, eine Handlung der Wohltätigkeit oder eine Handlung der Bosheit? Für was erwärmſt du dich bei euren Vorſtellungen auf der Bühne? Bereiten die Verbrechen dir Vergnügen? Widmeſt du deine Tränen den beſtraften Verbrechern? Außer unſerem Intereſſe, ſagt man, iſt uns alles gleichgültig, und doch tröſtet uns in unſerem Leiden gerade im Gegenteil der Genuß der Freundſchaft und der Menſchenliebe: ja ſelbſt bei unſeren Freunden wären wir zu einſam, zu beklagenswert, wenn wir niemanden hätten, der ſie mit uns teilte. Wenn es in dem Herzen des Menſchen keinen ſittlichen Zug gibt, woher hat er denn jene begeiſterte Bewunderung für heldenmütige Handlungen, jene überſchwengliche Liebe für große Seelen? Welche Beziehung hat denn dieſe Begeiſterung der Tugend zu unſerem Privatintereſſe? Warum möchte man lieber Cato ſein, der

sich das Schwert ins Herz stößt, als Cäsar, der Triumphe feiert? Nimm aus unseren Herzen diese Liebe zum Schönen, und du nimmst dem Leben allen Reiz. Derjenige, in dessen kleinlicher Seele die gemeinen Leidenschaften jene beseligenden Gefühle erstickt haben, derjenige, der sich so sehr in seinem Innern zusammenzieht, daß er am Ende nur noch sich selbst liebt, kennt keine Begeisterung mehr, sein erstarrtes Herz bebt nicht mehr vor Freude, nie mehr netzt sanfte Rührung seine Augen, für ihn gibt es keinen Genuß mehr; der Unglückselige empfindet und lebt nicht mehr; er ist schon abgestorben.

Wie groß indessen auch die Zahl der Schlechten auf der Erde sei, es gibt wenige jener innerlich toten Seelen, welche für alles Gerechte und Gute unempfindlich geworden sind, wenn nicht ihr Interesse dabei betroffen ist. Die Ungerechtigkeit gefällt nur, soweit man Nutzen aus ihr zieht; in allem übrigen verlangt man, daß der Unschuldige beschützt werde. Sieht man auf der Straße oder einem öffentlichen Wege eine Handlung der Gewalt oder Ungerechtigkeit, so steigt sofort im Herzen eine Regung des Zornes und der Entrüstung auf und veranlaßt uns, die Verteidigung des Unterdrückten zu übernehmen; aber eine mächtigere Pflicht hält uns zurück, die Gesetze nehmen uns das Recht, die Unschuld zu beschützen. Wenn dagegen irgendeine Handlung der Milde und des Edelmuts sich vor uns vollzieht, welche Bewunderung, welche Liebe flößt sie uns ein! Wer sagt sich da nicht: das möchte ich auch getan haben? Es hat für uns gewiß sehr wenig Bedeutung, daß vor zweitausend Jahren ein Mensch böse oder gerecht gewesen ist, und doch fühlen wir der alten Geschichte gegenüber den nämlichen Anteil, wie wenn das alles sich in unseren Tagen zugetragen hätte. Was kümmern mich die Schandtaten des Katilina? Fürchte ich etwa, sein Opfer zu werden? Warum habe ich denn den nämlichen Abscheu vor ihm, wie wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht bloß, weil sie uns schaden, sondern weil sie böse sind. Wir wollen nicht bloß glücklich sein, wir wollen auch das Glück anderer; und wenn dieses Glück das unsrige nicht beeinträchtigt, so steigert es dasselbe. Man bemitleidet endlich die Unglücklichen, wenn man es auch nicht wollte; der Anblick ihres Elends bereitet uns Schmerzen. Selbst

die verderbteſten Menſchen verlieren dieſen Trieb nicht ganz; ja er ſetzt ſie oft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Der Dieb, der die Wanderer beraubt, bedeckt ein anderes Mal die Blöße der Armen, und der wildeſte Mörder ſtützt einen Menſchen, der in Ohnmacht fällt.
Man ſpricht von dem Schrei des Gewiſſens, der verborgene Verbrechen im geheimen beſtraft und oft ſie ans Tageslicht zieht. Ach, wer von uns hätte dieſe ungelegene Stimme nie gehört? Man ſpricht da aus Erfahrung; man möchte dieſes überwältigende Gefühl, das uns ſo viele Qualen bereitet, erſticken. Gehorchen wir denn der Natur, wir werden es erkennen, mit welcher Sanftmut ſie uns leitet, und welche Wonne man fühlt, wenn man auf ſie gehört hat und ſich ſelbſt ein gutes Zeugnis geben kann. Der Böſe fürchtet und flieht ſich ſelbſt; um ſich zu erheitern, ſucht er aus ſich herauszukommen; er wirft unruhige Blicke um ſich her und ſucht etwas, was ihn beluſtigen könne; ohne bittere Satire und höhnenden Spott wäre er immer traurig; das Lachen des Spottes iſt ſeine einzige Luſt. Die Heiterkeit des Gerechten dagegen wohnt in ſeinem Innern; in ihm lacht nicht Bosheit, ſondern Freude: Die Quelle ſeiner Fröhlichkeit iſt in ſeinem Innern; allein iſt er ebenſo heiter wie mitten in der Geſellſchaft; er ſchöpft ſein Vergnügen nicht aus ſeiner Umgebung, er teilt es ihr mit. Rouſſeau.

Wie aus einem Blumenhaufen eine reiche Fülle von Kränzen gewunden wird, ſo ſollte auch von jedem Sterblichen eine reiche Fülle von Wohltaten ausgehen. Buddha.

Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidiger macht, macht uns beſſer. Leſſing.

Mitleid mit Tieren hängt mit der Güte des Charakters ſo genau zuſammen, daß man zuverſichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grauſam iſt, könne kein guter Menſch ſein. Auch zeigt dies Mitleid ſich als aus derſelben Quelle mit der gegen Menſchen zu übenden Tugend entſprungen. — — Daß übrigens das Mitleid nicht ſo weit führen muß, daß wir, wie die Brahmanen, uns der tieriſchen

Nahrung zu enthalten hätten, beruht darauf, daß in der Natur die Fähigkeit zum Leiden gleichen Schritt hält mit der Intelligenz; weshalb der Menſch durch Entbehrung der tieriſchen Nahrung, zumal im Norden, mehr leiden würde, als das Tier durch einen ſchnellen und ſtets unvorhergeſehenen Tod.
Nach demſelben Maßſtabe läßt der Menſch das Tier auch für ſich arbeiten, und nur das Übermaß der auferlegten Anſtrengung wird zur Grauſamkeit. Schopenhauer.

Wir ſollten alle mit einander Mitleiden haben. Goethe.

Der Anblick des Unglücks macht auf viele Menſchen die Wirkung des Hauptes der Meduſe: bei ſeinem Anblick verwandeln ſich die Herzen in Stein. Helvetius.

Es iſt eines religiöſen Menſchen unwürdig, einen irreligiöſen mit Schrecken oder mit irgendeinem anderen Gefühl als Bedauern, Hoffnung und brüderlicher Teilnahme zu betrachten. Wenn er die Wahrheit ſucht, iſt er nicht unſer Bruder und zu bemitleiden? Und wenn er die Wahrheit nicht ſucht, iſt er dann nicht noch mehr zu bemitleiden? Carlyle.

Die Menſchen haben ſelten Tränen für den Kummer anderer, wenn er nicht einen ähnlichen bei ihnen ſelbſt berührt.
Wir ſind alle ohne Ausnahme Egoiſten, ſogar in unſerer größten Trauer und in unſerm tiefſten Kummer. Anderſen.

Das Mitgefühl iſt ein Gefühl unſerer eignen Leiden in den Leiden anderer; es iſt eine kluge Vorausſicht der Unfälle, die uns begegnen können. Wir gewähren anderen Hilfe, um ſie zu beſtimmen, dieſelbe uns bei ähnlichen Gelegenheiten auch zu gewähren; und dieſer Dienſt, den wir ihnen leiſten, iſt, genau genommen, ein Dienſt, den wir uns ſelbſt im voraus leiſten. Rochefoucauld.

Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Geſegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht an deinem Tiſch vergebens
Die Hungrigen durchs Fenſter ſehn. Lingg.

Doch ich will euch noch einen Weg zeigen, hoch über alles. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede und habe keine Liebe, so bin ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich Weisagung habe und weiß die Geheimnisse alle und die ganze Erkenntnis, und wenn ich den ganzen Glauben habe zum Bergeversetzen, und habe keine Liebe, so bin ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe austeile und meinen Leib dahingebe zum Verbrennen, und habe keine Liebe, so nützt es mir nichts. Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig, die Liebe neidet nicht, sie prahlt nicht, sie blähet sich nicht, sie verletzt die Sitte nie, sie sucht nicht ihren Vorteil, sie läßt sich nicht aufreizen, sie trägt nicht Böses nach, sie freut sich nicht über das Unrecht, sie freut sich vielmehr mit der Wahrheit. Sie deckt alles zu, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe fällt nie dahin. Weisagungen gehen dahin, Zungen hören auf, Erkenntnis geht dahin. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser Weisagen. Kommt dann das Vollkommene, so ist es mit dem Stückwerk vorbei. Da ich ein Kind war, sprach ich wie ein Kind, ich fühlte wie ein Kind, ich dachte wie ein Kind. Als ich ein Mann ward, war es mit des Kindes Welt vorbei. Jetzt sehen wir im Spiegel nur dunkle Umrisse, dereinst aber geht es von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dereinst werde ich erkennen so ganz, wie ich erkannt bin. Nun, bleibend ist Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: die Liebe aber ist das Größte unter ihnen. Paulus.

Wenn es heißt: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, so heißt das nicht: du sollst unmittelbar (zuerst) lieben und vermittelst dieser Liebe (nachher) wohltun, sondern: tue deinem Nebenmenschen wohl, und dieses Wohltun wird Menschenliebe in dir bewirken!
Kant.

Es ist nicht möglich, daß unser Busen für jedes Menschen Anteil von Zärtlichkeit aufschwelle und bei jeder fremden Not in Wehmut schwimme, sonst würde der Tugendhafte, unaufhörlich in mitleidigen Tränen wie Heraklit schmelzend, bei aller dieser Gutherzigkeit gleichwohl nichts weiter als ein weichmütiger Müßiggänger werden. Kant.

Der Menſch nimmt nicht eher Anteil an anderer Glück oder Unglück, als bis er ſich ſelbſt zufrieden fühlt. Macht alſo, daß er mit wenigem zufrieden ſei, ſo werdet ihr gütige Menſchen machen; ſonſt iſt es umſonſt. Die allgemeine Menſchenliebe hat etwas Hohes und Edles an ſich, aber ſie iſt ſchimäriſch. Solange man ſo ſehr ſelbſt von Sachen abhängig iſt, kann man nicht an anderer Glück teilnehmen.

Kant.

Wenn du alſo Almoſen gibſt, ſo laß nicht vor dir hertrompeten, wie die Heuchler tun, in den Synagogen und auf den Gaſſen, damit ſie von den Menſchen geprieſen werden; wahrlich ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin. Wenn aber du Almoſen gibſt, ſo möge deine linke Hand nicht wiſſen, was deine rechte tut, auf daß dein Almoſen im Verborgenen bleibe, ſo wird dein Vater, der im Verborgenen ſieht, dir vergelten.

Evangel. Matthäus.

Man irrt, wenn man glaubt, daß Schenken eine leichte Sache ſei. Es hat große Schwierigkeiten, wenn man anders mit Überlegung gibt, nicht nach Zufall und Laune verſchleudert. Um den einen mache ich mich verdient, dem andern gebe ich nur; dem einen ſpringe ich bei und erbarme mich ſeiner; den andern beſchenke ich, weil er es verdient, daß ihn die Armut nicht herabwürdige und im Drucke halte. Manchen werde ich nichts geben, auch wenn es ihnen fehlt, weil es ihnen, auch wenn ich gegeben hätte, bald wieder fehlen würde; manchen dagegen werde ich es anbieten, manchen ſogar aufdringen. Ich kann hierin nicht nachläſſig verfahren: niemals leihe ich mehr aus, als wenn ich ſchenke. „Wie?“ ſagſt du, „du ſchenkſt, um es wiederzuverlangen?“ Nein, um es nicht verloren zu geben. Mein Geſchenk ſei da niedergelegt, von wo es nicht zurückgefordert zu werden braucht, aber zurückgegeben werden kann. Eine Wohltat muß ſo angebracht werden wie ein tief vergrabener Schatz, den man nicht ausgräbt, es müßte denn notwendig ſein. Wie? Das Haus des reichen Mannes ſelbſt — wieviel Gelegenheit hat es, wohlzutun! Denn wer beſchränkt die Freigebigkeit bloß auf römiſche Bürger? Den Menſchen überhaupt zu nützen, befiehlt die Natur; ob es Sklaven oder Freie ſind, Freigeborne oder Freigelaſſene, von geſetzlich erworbener oder nur unter Freunden

geſchenkter Freiheit, welchen Unterſchied macht das? Wo immer ein Menſch ſich findet, da hat eine Wohltat ihre Stelle. Seneka.

Bekämpfe den Haß durch Nichthaſſen, durch Güte den Böſen, gewinne durch deine Opfer den Geizigen und durch deine Wahrheitsliebe den Lügner. Buddha.

Wir wollen in allen unſern Angelegenheiten unſer Beſtes leiſten und ſoviel als möglich auch andern helfen, daß ſie das gleiche tun können. Trine.

Wir wollen dem Unrecht, das uns in unſerm Leben begegnet, dadurch ſteuern, daß wir den Täter auf einen beſſern Weg weiſen und ihm ſo helfen, ſelber das Gute auf Erden zu vermehren. Trine.

Wir wollen die Felder und die Blumen lieben, die Sterne und das weite Meer und die weiche warme Erde und wollen gern und viel mit ihnen allein ſein. Aber mit noch wärmerer Liebe wollen wir die kämpfenden und müden Menſchen und alle lebenden Weſen umfaſſen. Trine.

Gott in uns.

Unaussprechlich ist die Vereinigung Gottes und des Menschen in jedem Akte der Seele. Der einfachste Mensch, der in seiner Reinheit Gott verehrt, wird selbst Gott; doch für immer und ewig ist das Einströmen dieses besseren und allgemeinsamen Selbst neu und unerforschlich. Es flößt Ehrfurcht und Staunen ein. Wie teuer, wie besänftigend für uns ist das Auftauchen der Gottesidee. Wie erfüllt und bevölkert sie auch die einsamste Stätte und verwischt die Narben unserer Mißgriffe und Täuschungen! Wenn wir den Gott der Überlieferung zertrümmert und unseren Götzen der Redekunst aufgegeben haben, dann wird Gott das Herz mit seiner Gegenwart erwärmen. Es ist die Verdoppelung des Herzens selbst, ja noch mehr, die unendliche Ausdehnung des Herzens mittels einer Kraft, nach allen Seiten hin in neue Unendlichkeiten hinaus zu wachsen. So wird dem Menschen ein untrügliches Vertrauen eingeflößt. Er hat nicht die Überzeugung, aber es wird ihm doch ersichtlich, daß das Beste das Wahre ist, und in dieser Erwägung wird er leicht alle Zweifel und Befürchtungen fahren lassen und die Lösung der Rätsel seines Lebens der sicheren Offenbarung der Zeit anheimstellen.

Emerson.

Ein Schauer durchströmt den Menschen bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit oder bei der Ausführung einer großen Tat, welche aus dem Herzen der Natur entspringt. In diesen Eröffnungen ist die Kraft, zu sehen, nicht von dem Willen zur Tat getrennt, sondern die Einsicht folgt aus dem Gehorsam und dieser wieder aus einer freudigen Erkenntnis. Jeder Moment, wo sich der einzelne hiervon durchdrungen fühlt, ist denkwürdig. Infolge der Beschaffenheit unserer Konstitution begleitet ein gewisser Enthusiasmus ein jedes in dem Individuum sich vollziehende Bewußtwerden dieser göttlichen Gegenwart. Die Art und Dauer dieser Begeisterung ist ver-

ſchieden nach der Beſchaffenheit des einzelnen. Sie wechſelt zwiſchen Ekſtaſe, Verzückung und prophetiſcher Begeiſterung — die aber ſämtlich nur ſelten vorkommen — und dem zarteſten Glühen tugendhafter Erregung, in welch letzterer Form ſie wie das Feuer in unſerem Haushalte alle Familien und Vereinigungen der Menſchen durchwärmt und die Exiſtenz der Familie möglich macht. Eine gewiſſe Neigung zum Wahnſinn hat ſtets das Anheben des religiöſen Sinnes im Menſchen begleitet, gleichſam als ob das Übermaß des Lichtes die Menſchen verſengt hätte. Die Verzückungen des Sokrates, die „Vereinigung“ des Plotinus, die Viſion des Porphyrius, die Bekehrung des Paulus, die Morgenröte Jakob Böhmes, die Zuckungen eines Georg Fox und ſeiner Quäker, die Erleuchtung Swedenborgs, die alle ſind von dieſer Art. Was in dieſen beſonders denkwürdigen Fällen eine Entzückung war, hat ſich bei unzähligen Gelegenheiten des gewöhnlichen Lebens in weniger auffallender Weiſe gezeigt. Überall verrät die religiöſe Geſchichte eine Neigung zum Enthuſiasmus. Die Begeiſterung der mähriſchen Brüdergemeinden und Quietiſten; die Offenbarung vom ewigen Sinne des Wortes, in der Sprache der Kirche des neuen Jeruſalems; das Wiederaufleben der kalviniſtiſchen Kirchen, die Erfahrung der Methodiſten — all dies ſind verſchiedene Formen jenes Schauders der Ehrfurcht und des Entzückens, den die Seele bei der Berührung mit der allgemeinſamen Seele empfindet. Emerſon.

Die Seele des Menſchen iſt eine Leuchte Gottes. Talmud.

Denken wir nur daran, was Jeſus wollte und brachte. Er ſagte den Menſchen ganz einfach: Wie du biſt, was du getan und getrieben haſt, was du glaubſt und begehrſt, iſt ganz gleich: tief in dir liegt etwas ganz Wunderbares, Einzigartiges, Göttliches. Das iſt durch und durch gut und wahr und hat nichts gemein mit all dem häßlichen Unweſen, das dich durchdringt, und all den Eitelkeiten, die dich erfüllen. Das muß lebendig werden und ſich entfalten, wenn du nicht zugrunde gehen willſt. Du ſpürſt es ſchon, wie es ſich regt, wie es ſich nach Leben ſehnt und herausdrängt. So ſchaff' ihm doch Luft, daß es aufwachen und atmen kann! Mach' deiner Seele Bahn,

um das Wunderbare in dir zu entdecken, und laß um dieses kostbaren Schatzes willen, der in dir verborgen liegt, alles fahren, was dich bisher beseelte, denn es ist nichts im Vergleich dazu. Das ist doch nicht etwa eine neue Lehre, das versteht sich alles von selbst. Wer zum Erlebnis seiner Seele kommt, dem versinkt alles vor diesem höchsten Gut.

Es ist, wie wenn jemand zum erstenmal die Liebe spürt. Da gibt es eine ungeheure innere Umwälzung: ein ganz neues Leben, Denken und Urteilen, einen Umsturz der Werte und eine Verschiebung des persönlichen Schwerpunkts, eine ganz neue Perspektive und Beleuchtung der Dinge und die Aussicht in ein ganz neues Land. Braucht man das erst jemand zu lehren und vorschreiben, wenn er zum erstenmal liebt? Muß ihm das alles geschildert werden, damit er es nachdenkt, nachfühlt und nachmacht? Braucht er Vorschriften und Erbauungsbücher der Liebe?

Genau solch ein unmittelbares Erlebnis mit unwillkürlichen Wirkungen ist es, wenn unser Genius in uns aufwacht. Da geht uns blitzartig wie eine Erleuchtung auf, was das bedeutet. Alles kommt uns anders zum Bewußtsein als vorher. Denn die innere Befangenheit im Vergänglichen, Eiteln, Oberflächlichen ist verschwunden. Wir empfinden, sehen, urteilen, wollen anders. Man muß unwillkürlich anders leben. Denn man faßt alles anders an und hat andere Ziele, man macht neue Erfahrungen und spürt neue Lebensantriebe.

Johannes Müller.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Schiller.

In dir wohnt das Licht der Welt, — das einzige, das deinen Weg bestrahlt. Vermagst du nicht in dir es zu erkennen, du wirst es anderwärts vergebens suchen. Und dennoch liegt es jenseits deiner selbst. Dringst du zu ihm, hast du dich selbst verloren. Und un-

erreichbar ist's, denn immer weicht's zurück. In seinen Lichtkreis magst du dringen, doch seine Flamme wirst du nie berühren.

Mabel Collins.

Wer im Luftballon aufsteigt, sieht nicht ihn sich erheben, sondern die Erde herabsinken, tiefer und immer tiefer. — Was soll das? Ein Mysterium, welches nur die Beipflichtenden verstehn. Schopenhauer.

So erkannte ich die Mahnung, heimzukehren zu mir selbst, und trat unter deiner Führung ein in mein Innerstes; und ich vermochte es, weil du mein Helfer wurdest. Ich trat ein und sah mit dem Auge meiner Seele, so öde es auch noch war, über diesem Auge meiner Seele, über meinem Geiste das unveränderliche Licht: — nicht dies gewöhnliche Licht, das allem Fleische sichtbar ist; auch nicht ein Licht von derselben Art, nur größer in seinem Umfang, so, wie wenn dieses irdische Licht immer heller und heller würde und das ganze Weltall füllte mit seiner Größe. Nicht so war dies Licht, sondern ganz anders, ganz verschieden von allen jenen Dingen. Und nicht so schwebte es, oberhalb meines Geistes, wie Öl über Wasser, oder wie der Himmel über der Erde; sondern es war erhaben über mich, weil es mich geschaffen hatte, und ich niedriger, weil ich von ihm geschaffen war. Wer die Wahrheit kennt, kennt dies Licht; und wer es kennt, kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt es. O ewige Wahrheit und wahrhaftige Liebe und liebevolle Ewigkeit! Du bist mein Gott; zu dir seufze ich Tag und Nacht. Und sobald ich dich erkannte, hast du mich bei dir angenommen, daß ich sähe, daß wirklich existiere, was ich sähe, und daß nur ich noch nicht völlig fähig sei, es zu sehn. Und mit deinem blendendhellen Strahlenglanze hast du mein schwaches Auge getroffen, daß ich erbebte vor Liebe und Schaudern, und ich fand, daß ich fern von dir sei in fremdem Lande, und es war mir, als hörte ich deine Stimme aus der Höhe: „Ich bin die Speise der Starken; wachse, und du wirst mich schmecken! Aber nicht wirst du mich in dein Wesen umwandeln, wie deine irdische Speise, sondern du wirst verwandelt werden in mein Wesen.“ Und ich verstand das Wort: „Nach seiner Sünde hast du den Menschen gezüchtigt, und wie Spinnengewebe hast du meine Seele hinschwinden gemacht.“ Und ich sprach: „Ist etwa die Wahrheit schon deshalb ein Nichts,

weil sie weder durch begrenzten noch durch unbegrenzten Raum sich ausdehnt?" Und du riefest von ferne: „Nein, ich bin, der ich bin." Und ich vernahm es, vernahm's mit dem Herzen, und nicht weiter konnte ich zweifeln. Ich würde eher zweifeln an meinem eigenen Leben als an dem Dasein der Wahrheit, die „durch ihre Schöpfungen erkannt und wahrgenommen wird". Augustins Bekenntnisse.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken.
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken? Goethe.

Er ist der Geist im Himmel und auf Erden,
Im Anfang war er, keimt im Mutterleibe;
Er ward geboren, wird geboren werden,
Aus jedem Antlitz schaut er, Mann und Weibe.

Im Feuer und im Wasser, in den Räumen
Der weiten Sternwelt lebt und webt der Hehre,
In Gras und Blumen, in des Waldes Bäumen ...
Dir, großer Geist, sei Ehre — Ehre — Ehre!
Upanischad (Wille).

Ob lebend oder reglos, — eingeboren
Ist alles, alles ihm, ist Brahmans Traum;
Und was da stirbt, ihm geht es nie verloren —
So platzen Blasen, schmilzt im Meer der Schaum.

In Brahman rollt das Leben auf und nieder;
Die Welten schwinden wie zerstobner Traum;
Doch wie sie schwinden, so entstehn sie wieder —
So quellen Blasen, so wird Meer zu Schaum.
Upanischad (Wille).

Triumph! das Leben siegt; Triumph! der Tod erliegt,
Ein Wolkenschatten, der vorbei der Sonne fliegt.
Wie hell aus Wolkenflor die Sonne bricht hervor,
So bricht aus Kummernacht mein Freudenlicht hervor.
Ich preise dich, mein Gott, und will dich ewig preisen,
Du ew'ger Mittelpunkt in allen Lebenskreisen.

Im Raume ſtehſt du nicht, Raum ſteht und Zeit in dir;
In allem, was dich fühlt, ſtehſt du, und ſtehſt in mir.
Dich fühlt das Menſchenherz, das ſtolze, nicht allein,
Dich fühlt das Tier, dich fühlt die Pflanze, fühlt der Stein.
Sie alle haben ſtumm ihr Loblied angeſtimmt,
Das du nicht überhörſt, da es mein Ohr vernimmt.
Dich preiſend kommen ſie und gehn dich preiſend wieder;
Die Schöpfung wacht in dir und legt in dir ſich nieder.
Ich bin in dir erwacht und werd' in dir entſchlafen;
Ich ſchweb' in dir, mein Meer, und ruh' in dir, mein Hafen.
Ich klage nicht, daß ich dahingehn werd' im Nu;
Ich jauchze, daß ich bin und ewig bleibeſt du.
Ich klage nicht, was ich durch frühen Tod verloren;
Ich jauchze, daß auch es zum Leben war geboren.
Ich freue mich, daß es des Lebens ſich gefreut,
Und dieſe Freude mir im Herzen lebt noch heut. Rückert.

Wir wollen nie vergeſſen, daß die höchſte Lebensweisheit darin beſteht, daß wir uns unſrer weſentlichen und wirklichen Einheit mit dem Göttlichen ununterbrochen bewußt bleiben, und daß wir zu dem Höchſten und Beſten, was das Leben für uns in Bereitſchaft hat, nur dann den Zugang finden, wenn wir uns für die göttliche Macht ſo offen halten, daß ſie in uns wirken kann und wir zugleich die Leitung bilden, durch die der Strom ihrer Kraft ſich auf andre überträgt. Trine.

Der große Aſtronom ſprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforſcht und nicht entdeckt von Gott die Spur.
Hat er nicht recht geſagt? Bei Mond- und Sonnenflecken,
Im Sternennebel, dort iſt Gott nicht zu entdecken;
Des Sehrohrs Scharfblick ſieht den Unſichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.
Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit ſich bringen,
Nur wenn er iſt in dir, ſiehſt du ihn in den Dingen. Rückert.

Bei dir iſt die Quelle alles Lebens, und in deinem Lichte ſehen wir das Licht. Pſalm 36.

Was ist das Licht dem, der nicht sieht?
Was ist der Schall dem, der nicht hört?
Was ist die Welt dem, der sie flieht
Und ahnungslos sich selbst betört?

Wer nicht in sich die Welt entdeckt,
Sieht sie von außen niemals klar:
Wenn Liebe nicht das Herz erweckt,
Wird nichts Verborgenes offenbar.

Ein reiner Abglanz ist die Welt
Des Geistes, der nie fehlt und irrt,
Und, wenn sie trüb' ins Aug' dir fällt,
Dein Aug' ist's, das ihr Bild verwirrt.

Du bist der Schleier Gottes hier,
Die Welt ist ohne dich nicht da
Für dich . . . Such' deinen Zweck in dir,
Und selbst das Fernste siehst du nah. Rumi.

Näher kann uns in der sichtbaren Welt und dem, was wir Natur heißen, die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesicht eines großen und edlen Menschen. Es wird eine Kraft von ihm ausgehen, die dich tragen und erheben wird. Goethe.

Ich glaube, daß der Prüfstein eines wirklich großen Mannes Demut ist. Damit verstehe ich nicht Zweifel an der eigenen Kraft, oder Unschlüssigkeit, seine Meinung auszusprechen, sondern ein eigentümliches Unterempfinden von Ohnmacht und Fühlen, daß die Größe nicht in ihnen, sondern durch sie ist; — daß sie nichts anderes tun oder sein können, als was Gott sie tun und sein läßt. Sie sehen etwas Göttliches in jedem andern Menschen, dem sie begegnen, und sind daher barmherzig und demütig. Carlyle.

Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Such' ihn nicht jenseit der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust ihn an; ergib dich ihm selber, und du findest ihn in deiner Brust. Fichte.

Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott! Dies ist das Ewige. Ja, worin aller Widerspruch gelöst wird. Es gibt im Menschen etwas Höheres als die Liebe zum Glück. Er kann das Glück entbehren und statt dessen Seligkeit finden. Haben nicht, um dies Höhere zu predigen, Weise und Märtyrer, Dichter und Priester zu allen Zeiten gesprochen und gelitten, im Leben und im Tod Zeugnis abgelegt von dem Göttlichen im Menschen und davon, daß nur im Göttlichen seine Stärke und Freiheit besteht? Und dies zu lernen, warst du auch berufen, mit vielfachen gnädigen Anfechtungen heimgesucht, bis du Zerknirschung fühltest und sie lerntest. O, danke deinem Schicksal dafür. Du bedurftest dessen, das Ich in dir mußte vernichtet werden. Carlyle.

Wir verzichten darauf, Gott zu begreifen, streben aber um so eifriger danach, ihn zu ergreifen. Begriffliche Gotteserkenntnisse sind uns versagt, nicht aber herzhafte Gotteserlebnisse. Also möchte es wohl auch hier damit seine Richtigkeit haben, daß die unerforschliche Weisheit, durch die wir existieren, nicht minder verehrungswürdig ist in dem, was sie uns versagte, als in dem, was sie uns zuteil werden ließ. Kant.

Der Glaube an etwas, das wir doch als heiliges Geheimnis betrachten sollen, steht mit der Vernunft nicht im Widerspruch. Kant.

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe;
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
Auf daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt. Goethe.

Im Anfang ging er auf, des Daseins goldner Keim,
Und ward, geboren kaum, der Weltenmeister,
Den Himmel hob er aus der Erde Gründen . . .
Wer ist der Meister, dem wir Opfer zünden?

Der uns den Lebenshauch, der uns die Kraft beschert,
Sein Wollen ist Gebot für alle Götter,

Sein Abglanz Licht und Schatten, Tod und Leben . . .
Wer ist der Hauch, daß wir ihm Opfer geben?

Von seinem Thron beherrscht er rings die Lebewelt,
Was Odem hat, was Augen schließt und auftut,
Was fleugt und kreucht, vierbeinig, auf zwei Füßen . . .
Wer ist der König, den wir opfernd grüßen?

Aus dessen Majestät das Schneegebirge ragt,
Das Meer, der Weltstrom quillt, von dem sie fabeln;
In alle Zonen kann er Arme tauchen . . .
Wer ist der Starke, dem die Opfer rauchen?

Der klar den Himmel schuf, die Erde fest,
Die Sonne blendend, hoch den Überhimmel,
Der seine Meßschnur durch die Lüfte spannte . . .
Wer ist der Bauherr, dem die Glut entbrannte?

Zwei Kämpferheere schaun empor zu ihm erschauernd:
Die Erde und der Himmel. Er soll helfen!
Die Sonne läßt er aufgehn, läßt sie kreisen . . .
Wer ist der Helfer, den wir opfernd preisen?

Als einst die wüste Flut chaotisch gärend schwoll,
Von Keimen schwanger, und das Feuer zeugte,
Da ward der Götter Lebensgeist geboren . . .
Wer ist der Geist, den opfernd wir erkoren?

Sein Schauen überschaut den Wetterwolkenstrom,
Er spendet Regen, Blitz und Opferzündung.
Er hat den Schoß, aus dem die Götter stammen . . .
Wo bist du, Vater, dem die Scheiter flammen?

Sei voller Gnaden uns! Du hast den Erdenkreis,
Du hast den Himmelsraum so treu geordnet;
Die Wolken rühmen dich, die lichten, hohen . . .
Laß, treuer Gott, dir unsre Andacht lohen!

Rig-Veda (Wille)

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erde übergibt,
Ihn fürchtet und, womöglich, liebt. Goethe.

Es ist nicht draußen — da sucht es der Tor —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.
Schiller.

Eine Stellung, die nicht ihre Pflicht und ihr Ideal hätte, wurde noch niemals von einem Menschen eingenommen. Ja, hier in diesem armen, elenden, beschränkten und verächtlichen Wirklichen, in dem du dich jetzt gerade befindest, hier oder nirgends ist dein Ideal. Von hier aus setze es ins Werk, und indem du es tust, glaube, lebe und sei frei. Du Tor! Das Ideal liegt in dir selbst. Das Hindernis liegt ebenfalls in dir selbst: Deine Lage sei nur das Material, aus dem du dieses dein Ideal formen sollst. O du, der du dich in der Gefangenschaft des Realen abgrämst und bitterlich zu den Göttern schreist und sie bittest, dir ein Königreich zu geben, um darin zu herrschen und zu schaffen, erkenne die Wahrheit des Satzes: Das, was du suchest, ist bereits in dir. Da oder nirgends. Könntest du nur sehen!
Carlyle.

Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du ihr gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel: Zwischen Himmel und Erde. Otto Ludwig.

Eines nur iſt Glück hienieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt!
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel:
Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten;
Was er nimmt, es iſt ſo viel! Grillparzer.

Sorge nicht um das, was kommen mag, weine nicht um das, was vergeht; aber ſorge, dich nicht ſelbſt zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen. Schleiermacher.

Nicht unter Sternen, nicht in Himmelsräumen,
Nicht auf der Sonne glanzerfüllten Kreis —
Dein Himmel ruht in deiner eignen Bruſt. Mahlmann.

Das Paradies kann nur
Im reinen Herzen ſein.
Trägſt du es nicht in dir,
So kommſt du nicht hinein. Terſteegen.

Halt an! Wo läuffſt du hin?
Der Himmel iſt in dir!
Und ſuchſt du ihn nicht dort,
Du fehlſt ihn für und für! Angelus Sileſius.

Sage dir immer: ich kann, wenn noch ſo einſam, an allen Orten glücklich ſein; denn glücklich iſt, wer ſich ſelbſt ein glücklich Los bereitet, dies iſt: gute Gemütsſtimmung, gute Neigungen, gute Handlungen. Mark Aurel.

Eine Blüt' im Lenz,
Dann welkes Laub;
Ein pochend Herz,
Dann ein bißchen Staub.

Ein Liebeshauch und dann, ach, so still,
Und niemand, der mein gedenken will;
Was wär' ich, daß ich so enden müßt',
Wenn Gott nicht ewig von mir wüßt'!

Peter Cornelius.

Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten. Beethoven.

Ein hoher Meister spricht:
„Du, Seele, bist von Anfang an befreit
Aus Finsternis, bist fleckenloses Licht.
Nur bange bist du, ahnst es nicht.
Wach' auf! Sieh dich erlöst von Ewigkeit!"

Upanischad (Wille).

Die in der Erkenntnis ruhende Liebe des Geistes zu Gott ist Gottes Liebe selbst, mit der Gott sich selbst liebt, nicht sofern er unendlich ist, sondern sofern er durch das Wesen des menschlichen Geistes, insoweit dieser unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit betrachtet wird, ausgedrückt werden kann; das heißt, die in der Erkenntnis ruhende Liebe des Geistes zu Gott ist ein Teil der unendlichen Liebe, mit der Gott sich selbst liebt.

Hieraus folgt, daß Gott, sofern er sich selbst liebt, die Menschen liebt, und folglich, daß die Liebe Gottes zu den Menschen und die in der Erkenntnis ruhende Liebe des Geistes zu Gott ein und dasselbe ist. Daraus ersehen wir deutlich, worin unser Heil oder unsere Glückseligkeit oder Freiheit beruht: nämlich in der stetigen und ewigen Liebe zu Gott oder in der Liebe Gottes zu den Menschen. — Diese Liebe oder Glückseligkeit wird in den Heiligen Schriften „Ruhm" genannt, und nicht mit Unrecht. Denn mag diese Liebe auf Gott, mag sie auf den Geist bezogen werden, so kann sie ganz richtig Seelenruhe genannt werden, die sich in Wahrheit vom Ruhme nicht unterscheidet. Denn sofern sie auf Gott bezogen wird, ist sie Freude — falls man dies Wort hier noch gebrauchen darf —, begleitet von der Idee seiner selbst, und das gleiche gilt, sofern sie auf den menschlichen Geist bezogen wird. —

Weil sodann das Wesen unseres Geistes in der Erkenntnis allein besteht, deren Ursprung und Fundament Gott ist, so wird uns damit klar verständlich, auf welche Weise und in welcher Hinsicht unser Geist nach Wesen und Dasein aus der göttlichen Natur folgt und immerwährend von Gott abhängig ist. Spinoza.

Wenn wir auch nicht wüßten, daß unser Geist ewig ist, so würden wir doch Frömmigkeit und Religion und überhaupt alles, was wir als zur Willensstärke und zum Edelsinn gehörig aufgezeigt haben, für das Wichtigste halten.

Die landläufige Ansicht der großen Menge scheint eine andere zu sein. Die meisten nämlich scheinen zu glauben, daß sie frei seien, soweit sie ihren Lüsten frönen dürfen, und daß sie insofern ihr Recht vergeben, als sie angehalten werden, nach der Vorschrift des göttlichen Gesetzes zu leben. Frömmigkeit also und Religion und überhaupt alles, was zur Seelenkraft gehört, halten sie für Lasten, die sie nach dem Tode abzuwerfen und statt deren sie den Lohn für ihre Knechtschaft, nämlich für Frömmigkeit und Religion, in Empfang zu nehmen hoffen. — Doch nicht diese Hoffnung allein, sondern vornehmlich auch die Furcht, nach dem Tode mit schrecklichen Martern gestraft zu werden, bewegt sie, nach der Vorschrift des göttlichen Gesetzes zu leben, soweit es ihre Armseligkeit und die Untüchtigkeit ihrer Seele erlauben mag. Und wenn diese Hoffnung und Furcht den Menschen nicht innewohnte, wenn sie vielmehr glaubten, der Geist gehe mit dem Körper zugrunde und den Unglücklichen, die von der Last der Frömmigkeit erschöpft sind, stehe kein weiteres Leben bevor, dann würden sie zu ihrer eigentlichen Sinnesweise zurückkehren und es vorziehen, alles nach ihren Gelüsten einzurichten und den Umständen mehr als sich selber zu gehorchen. — Es scheint mir dies nicht weniger ungereimt, als wenn jemand deswegen, weil er nicht die Hoffnung hat, seinen Körper mit guten Nahrungsmitteln für alle Ewigkeit erhalten zu können, lieber mit Giften und tödlichen Stoffen sich sättigen wollte; oder weil er sieht, daß der Geist nicht ewig und unsterblich sei, lieber ohne Verstand zu sein und ohne Vernunft zu leben wünschte: etwas derart Unsinniges, daß es einer Beurteilung kaum wert ist. Spinoza.

Unzählige Geister sprechen aus dir, ein jeder in eigenen Trieben und Lauten. Aber einer, der sie alle gebändigt hält: dieser eine? — bist nicht du, der du bist, — du, der du sein möchtest.

Carl Hauptmann.

Das Höchste, was der Mensch besitzen kann, ist jene Ruhe, jene Heiterkeit, jener innere Friede, die durch keine Leidenschaft beunruhigt werden. Kant.

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball;
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall'!

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.

Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.

Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.

Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kristall.

Die Kerz', und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht die Nachtigall.

Ich bin der Krieg, der Friede, die Walstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.

Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf;
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in einem Stall.

Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Weltenring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Rumi (Rückert).

Ich ſah empor und ſah in allen Räumen Eines;
Hinab ins Meer und ſah in allen Wellenſchäumen Eines.

Ich ſah ins Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten,
Voll tauſend Träumen, ſah in allen Träumen Eines.

Du biſt das Erſte, Letzte, Äußre, Innre, Ganze;
Es ſtrahlt dein Licht in allen Farbenſäumen Eines.

Du ſchauſt von Oſtens Grenze bis zur Grenz' im Weſten,
Dir blüht das Laub an allen grünen Bäumen Eines.

Vier widerſpenſt'ge Tiere ziehn den Weltenwagen,
Du zügelſt ſie, ſie ſind an deinen Zäumen Eines.

Luft, Feuer, Erd' und Waſſer ſind in Eins geſchmolzen,
In deiner Furcht, daß dir nicht wagt zu bäumen Eines.

Der Herzen alles Lebens zwiſchen Erd' und Himmel
Anbetung dir zu ſchlagen ſoll nicht ſäumen Eines.

Rumi (Rückert).

Tod — Unsterblichkeit.

Einmal schien die Welt
Dir so weit, so weit.
Einmal schien die Stunde
Dir wie Ewigkeit.
Einmal schien das Leben
Sonnig überreich.
Einmal deuchtest du
Dich Göttern gleich.

Aber einmal muß
Die Sonne trüber sein.
Einmal geht der Weg
Dir enger ein.
Einmal schreitest du
Nur sorglich Schritt um Schritt;
Einmal schreitet
Ein Begleiter mit,

Richtet deinen Blick
Dann unverwandt
Auf ein blumiges
Gräbergartenland.
Einmal wirst du
Unter Erd' und Rosen liegen.
Einmal wird dein Sein
Wie Hauch verfliegen.

Carl Hauptmann.

Du wurdest ja so ernst, da sie die Leiche
Vorübertrugen;

Fürchteſt du den Tod? „Ihn nicht!“
Was fürchteſt du denn? „Das Sterben!“

Ich ſelbſt dieſes nicht. „Du fürchteſt alſo nichts?“
Weh' mir, ich fürcht', ich fürchte . . „Beim Himmel, was?“
Den Abſchied von den Freunden,
Und meinen nicht nur, ihren Abſchied auch!

Das war's, daß ich noch ernſter als du
Und tiefer in der Seele wurde,
Da ſie die Leiche
Vorübertrugen. Klopſtock.

Der Prieſter beim Begräbnis.

Zum Schoß der Erde komm! Sie iſt bereit.
Dem Frommen tut ſie zart wie eine Maid.
Sie öffnet ſich, ihn gütig zu empfangen,
Und bleibt ſein ſichrer Hort; er ſoll nicht bangen.

Nun laß ihn, Erde, nicht zu enge liegen
Und ſanft gewiegt in deinen Arm ſich ſchmiegen;
Du wirſt ihn treu wie eine Mutter tragen,
Die um ihr Kind das dunkle Kleid geſchlagen.

Feſt und geräumig ſteht das Erdenrund,
Viel tauſend Pfeiler ſind ſein ſtarker Grund;
Das ſei des Toten Haus und Koſtbarkeit,
Sein Bett und ſeine Heimat allezeit! Atharva-Veda (Wille).

Der Sämann ſäet den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Wächſet die Blume herauf.

Du liebteſt ſie, was auch dies Leben
Sonſt mehr Gewinn hat, war klein dir geachtet;
Und ſie entſchlummerte dir.

Was weineſt du neben dem Grabe?
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
Dahin, wie Blätter; nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher.

Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub und
Kehret zur Sonne zurück. Klopſtock.

Nur eins wiſſen wir zweifellos, daß uns der Tod erwartet. „Ähnlich der Schwalbe, die durch das Zimmer ſchwirrt, iſt das Menſchenleben.“ Wir kommen und wiſſen nicht, woher, und gehen und wiſſen nicht, wohin. Undurchdringliches Dunkel hinter uns, dichte Schatten vor uns. Welche Bedeutung wird es für uns haben, wenn unſere Stunde kommt, ob wir wohlſchmeckende Speiſen aßen oder nicht, ob wir weiche Kleider trugen oder nicht, ob wir ein großes Vermögen hinterlaſſen haben oder keins, ob wir Lorbeeren ernteten oder verachtet waren, ob wir für gelehrt oder unwiſſend galten, — in Vergleich damit, wie wir das vom Herrn uns anvertraute Talent verwendet haben?
Welchen Wert wird alles dies für uns haben, wenn unſere Augen brechen und unſere Ohren taub werden und aus dem Dunkel eine Hand hervortritt und in der Stille eine Stimme hörbar wird: „Du guter und treuer Knecht: weil du dich im Kleinen treu bewährt haſt, ſollſt du nun die Herrſchaft haben über vieles.“

Henry George.

Das Leben — es iſt die Erinnerung an einen vorüberfliegenden Tag, den wir zu Gaſt zugebracht haben. Pascal.

Das zeitliche, fleiſchliche Leben iſt die Speiſe des wahren Lebens, der Bauſtoff für das vernünftige Leben.
Und darum liegt das wahre Leben außerhalb der Zeit allein im Gegenwärtigen.
Der Trug des Lebens in der Zeit, in Vergangenheit und Zukunft verbirgt den Menſchen das wahre Leben, das in der Gegenwart.
Und darum muß der Menſch dahin ſtreben, den Trug des zeitlichen, des Vergangenheits- und Zukunftslebens zu zerſtören.

Das wahre Leben liegt nicht allein außerhalb der Zeit, als ein Leben im Gegenwärtigen, sondern ist auch ein Leben außerhalb der Persönlichkeit, als ein allen Menschen gemeinsames Leben.
Und darum vereint sich, wer im gegenwärtigen, allen Menschen gemeinsamen Leben lebt, mit dem Vater, dem Ursprunge und Grunde des Lebens. Tolstoi.

Das ist es ja, was alle Menschen im tiefsten Grunde mit ihrem Suchen und ihrer Sehnsucht wollen: ein Aufatmen und Aufleben ihrer Seele, des dunkel empfundenen unruhigen Etwas in ihnen, das nicht leben kann, aber unter allen Umständen das Leben haben will. Das treibt sie durch alle Oden und Verirrungen immer weiter, ob sie nicht irgendwo etwas finden, was die lechzende Qual ihrer Seele stillt. Aber es gibt nichts, was es kann, als das eigene freie und ursprüngliche Leben der Seele selbst. Die einzige Erquickung der Seele ist das Aufleben und das Ausleben der Seele. Dieses Empfinden und Erleben dessen in uns, was nicht von dieser Welt ist, in der steigenden Entfaltung seiner göttlichen Herrlichkeit, das ist die Seligkeit des Menschen. Die liegt also nicht außer uns, sondern inwendig in uns. Und wer sie nicht in sich selbst findet, wird ewig unselig bleiben.
Johannes Müller.

„Die Zeit vergeht!", sind wir gewohnt, unserer falschen Auffassung gemäß zu sagen. Die Zeit steht, — ihr vergeht. Talmud.

Der, dem alle anderen stets Nicht-Ich waren, ja, der im Grunde allein seine eigene Person für wahrhaft real hielt, die anderen hingegen eigentlich nur als Phantome ansah, denen er bloß eine relative Existenz, sofern sie Mittel zu seinen Zwecken sein oder diesen entgegenstehen konnten, zuerkannte, so daß ein unermeßlicher Unterschied, eine tiefe Kluft zwischen seiner Person und allen jenen Nicht-Ich blieb, der also ausschließlich in dieser eigenen Person existierte, dieser sieht im Tode mit seinem Selbst auch alle Realität und die ganze Welt untergehen.
Hingegen der, welcher in allen andern, ja in allem, was Leben hat, sein eigenes Wesen, sich selbst erblickte, dessen Dasein daher mit dem Dasein alles Lebenden zusammenfloß, der verliert durch den

Tod nur einen kleinen Teil seines Daseins: er besteht fort in allen andern, in welchen er ja sein Wesen und sein Selbst stets erkannt und geliebt hat, und die Täuschung verschwindet, welche sein Bewußtsein von dem der übrigen trennte.
Hierauf mag, zwar nicht ganz, aber doch zum großen Teil, die Verschiedenheit beruhen zwischen der Art, wie besonders gute und überwiegend böse Menschen die Todesstunde entgegennehmen.

Schopenhauer.

Als ich einst unter einer Eiche botanisierte, fand ich, zwischen den übrigen Kräutern und von gleicher Größe mit ihnen, eine Pflanze von dunkler Farbe, mit zusammengezogenen Blättern und geradem, straffem Stiel. Als ich sie berührte, sagte sie mit fester Stimme: „Mich laß stehn! Ich bin kein Kraut für dein Herbarium, wie jene andern, denen die Natur ein einjähriges Leben bestimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemessen: ich bin eine kleine Eiche.“ — So steht der, dessen Wirkung sich auf Jahrhunderte erstrecken soll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja, überhaupt als Lebender, scheinbar den übrigen gleich und wie sie unbedeutend. Aber laßt nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er stirbt nicht wie die übrigen.

Schopenhauer.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß? im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon —
Denk' es, o Seele! —
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.
Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche,
Vielleicht, vielleicht noch, eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe.

Mörike.

Und sterb' ich, bin ich mehr als tot —
Weil niemand mein gedenkt.
Als meine Rosen blühten rot,
Hab' ich sie nicht verschenkt.

Allein muß ich hinuntergehn,
Und dort wird keiner mehr
Nach meinem Antlitz liebend sehn
Im stummen Schattenheer. Sappho (Wille).

Keiner vom Menschengeschlecht, wenn erst ihn die Erde bedeckte,
Und er zur Schattenwelt ging in der Persephone Haus,
Freuet sich, Lyraklang und ertönende Flöten zu hören,
Und nimmt ferner noch auf des Dionysos Geschenk.
Dieses erkenn' ich und schlürfe Genuß denn, während die Kniee
Mir noch leicht und das Haupt, ohne zu wanken, sich hebt.
Theognis.

Unter allen Menschen ist der Tod dem richtig Philosophierenden am wenigsten furchtbar. Wäre das nicht die größte Torheit, wenn sie nicht mit Freuden dahin gehen wollten, wo sie Hoffnung haben, dasjenige zu erlangen, was sie im Leben liebten; sie liebten aber die Weisheit und wünschten des Zusammenseins mit demjenigen entledigt zu werden, was ihnen Hindernis war. Denn der Leib macht uns tausenderlei zu schaffen, mit Vergnügen und Begierden, Krankheit, Furcht und mancherlei Schattenbildern und vielen Kindereien erfüllt er uns. Es ist uns wirklich ganz klar, daß, wenn wir je etwas rein erkennen wollen, wir uns von ihm losmachen und mit der Seele selbst die Dinge schauen müssen. Und dann offenbar erst werden wir haben, was wir begehren, die Weisheit. Dem Nichtreinen mag aber wohl das Reine zu berühren nicht vergönnt sein.
Plato.

Die Seele vom Genuß, o Freund, ist dessen Kürze,
Die Furcht des Todes ist des Lebens scharfe Würze.
Ein Tor klagt überm Schmaus, daß er zu früh sei aus;
Ein Weiser ißt sich satt und geht vergnügt nach Haus.
Rückert

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von dir was Teures reißt:
Sie schreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geist.

Sie will dich vorbereiten, ernſt,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit du heut entbehren lernſt,
Was morgen ſicher raubt der Tod. Hebbel.

Wenn erſt das Große ins Leben tritt,
Dann iſt alles Kleine wie weggefegt.
Das Kleine trennt, das Große, das eint.
Das heißt, man muß ſo geartet ſein.
Der Tod iſt immer das Große, der Tod und die Liebe.
Gerhart Hauptmann.

Hat jemand Einſicht gewonnen und gepflegt, hat der Tod nicht Gewalt über ihn. Buddha.

Wir wollen wahrheitsliebend, furchtlos, gerecht, froh und gütig ſein. So werden wir in dem großen Spiel des Lebens, das wir heute noch nicht ganz überſehen, unſre Rolle mit Auszeichnung ſpielen und brauchen uns vor nichts zu fürchten, weder vor dem Leben noch vor dem Tod; denn auch der Tod iſt Leben, oder beſſer, er iſt der raſche Übergang zu einer andern Lebensform. Wir ziehen das alte Gewand aus und ein neues an, wir gehen nicht etwa aus dem Hellen ins Dunkle, ſondern von Licht zu Licht, ſo wie wir hier gelebt haben; wir nehmen das Leben da, wo wir es hier verlaſſen, in neuer Geſtalt wieder auf. So iſt der Tod nichts, was wir zu fürchten hätten, ſondern lächelnd können wir ihn willkommen heißen, wenn er auf ſeine Art und zu ſeiner Zeit an uns herantritt.
Trine.

Wie uns der mütterliche Schoß neun Monate lang umſchloſſen hält und nicht für ſich, ſondern für den Raum vorbereitet, in welchen wir gleichſam entlaſſen zu werden ſcheinen, ſobald wir fähig ſind, Atem zu ſchöpfen und im Freien auszudauern: ſo reifen wir in dem Zeitraum, der von der Kindheit bis zum Greiſenalter reicht, für eine andere Geburt. Ein anderer Urſprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge. Noch können wir den Himmel nicht anders, als aus der Ferne ertragen. Deshalb ſchaue unverzagt auf jene entſcheidende Stunde hin; ſie iſt nicht für die Seele die letzte, ſondern

für den Körper. Alles, was um dich her liegt, betrachte gleichsam als Reisebündel in einem Gasthause: du mußt vorübergehen. Die Natur durchsucht den Zurückkehrenden, wie den Eintretenden. Du darfst nicht mehr mit herausnehmen, als du hereingebracht; ja sogar von dem, was du zum Leben mitgebracht hast, muß ein großer Teil abgelegt werden. Diese Haut, die dich umgibt, deine letzte Hülle, wird von dir genommen werden. Das Fleisch und das darunter fließende und durch den ganzen Körper hin und her laufende Blut wird von dir genommen werden; die Knochen und Nerven, die Bindemittel des Flüssigen und Wankenden, werden von dir genommen werden. Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Seneka.

Nun wird der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeigt. Als Tier dient er der Erde und hängt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen anderen Pflanzgarten fordert. Als Tier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgendeine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen; für die Kräfte unseres Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Übungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unseres Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweist dies sattsam. Hie und da kam ein Weiser, ein Guter und streute Gedanken, Ratschläge und Taten in die Flut der Zeiten; einige Wellen kreiseten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zugrunde. Narren herrschten über die Ratschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. Sowenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, sowenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von der Erde;

sie ist eine Herberge für Wanderer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Tier lebt sich aus, und wenn es auch höheren Zwecken zufolge sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht, seine Geschicklichkeiten sind da, und es ist, was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eignen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein andres Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Übungen hier erscheint. Er stellet also zwei Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplizität seines Wesens. Herder.

Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können. Goethe.

(Ein Held, der Bedenken trägt, mit Blutsverwandten zu kämpfen, wird vom Gotte belehrt.)

„Getötet hab' ich; mich auch wird man töten" —
Denkt mancher Krieger. Aber weit gefehlt!
Er weiß nicht, was er selber ist: Sein Selbst
Kann weder töten, noch getötet werden;
Sein Selbst ist ohne Anfang, ohne Ende,
Geburt und Sterben, Töten, Anderswerden
Ist alles Traum, ein Trug der Zeitlichkeit.
Wie abgetragene Kleide legt der Mensch
Das Gestern ab und zieht ein neu Gewand,
Das Morgen, an. So wirft das tiefe Selbst
Den alten Körper hin, die morsche Hülle,
Und baut sich auf ein frisches Haus von Fleisch.

Bedenke denn: Unsterblich ist dein Geist,
Ist deines Lebens Wurzel, ist der Trieb,

Der nie vergeht. Wie kann ein Schatten töten?
Den Schöpfer töten, dem er Schatten ist?
Vielmehr ist ja der Schatten, dieser Leib,
Vergänglich. Ihn benutzt das ewige Selbst,
Solang es wirken mag, wie eine Wohnung.
Des Geistes Tempel, sagt man, ist der Leib.
Nun also, Held! Zum Kampf! Das Schlachtenblut
Ist Schein — Erkenntnis gibt dir Todesmut.

Baghavatgita (Wille).

Unbedingt irrig ist die auch heute noch in der Theologie vielfach vertretene Ansicht, als ob die Spekulation auf himmlischen Lohn gleichsam eine noblere Sorte von Egoismus sei als die Spekulation auf irdischen Vorteil. Dies wäre nur dann der Fall, wenn aller irdische Egoismus sinnlicher, aller transzendente Egoismus übersinnlicher Natur wäre. Nun haben wir aber schon gesehen, daß schon der Epikurismus weit entfernt ist, eine Sinnlichkeitsmoral zu sein, wozu ihn nur rohes Mißverständnis seines Prinzips korrumpieren konnte; vielmehr gelangt der Eudämonismus bei nur einigem Besinnen stets und überall sehr bald zu der Einsicht von der Vorzüglichkeit der Güter des Geistes und Gemüts über die bloßen Genüsse der Sinne. Auf der andern Seite ist der transzendente Egoismus allemal mehr oder minder sinnlich gefärbt, die Strafen, die er in Aussicht stellt, sind sinnliche Qualen und Martern, die Seligkeit, die er sich ausmalt, setzt sich aus sinnlichen Genüssen zusammen und ist stets das treue Spiegelbild dessen, was das Volk auf seiner eben erreichten Kulturstufe als Ideal eines genußreichen irdischen Lebens ansieht.

Schreitet die Bildung weiter fort, so wird allerdings die sinnliche Seite aus dem jenseitigen Lohn und Strafe mehr und mehr entfernt; aber in demselben Maße wird der Unsterblichkeitsglaube leerer und schattenhafter und verliert seine praktische Motivationskraft. Werden aus der Strafe die sinnlichen Qualen entfernt, so bleibt nur übrig einesteils die Negation des Lebens, welche keine Strafe, sondern als Schlaf ohne Traum eher eine Wohltat, nämlich die sichere Schmerzlosigkeit, repräsentiert, anderenteils die übersinnliche Strafe des Gewissens als bloße Fortsetzung der schon hier emp-

fundenen Reue. Wen aber die Stimme des Gewiſſens in dieſem Leben nicht ohne weitere Motivationsbehelfe auf den rechten Weg zu führen vermag, über den wird ſie in bezug auf ein künftiges Leben ebenſowenig vermögen; wer ſich durch die Ausſicht auf Reue und Gewiſſensbiſſe nach friſch vollbrachter Tat nicht abſchrecken läßt, der wird mit dem Gedanken an eine dereinſtige ferne Reue nach langer Verjährung erſt recht fertig werden.

Wird nun aber gar von dem himmliſchen Lohn das ſinnliche Element entfernt, ſo wird die ewige Seligkeit ſo langweilig, daß ſie völlig aufhört, begehrenswert zu ſein, da mit der individuellen Sinnlichkeit zugleich die Naturbaſis alles künſtleriſchen und Gemütslebens hinwegfällt und das Erkennen ebenfalls auf ganz neuen Bedingungen in ganz heterogener Geſtalt ſich entwickeln muß. Durch dieſes Abſtreifen aller Naturgrundlagen des irdiſchen Geiſteslebens, denen jede Vorſtellung eines poſitiven Erſatzes fehlt und notwendig fehlen muß, erhält der tranſzendente Egoismus in ſeiner gebildeten Geſtalt etwas geſpenſterhaft Abſtraktes, was jedes Hinüberſpinnen der gemeinſamen Sorge für gemeinſames Wohl ausſchließt, weil ja alle Gemütsbeziehungen zu Familienmitgliedern und Freunden in deren ſinnlicher Erſcheinung (Geſtalt, Phyſiognomie, Stimmklang, Bewegungen, Benehmen, Sprechweiſe uſw.) wurzeln und mit dieſen hinfällig werden. Steht der Menſch ſchon hier trotz aller Liebe und Freundſchaft im Grunde genommen iſoliert in den unüberſteiglichen Schranken ſeiner Individualität da, ſo iſt es der abſtrakte, unſterbliche Geiſt unter lauter abſtrakten, wie ein Ei dem andern ſich ähnelnden Geiſtern im ſtrengſten Sinne, und der auf dieſen Zuſtand ſich richtende Egoismus iſt der allerkahlſte und nackteſte Egoismus, der durch keinen gemütlichen Naturtrieb gemildert iſt. Die irdiſche Selbſtſucht denkt zwar zuerſt an ſich, und dann noch einmal an ſich, und dann zum drittenmal an ſich; aber ſie denkt doch nebenbei und in vierter Reihe auch an Weib und Kind, Freund und Geſind'. Die überirdiſche Selbſtſucht hingegen denkt nur an ſich allein, weil ſie ja weiß, daß Weib und Kind im Jenſeits ihr gar nicht mehr Weib und Kind ſein können. Die himmliſche Selbſtſucht iſt deshalb keineswegs nobler, ſondern noch viel ſelbſtſüchtiger und unnobler als die gemeine irdiſche Selbſtſucht.

Ist die letztere unfähig, eine Ethik aus sich zu entwickeln, so ist es die erstere erst recht. Eduard v. Hartmann.

Die aus dem Vertrauen auf eine Allgütigkeit und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auflösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Übergang zu einem besseren und höheren ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der innern Ruhe.
W. v. Humboldt.

Als es mit Plato zum Sterben kam, sprach er zu seinen Kindern: Liebe Kinder, ihr sollt nicht meinen, wenn ich nun von euch scheide, daß ich gar dahin sei, wie ein Tier. Denn solange ich bei euch gewesen, habt ihr auch den Geist, der diesen Leib regiert hat, nie gesehen, sondern allein durch seine Wirkung erkannt. — Ich scheide von hinnen, als aus einem Gasthof, nicht als aus einer Wohnung. Denn Gott hat uns hier auf Erden nur eine Herberge gegeben, nicht ewig dazubleiben, sondern zu reisen. O, des seligen Tages, wenn mein Geist nun kommen wird unter die Gesellschaft der himmlischen Geister und zum göttlichen Rat! Und wenn mir Gott verliehe, daß ich wieder jung werden könnte, so wollte ich es doch nicht tun; denn was hat dies Leben anders denn Mühe und Arbeit? M. March.

Gleichwie ein Haus, das fest ineinander verbunden ist, nicht zerfällt vom Sturmwind; also auch ein Herz, das seiner Sache gewiß ist, das fürchtet sich vor keinem Schrecken. Sirach 22.

Was ist übrigens der Tod eines uns Naheststehenden anders, als daß er ein Stündlein früher als wir die Reise antritt, die wir alle einst antreten müssen? Das, was wir Tod nennen, ist in Wahrheit der Anfang des Lebens. Carlyle.

Der Tod ist ein freudiges Ereignis, das bloße Zerbrechen eines Glases, durch das man bisher die Welt betrachtete, unter Ersatz durch ein besseres. Es ist ein frohes Gefühl, auf der Höhe der Todesbereitschaft zu stehen, auf der sich so leicht und ruhig die Lebensform ändern läßt, auch der Tod ist Leben. Tolstoi.

Jener Tag, vor dem dir als letztem bangt, ist der Geburtstag des Ewigen. Kommen wird der Tag, der dich der Hüllen entledigt und aus der Zeltgemeinschaft des häßlichen Leibes befreit. Schwinge dich schon jetzt, soviel du kannst, von hier empor, wende deinen Sinn dem Höheren zu! Seneka.

Menschen, die in Gott leben, sterben nicht. Sie gehen aber in eine andere Daseinsform über, wenn ihre Arbeit in dieser Welt vollendet ist. Ihr Abschied erlöst sie von den niederen Formen des Stoffes. Ihre Anwesenheit war nur notwendig, um hier Lebensträger zu werden. Browning.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest, unsterblich zu leben? Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt. Schiller.

Es gibt in der Tat ein Wiederaufleben und ein Werden der Lebenden aus den Toten und ein Dasein der Seelen der Gestorbenen, und zwar für die Guten ein Bessersein, für die Schlechten aber ein Schlechteres. Plato.

Tritt der Tod den Menschen an, so stirbt das Sterbliche an ihm, das Unsterbliche und Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tod aus dem Wege. Plato.

Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod;
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den blanken Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht;
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du, laß ihn sterben über Nacht,
Und atme frei im Morgenrot. Rumi (Rückert).

Ein edles Verlangen muß in uns erglühen zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vor-

welt überkommen und reich vermehrt an die Folgezeit wiederabgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft sie erwartet — etwas dazusteuern können sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weitereilt. Schiller.

Du bringst nichts mit herein,
Du nimmst nichts mit hinaus,
Laß eine goldne Spur
Im alten Erdenhaus. Rückert.

Andererseits hat der Edle nie zu fürchten, daß eine gerechte und wackere Tat, deren Bekanntwerden er verhindert hat, unbekannt und unbewundert bleiben werde. Einer kennt sie — er selbst, und er wird hierdurch mit süßem Frieden erfüllt und zu immer erneutem Edelmut der Gesinnung verpflichtet, und dies wird sich schließlich als eine bessere Kundgabe jener edlen Tat erweisen, als es deren bloße Wiedererzählung gewesen wäre. Tugend ist nichts anderes als tatkräftige Treue gegenüber der Natur der Dinge, und letztere hinwieder verschafft jener die Oberhand. Sie besteht in der fortgesetzten Ersetzung des Scheins durch das Sein, und mit erhabener Richtigkeit wird Gott das Wort in den Mund gelegt: Ich bin. Emerson.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Haſt du dich einſt der Erdenmacht entſchwungen,
Und werden, wie du meinſt, am hellen Tage
Verloren ſein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht ſo deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele ſtören ihren Frieden. Lenau.

Der Weiſe, wenn er ſtirbt,
Begehrt den Himmel nicht;
Er iſt zuvor darin,
Eh' ihm das Herze bricht. Angelus Sileſius.

Ewigkeit bedeutet nicht nur irgendeine künftige, endloſe Zeitdauer, ſondern die allgegenwärtige, ſittliche Welt, die durch ewig lebendige und unbedingt notwendige Geſetze regiert wird, eine Welt, in der wir und alle Weſen mit uns ſchon jetzt leben, und in der wir alle gleich ſein ſollten, ob nun Zeit, Raum und Ausdehnung und das ganze Weltall, dem jene Bedingungen angehören, ſchon in dieſem Augenblick ſich in nichts auflöſen — oder ewiglich währen. Kingsley.

Laſſet uns wandeln im Lichte des Ewigen. Jeſajas 2.

Über der zeitlichen Welt ſchwebt jetzt ſchon der Geiſt, und ihn anzuſchauen, iſt Ewigkeit. Schleiermacher.

Im Grenzenloſen ſich zu finden,
Wird gern der einzelne verſchwinden,
Da löſt ſich aller Überdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen
Sich aufzugeben, iſt Genuß. Goethe.

Wer ohne Leidenſchaft und Haß ſich durch die Welt der Sinne ſchlägt,
Gelangt, im Einklang mit ſich ſelbſt, zum Frieden, den kein Sturm bewegt.
Und dieſen Seelenfrieden ſtört ihm keine Not und Pein der Welt,
Denn wer ſein Herz beruhigt hat, der fühlt ſich auf ſich ſelbſt geſtellt.

Wem Andacht mangelt, bleibt an Geist und Selbstvertiefung auch zurück,
Wem aber Selbstvertiefung fehlt, dem fehlt auch wahres Seelenglück.
Wes Geist einmal der Allgewalt des losen Sinnentrugs erlag,
Gleicht einem Schiffe, das dem Sturm nicht mehr zu widerstehn vermag.
Darum, wer vor der Außenwelt abschloß, o Freund, der Sinne Tor,
Nur der gelangt mit Sicherheit zu höhrer Weisheit auch empor.
Wenn alle Wesen schlummern, kommt die Zeit, in der der Denker wacht;
Doch wenn für alle Wesen Tag, ist's für den Selbstbeherrscher Nacht.
Gleichwie das Meer, in das die Wasser münden, schwillt, doch nie tritt über,
Gelangt zum Frieden nur, wer seine Lüste bändigt, nicht der Lust Verüber.
Nur wer der Selbstsucht und dem Neid entsagungsfähig sich verschließt,
Erwirbt die Seelenheiterkeit, in welcher Frieden man genießt.
Wer also lebt, der lebt in Gott, erhaben über Trug und Schein,
Und wenn sein Licht im Tod erlischt, so geht er in die Gottheit ein.

Baghavadgita (Brunnhofer).

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt du, Schmetterling, ve brannt.

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde. Goethe.

Der Tod iſt verleumdet worden — das iſt der ärgſte Betrug in der Welt. Der Tod iſt die mildeſte Form des Lebens: der ewigen Liebe Meiſterſtück. Gerhart Hauptmann.

Der ewige Sinn.

Wissen wir, um was wir uns selbst bereichern, wenn wir ein wenig von dem Unbegreiflichen erwecken, das in allen Ecken schläft?

Maeterlinck.

Das ist der Vorzug des Menschen, daß er etwas Höheres und Besseres, als er selbst ist, zu erkennen vermag. Aristoteles.

Wir leiden unter dem Leben, weil wir nicht mit ihm fertig werden können. So ist eine ewige Unruhe in uns, ein verzehrendes Feuer, das Verlangen nach einem ganz anderen, neuen Menschensein.

Joh. Müller.

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick' uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch deine Macht
Unsre Nacht.

Gib, daß deiner Liebe Glut
Unsre kalten Werke töte,
Und erweck' uns Herz und Mut
Bei erstandner Morgenröte,
Daß wir, eh' wir gar vergehn,
Recht aufstehn. Knorr von Rosenroth.

Der Mensch ist wie ein Fels, ein Stück erstarrte Ewigkeit. Hast du Arons Stab, schlage daran, und die ewige Quelle fließt wieder: ewige Seele. Carl Hauptmann.

Mit dem Hunger nach der Unendlichkeit wird der Mensch geboren; er spürt ihn früh; aber wenn er in die Jahre des Verstandes kommt,

erſtickt er ihn meiſtens leicht und ſchnell. Es gibt ſo viel angenehme und wahrhafte Sachen auf der Erde. Raabe.

Über mir und meinem Tal
Blüht der dunkle Sternenbogen.
In mir ſind nun aufgezogen
Sehnſuchtsbilder — allzumal.

Ferne Silberwaſſer ziehn
Rauſchend, und die Sterne koſen
All die Queckbrünnlein, die loſen,
Silberquellen toſen hin.

Und ich weiß, ich bin wie ſie —
Ewigkeit und flücht'ges Gleiten,
Ewig innen, doch im Weiten,
Ewig flüchtig dort und hie.

Und ich fühl', ich bin es ganz,
Atme Luft und trinke Quelle,
Und ich dränge wie die Welle,
Bin und webe in dem Glanz. Carl Hauptmann.

Über allen andern Tugenden ſteht eins: das beſtändige Streben nach oben, das Ringen mit ſich ſelbſt, das unerſättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Goethe.

Und wenn auch einſt die Freiheit iſt errungen,
Die Menſchheit hoch wie eine Roſe glüht,
Ihr tiefſter Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:
Das Sehnen bleibt, das uns herüberzieht,
Das Nachtigallenlied iſt nicht verklungen,
Bei deſſen Ton die Knoſpen ſind erblüht!
Gottfried Keller.

Unſere Gebete müßten über unſer Ich hinausgetrieben werden, vor allen Dingen in die großen Intereſſen Gottes hinein. Das

Heil unſerer Seele, der innere Druck unter unſerer Unreinheit, die immer neue Erſchütterung über unſere Stumpfheit für das eigentliche Leben. Die tiefe Sehnſucht nach Quellen der Liebe, der Kraft und Vollmacht, der Hilfe und der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ſollte unſere Bitten erfüllen. Joh. Müller.

Das höchſte Streben und Verlangen eines Dinges, das ihm zuerſt von der Natur eingeprägt, iſt die Heimkehr zu ſeinem Urſprung; und weil Gott der Urſprung iſt unſerer Seele, alſo verlangt ſie vornehmlich, heimzukehren zu ihm. Dante.

In die Höhe will es ſich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben ſelber, in weite Fernen will es blicken und hinaus nach ſeligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe! Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerſpruch der Steigenden! Steigen will das Leben und ſteigend ſich überwinden. Nietzſche.

Je zarter und wärmer man liebt, deſto mehr entdeckt man an ſich ſtatt der Reize nur Mängel, weil man des geliebten Gegenſtandes nie würdig genug zu ſein glaubt. Ebenſo werden uns unſere kleinern Flecken erſt auf den höhern Stufen der Religion bekannt, und das Gewiſſen fordert immer ſtrenger, je mehr man es befriedigt; Liebe und Religion gleichen hier der Sonne; bei bloßem Tag- und Kerzenlicht findet ihr die ganze Zimmerluft rein und ungetrübt von fremden Körpern; aber ein einziger Sonnenſtrich zeigt, wie viele Stäubchen in ihr ſchweben. Jean Paul.

Ich bin Sklave durch das Böſe, aber frei durch das Vermögen, mein eigenes Tun als böſe zu verwerfen. Ich entdecke zwei verſchiedene Prinzipien in der Natur des Menſchen, ein niederes und ein höheres. Mit dem höheren Prinzip, dem Vermögen der Beurteilung ſeiner ſelbſt, gehört der Menſch einer beſonderen geiſtigen Welt an. — Der Raum iſt nicht dein Maß; das ganze Weltall tut an Größe dir nicht genug: es iſt etwas in dir, was die Feſſeln zu brechen verſucht, die dich einengen; dein Empfinden, Sehnen, Drängen, dein Selbſtgefühl haben ein anderes Prinzip, als dieſer enge Leib.

Rouſſeau.

Von tiefſter Finſternis umhüllt, packt euch nicht Sehnſucht nach dem Licht? Buddha.

Du biſt Orplid, mein Land,
Das ferne leuchtet.
Vom Meere dampfet dein beſonnter Strand
Den Nebel, ſo der Götter Wange feuchtet.
Uralte Waſſer ſteigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind.
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter ſind. Mörike.

Den heißen Durſt der Seele ſtillt
Kein Brunnen, der auf Erden quillt, —
Du trägſt, der Erde ſtummer Gaſt,
In dir nur, was der Himmel faßt.
Was für und für ſo ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es iſt das erſte Frühlingsregen
Des Falters in der Puppe Schoß. —
Dir ſelbſt bewußt kaum, iſt dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit. Geibel.

Willſt du die Erkenntnis des allumfaſſenden Ich erlangen, ſo mußt du vor allem dich ſelbſt erkennen. Um dich ſelbſt zu erkennen, mußt du dein perſönliches Ich dem univerſellen Ich zum Opfer bringen. Opfere dein Leben, falls du im Geiſte leben willſt. Lenke deine Gedanken von äußeren Dingen ab und von allem, was ſich dir von außen her darbietet. Trachte, die aufkeimenden Bilder zu entfernen, auf daß ſie keine dunklen Schatten auf deine Seele werfen. Deine Schatten leben und verſchwinden. Was in dir ewig iſt, das, was erkennt, gehört dem unvergänglichen Leben an. Dieſes Ewige iſt das Weſen, welches war, iſt und ſein wird, und deſſen Stunde niemals ſchlägt. Brahmanenweisheit.

Das Leben des Menſchen gleicht einem ſich ſelbſt entfaltenden Wellenring, der, ausgehend von einem unfaßbar kleinen Kreiſe, nach allen Seiten in neue, größere Kreiſe ſich breitet und ſo endlos fort. Emerſon.

Wahre Größe des menſchlichen Lebens iſt beinahe ſtets völlig unſichtbar. Es iſt ſehr gut möglich, daß ſich vor uns der größte Heroismus abſpielt, das hochherzigſte Opfer geſchieht, die erhabenſten Pläne entſtehen und wir es gar nicht merken. Ich glaube, daß ſolche Größe etwas Gewöhnliches iſt unter gar vielen Menſchen, deren Namen wir nicht zu hören bekommen und nicht kennen. Ich bin überzeugt, daß unter dem ſogenannten gemeinen Volke am allerhäufigſten herzhaft erduldete Leiden, ungeſchmückte Wahrheit, feſter Glaube und jene echte Großmütigkeit, die dasjenige hingibt, was der Geber ſelbſt unbedingt nötig hat, und, was die Hauptſache, öfter als unter den Reichen das richtige Verſtändnis für den Lebensſinn und den Tod anzutreffen ſind. Channing.

Es gibt ein untrügliches Kennzeichen, das die Handlungen der Menſchen in gute und böſe ſcheidet: vergrößert eine Handlung die Liebe und Einigkeit unter den Menſchen — ſo iſt ſie gut; erzeugt ſie Feindſchaft und Trennung — ſo iſt ſie böſe. Tolſtoi.

Es gleicht das Einzeldaſein einem Seil, das unzerreißbar iſt und ohne Ende und Anfang ſich verliert in dem Unendlichen. Unzählige feine Fäden bilden dieſes Seil, bedingen, feſt verwoben, ſeiner Rundung Maß. Und farblos ſind die Fäden, tadellos in Stärke, Gleichheit und in Glätte. Es windet ſich dies Seil durch alle Räume und hat Geſchicke eigner Art zu leiden. Denn oft verfängt ein Faden ſich, bleibt haften und wird gewaltſam aus der Bahn geriſſen. Geſtört iſt dann für lange ſeine Lage, und ſtörend wirkt er auf das Ganze ein. Befleckt durch Schmutz, durch Farbe wird ein Faden, der Fleck frißt weiter, färbt ſelbſt andere Fäden. Bedenke, daß die Fäden lebend ſind, daß ſie dem Drahte gleich, der in die Ferne mit Blitzes Schnelle Botſchaft trägt, — ja mehr — dem Nerven gleich, durch den das Leben zittert. Wie weit muß da der Flecken ſich verbreiten, der Eingriff hemmend das Gefüge ſtören! Doch endlich wird die Wirkung ſich erſchöpfen. Die Fäden, deren ewiger Verlauf das Weſen iſt, aus Schatten treten ſie ans Licht, nicht farblos länger — goldig nun, und ebenmäßig wiederum verwoben. Es waltet Einklang wieder unter ihnen, und

aus der innern Übereinstimmung wird dir ein höheres Einklangswalten kennbar. Mabel Collins.

Ein glückliches Leben ist unmöglich: das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er am Schluß wie der Prinz im Re corvo des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit großmütiger Gebärde stehn. Sein Andenken bleibt und wird als das eines Heros gefeiert. Schopenhauer.

Wem Ewigkeit wie Zeit
Und Zeit wie Ewigkeit,
Der ist befreit von allem Streit. Jakob Böhme.

Das Geheimnis unserer Existenz ist eben ein Problem und geht über die Grenzen menschlicher Kraft hinaus. Als Geheimnis müssen wir es anerkennen und müssen entsagen! Unser Wissen kann immer nur Stückwerk sein, nie vollkommen. Aber selbst dies begrenzte Wissen ist doch noch unendlich und für uns unendlich wichtig; in diesem weiten Kreise arbeite jeder nach seinen Kräften. Auch Glück, ideales, vollkommenes Glück, ist für uns unerreichbar, verzichten wir darauf! Der Kreis werktätiger Pflicht ist weit ausreichend für unsere Kräfte, sie adelt jeden, der ihr treu dient. In dem sauren Schweiß der Arbeit liegt ein Antrieb, der dem Leben Schwung gibt, und das Bewußtsein, daß unsere Arbeit in der einen oder anderen Weise unsern Mitmenschen zu dauerndem Segen gereicht, läßt uns die Flucht der Jahre leichter tragen. Goethe.

Für das, was den Menschen Glück heißt, habe ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichem Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir irgendein Rätsel; ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft; ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten

Genüſſe ſind. Ich lebe ſchon im Weltall, und je inniger ich von der Nichtigkeit alles irdiſchen Treibens überzeugt werde, je mehr freue ich mich, daß es mir geſtattet wird, von einem Grat zum andern hinüberzuſpringen. Hebbel.

Wie im Traum gehen wir durch den Jahrmarkt des Lebens, und plötzlich einmal kommt uns das alles wie gemalte Torheit vor, und wir fragen uns ſelber: das da, iſt das das Leben? Wozu der kurze Flug der Mücke, wozu Erhitzung und Anſtrengung? Alles vergeht. Wer keinen Gott hat, für den iſt tatſächlich die Welt der Schauplatz des Unverſtandes. Was in aller Welt kann den vor Verzweiflung bewahren, der des Erdendaſeins Nichtigkeit erkannt und keine höhere Hoffnung hat? Weil du, o Gott, biſt, hat die Welt einen zuſammenhängenden Inhalt. Naumann.

Sonnen verſtäuben im Weltenraum,
Völker und Götter,
Wie fallende Blätter,
Sinkend verwehend vom Schöpfungsbaum.
Aber in Ewigkeit, ſtrahlend erneut,
Wandelt die leuchtende Welle, das Heut,
Blühet die lachende Sonnenſtunde.
Mein iſt das Heut und im Heute das All;
Mein iſt der ſtrahlenden Lüfte Kriſtall,
Mein iſt des Erdenſterns ſchimmernde Pracht;
Vor mir die Dämm'rung und nach mir die Nacht;
Mein nur der leuchtende Pfad, den ich ſchreite,
Höher und höher in dämmernder Weite,
Näher und näher den ſchimmernden Fernen,
Heller und heller entflammt von den Sternen.
Schauernde Andacht im ahnenden Sinn —
Abgrund der Liebe, o Herr, nimm mich hin! Lohmeyer

Man ſollte leben, als ob man ſtets am Vorabend der großen Entſcheidung ſtünde. Man ſollte ſich bereithalten, ſie zu erwarten, und zwar ſo hoch, ſo weit, ſo vollkommen, ſo veredelnd, wie unſere

Seele es sich nur irgend vorstellen kann. Das Bewundernswerteste von allem wird für den Menschen die innere Wahrheit des Weltalls sein. Maeterlinck.

Wir wollen uns immer dem Lichte zuwenden und wissen, daß wir dann immer sicher gehen und fröhlich auf unserm Wege vorwärts schreiten können. Trine.

Die Aufgabe, die uns allen gemeinsam ist, heißt nicht, sich ausdenken, was schön wäre, wenn es überhaupt sein könnte, sondern zunächst zu erkennen, was sein kann, und dann zu überlegen, wie wir es so schön als möglich gestalten können. Das sind freilich zwei ganz verschiedene Dinge. Browning.

Seele, die du, unergründlich
Tief versenkt, dich ätherwärts
Schwingen möchtest und allstündlich
Dich gehemmt wähnst durch den Schmerz, —
An den Taucher, an den stillen,
Denke, der in finstrer See
Fischt nach eines Höhern Willen.
Nur vom Atmen kommt sein Weh.
Ist die Perle erst gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er schnell emporgewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft.
Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war. Hebbel.

Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Matth. 5.

Wer bist du, daß du über die Mühsale deines Lebens klagst? Seufze nicht! Hebe dein Haupt empor, mein müder Bruder! Der Himmel ist nicht ungnädig gegen dich, wenn auch ernst! Der Himmel ist

gütig wie eine edle Mutter, wie jene ſpartaniſche Mutter, die ihrem Sohn den Schild reichte und ſprach: „Mit dem Schild, mein Sohn, oder auf dem Schilde!“ Auch du ſollſt mit Ehren heimkehren. Zweifle nicht daran, wenn du nur im Kampf deinen Schild behältſt.

Carlyle.

Wiſſet, ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin. Schiller.

In dem richtigen, weitherzigen Sinn gefaßt iſt alles gut, nämlich gut zu etwas, ſogar offenbares Mißgeſchick und das, was wir gewöhnlich Übel nennen: es iſt werdendes Gutes. Wenn es uns nicht an Glauben, Geduld und Ausdauer fehlt, ſo gibt es keinen Zuſtand und kein Erlebnis, die nicht, richtig gewertet und richtig verwertet, uns Gutes die Fülle bringen werden. Trine.

Alles, was wir Menſchen erleben, hat eine Stelle und einen Zweck in unſerm Leben: wenn es nicht notwendig oder nicht gut wäre, ſo würden wir es nicht erleben. Wenn eine göttliche Ordnung durch das All geht, wenn es ein Geſetz gibt — und recht verſtanden gibt es überhaupt nichts andres als das Geſetz —, ſo kann das gar nicht anders ſein. Dies klar zu erkennen oder, wenn das nicht allen möglich iſt, wenigſtens zu glauben, iſt von unendlichem Wert und hilft uns wie nichts andres, widrige und unerwünſchte Erlebniſſe richtig zu verſtehen und verſtändig und tapfer zu beſtehen und ſo über ſie wegzukommen zu andern, die uns beſſer und erwünſchter erſcheinen. Es hilft uns, unſre Umgebung oder unſern Zuſtand ſo lang geduldig und fröhlich zu ertragen, als es gut oder nötig iſt, daß wir ſie ertragen, und doch feſt auf das Gute zu vertrauen, das uns nach überſtandener Widerwärtigkeit erwartet. Trine.

Was machſt du an der Welt? Sie iſt ſchon gemacht.
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe;
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht. Goethe.

Wer sich vergegenwärtigt, wie notwendig zu unserem Heil Not und Leiden meistens sind, der wird erkennen, daß wir andere nicht sowohl um ihr Glück als um ihr Unglück zu beneiden hätten.

Schopenhauer

Droben hängt der Himmel grau und dicht,
Aber dennoch ist es hell und licht
In den herbstlich kühlen Waldesräumen —
Denn das Licht kommt aus den Bäumen.

Kommt es ihm von draußen nicht,
Schafft der Wald sich still sein innres Licht,
Läßt er goldrot sich die Blätter färben
Vor dem Sterben.

Was durch Sommergluten sich gekämpft,
Leuchtet siegreich nun und mild gedämpft
Durch den Wald, dem fremde Lichter fehlen,
Wie durch leiderprobte starke Seelen. Weitbrecht.

Der Schmerz vereint wieder mit Gott. Dante

Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinahe könnte man sagen, die Ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freude. Es ist nicht anders mit dem Menschen, auch hier soll sich seine Kraft bewähren, d. h. auszuhalten, ohne zu wissen, und seine Nichtigkeit zu fühlen und wieder seine Vollkommenheit zu erreichen, deren uns der Höchste dadurch würdigen will. Beethoven.

Einer, der nie umkehrte, sondern immer vorwärts ging, der immer überzeugt war, die Sonne werde die Wolken zerstreuen, der niemals, selbst wenn das Recht in Unrecht verkehrt ward, auch nur einen Augenblick fürchtete, daß das Böse siegen werde. Browning.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren:
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's. Schiller.

Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, der

sich in unermeßenen Räumen über ihn wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen und aufzugeben vermögen. Goethe.

Selig sind, die frei von Haß sind. Lasset uns feindschaftlos wandeln unter Feindlichgesinnten.
Selig sind die Reinen. Lasset uns frei von Krankheit wandeln unter Unreinen.
Selig sind, die frei von Begierden sind. Lasset uns frei von Gier wandeln unter Gierigen.
Selig sind die Besitzlosen. Die Seligkeit wird ihre Speise sein, und sie werden gleich sein den lichten Göttern.
Selig sind die Friedfertigen. Sie wissen nichts von Sieg und Niederlage. Des Besiegten Los ist die Knechtschaft, und dem Sieger folgt der Haß. Buddha.

Selig sind, die da betteln um Geist, weil ihnen selbst die Macht des Alls gehört. Selig sind die Leidtragenden, weil sie Trost an sich finden. Selig sind die Sanftmütigen, weil sie für sich die Erde werden erben. Selig, die da hungert und dürstet nach Lebensgerechtigkeit, weil sie in sich gesättigt werden. Selig die Mitleidigen, denn sie sollen Mitleid finden in sich. Selig die Herzensreinen, weil sie in sich Gott schauen sollen. Selig die Friedensstifter, denn sie sollen Gottes Söhne heißen. Selig, die verfolgt sind um der Gerechtigkeit willen, denn ihnen selbst gehört die Macht des Alls. Selig seid ihr, wenn man euch schmäht und verfolgt und alles Üble euch verleumderisch nachsagt um meinetwillen. Seid fröhlich und freuet euch, weil euer Verdienst reich ist im All, denn so verfolgten sie auch vor euch die Propheten. Christus (Kirchbach).

Nie diene dieser Welt! Buddha.

Mein Tagesdienst war hart; in Abendgluten
Lag rastend ich an hoher Felsenwand.
Da stand im Tal, gebadet von den Fluten
Des Gießbachs, ruhevoll ein Elefant.

Sein Treiber kam und sagte fest: „Knie nieder",
Ihn sanft berührend mit dem Bambusrohr —
Und willig neigte sich die Wucht der Glieder,
Der Treiber stieg zum Rückensitz empor.

So ging des Waldes Ungetüm in Frieden,
Gebändigt von des Menschen hoher Macht.
Ein selig Lächeln ward mir da beschieden:
In Demut dienen hab' auch ich vollbracht.

Buddhistisch (Wille).

Es gibt Menschen, deren Herz so leicht ist, weil sie ein überirdisches Siegesbewußtsein erfüllt, das sie in Worte nicht fassen können. Sie sind erstanden aus den Erbärmlichkeiten des Lebens, sie stehen über allem Kleinlichen, Gemeinen, Ungroßmütigen. Das Neue Testament nennt dies die geistliche Auferstehung oder mit Christus auferstanden sein. Robertson.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Folgen für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Claudius.

Stille ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen. Goethe.

Ein lichter Streifen sind sie in der Nacht,
Die dunkeln Wege, welche Gott bereitet.
So sanft, so heimlich hat er mich geleitet,
Und schnell umfloß mich seines Morgens Pracht.

Ich nahm so lang den Führer nicht in acht,
Ich hatte mir den Sündenpfad geweitet,
Vermessen alle Segel ausgebreitet,
Und bin doch froh im Friedensport erwacht.
Von meinen Bahnen fällt der Nebelschleier,
Ich sehe meines Herzens bösen Rat,
Ich sehe deine Vaterhand am Steuer.
Die böse Straße ward ein Gnadenpfad
Im Zweifelsmeer, im wilden Leidensfeuer;
Ich zog ihn vor, doch ist er deine Tat. Augustin.

Du suchst das Paradeis
Und wünschest hinzukommen,
Wo du von allem Leid
Und Unfried' bist entnommen.

Befriedige dein Herz
Und mach' es rein und weiß,
So bist du selbst noch hier
Dasselbe Paradeis. Angelus Silesius.

Ich weiß aber nicht, ob du darum schon der letzten und höchsten Weihen würdig bist, jener Weihen, auf die alles andere nur vorbereiten durfte, so einer wahrhaft ihrer teilhaft werden kann. Doch ich will dir von ihnen reden und werde den Mut nicht verlieren, du aber trachte mir zu folgen, wenn du kannst. Wenn also einer recht nach jener Vollendung strebt, so muß er früh schon nach schönen Körpern ausspähen. Aber auch hier kann er nicht stehenbleiben, denn er wird die Schönheit der Seele sehen, und die Schönheit der Seele wird ihm würdiger erscheinen als die Schönheit des Körpers, und so wird es ihm genügen, daß eines Menschen Seele hell ist, und er wird diesen Menschen, wenn sein Leib auch unschön wäre, lieben und um ihn besorgt sein und edle Worte in ihm zeugen und nach Worten für ihn suchen, welche die Jünglinge besser zu machen vermögen, auf daß auch er gezwungen werde, die Schönheit in den Sitten und Gesetzen zu erkennen und auch in diesen die gleiche Schönheit zu sehen. Und von den Sitten wird er ihn zu

den Wissenschaften führen, damit er auch die Schönheit der Wissenschaften erblicke und so im Anblicke dieser vielfachen Schönheit nicht mehr wie ein Sklave nach der Schönheit dieses einen Menschen verlangt, dieser einen Sitte Schönheit wolle und gemein sei und kleinlich und an Worten hänge, sondern an die Ufer des großen Meeres der Schönheit gebracht, hier viele edle Worte und Gedanken mit dem unerschöpflichen Triebe nach Weisheit zeuge, bis er dann stark und reif jenes einzige Wissen, das da das Wissen des Schönen ist, erschaue. Merke auf, Sokrates, so viel du kannst! Wer also bis dahin zur Liebe erzogen wurde und das Schöne in seiner Ordnung erkennt, der wird ganz am Ende als letzte Weihe seiner Liebe ein Wunderbares erblicken und die große Schönheit der Schöpfung erschauen; er wird das erschauen, Sokrates, um dessentwillen alle Wege und Mühe waren; er wird das Schöne schauen, das da ewig da ist, und niemals wird und niemals vergeht und nicht reicher wird und nicht verliert, das Schöne, das nicht hierin schön und heute schön und da schön und für diesen schön und hierin häßlich und morgen häßlich und dort häßlich und für jenen häßlich ist, das Schöne, das wir uns nicht das eine Mal im Gesichte, ein anderes Mal an den Händen oder sonstwo am Körper einbilden oder in den Worten, in den Wissenschaften, im Tiere, auf der Erde oder am Himmel finden; er wird das Schöne schauen, das da sich selbst und in sich schön, in sich selbst ewig sich spiegelt; und, was sonst schön ist, wird nur sein Schein und ein Teil sein und werden und vergehen, und nur das Ewig-Schöne wird nicht wachsen und nicht verblühen und nicht leiden. Ja, Sokrates, wer immer von dort unten, weil er den geliebten Menschen richtig zu lieben wußte, emporzusteigen und jenes Ewig-Schöne zu schauen beginnt, der ist am Ende und vollendet und geweiht. Noch einmal, so nur darf er die Bahn der Liebe gehen und geführt werden: er wird zuerst von allen Dingen die Schönheit lernen und zu jener ewigen Schönheit wie auf Stufen kommen, Sokrates, wie auf Stufen, Stufen: auf der ersten sieht er die Schönheit eines Körpers, auf der zweiten die Schönheit zweier, und dann sieht er die Schönheit aller Körper, und von den schönen Körpern steigt er weiter zu den schönen Sitten, von den schönen Sitten zu den schönen Lehren, und von den

ſchönen Lehren trägt ihn noch die letzte Stufe zu jener einzigen Wiſſenſchaft, die da die ewige Schönheit begreift. Und hier, wenn nirgendwo, iſt das Leben lebenswert, hier, wo du die ewige Schönheit ſchauſt. Plato (Kiefer).

Da leuchtet keine Sonne, nicht Mond noch Sternenflur,
Auch Blitze nicht, noch Erdenfeuerfunken;
Da glänzt nur einer; alles iſt ſein Abglanz nur,
Da iſt die ganze Welt ins ewige Licht verſunken.
Upaniſchad (Wille).

Das Reich Gottes auf Erden, das iſt die letzte Beſtimmung, des Menſchen Wunſch. Dein Reich komme, Chriſtus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verſtanden. Im ganzen Weltall ſind tauſend Jahre ein Tag. Wir müſſen geduldig an dieſem Unternehmen arbeiten und warten. Kant.

Weltſeele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen,
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geiſter
Gelinde leitend höchſte Meiſter
Zu dem, der alles ſchafft und ſchuf. Goethe.

Inhalt.

Seite

Einleitung: Eine Sinndeutung des Weltalls 1

1. Die beiden Bäume im Garten Eden. 2. Wahre Bereicherung. 3. Die Hingabe des Helden. 4. Die Bedeutung des Vertrauens in der Weltanschauung. 5. Die Innerlichkeit des Weltalls. 6. Alles Dasein ist Erlebnis. 7. Aus einem brutalen Weltwesen könnte nichts Höheres entstehen. 8. Das Unbewußte und die Schwelle des Bewußtseins. 9. Die Menschheit als Organismus. 10. Das geniale Bewußtsein. 11. Die Bedeutung des Bösen. 12. Tod und Unsterblichkeit. 13. Das bessere Selbst oder All-Ich. 14. Das Recht des Natürlichen im Höherstreben.

Jugend und Alter 55
Menschheit und Menschentum 66
Schicksal und eigene Kraft 74
Das Ich und der Egoismus 85
Arbeit und Erholung, Beruf und Erwerb 95
Genuß und Enttäuschung, Maßhalten und Gesundheit . . . 110
Erziehung und Selbstveredelung 122
Leidenschaft und Selbstbeherrschung 132
Hoffen und Sorgen, Ertragen, Verzichten 141
Umgang mit Menschen 149
Der Leumund, Ruhm, Richten und Duldsamkeit 159
Charakter und Persönlichkeit 171
Freundschaft 179
Weib- und Gattenliebe, Eltern und Kinder 187
Das Leben im Staate 204
Religion und Glaubenssatzung 216
Das Übel und der Wert des Lebens 229
Trost im Unmut 244
Pflicht und Gewissen, Schuld und Erlösung 258
Wahrhaftigkeit und Selbsterkenntnis 267
Phantasie und Gemüt, Naturgefühl und Kunst 280
Mitgefühl und Güte 297
Gott in uns 311
Tod — Unsterblichkeit 326
Der ewige Sinn 343

□□□□□□

KÖNIGS SCHLOSSBUCHEREI

PN
6091
W5

Wille, Bruno (comp.)
Lebensweisheit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY